

BSE, Vogelgrippe & Co.: "Lebensmittelskandale" und Konsumentenverhalten; eine empirische Studie

Philipps, Axel

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Philipps, A. (2008). *BSE, Vogelgrippe & Co.: "Lebensmittelskandale" und Konsumentenverhalten; eine empirische Studie*. (Science Studies). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839409534>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

AXEL PHILIPPS

BSE, Vogelgrippe & Co.

»Lebensmittelskandale«

und Konsumentenverhalten

Eine empirische Studie

Axel Philipps
BSE, Vogelgrippe & Co.

Axel Philipps (Dr. phil.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie und Sozialpsychologie der Universität Hannover. Seine Forschungsschwerpunkte sind Soziologie des Essens, Ressortforschung und alltägliche Resistenzen.

AXEL PHILIPPS

BSE, Vogelgrippe & Co.

»Lebensmittelskandale« und Konsumentenverhalten.

Eine empirische Studie

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2008 transcript Verlag, Bielefeld



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat: Constanze Derham

Satz: Axel Philipps

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-953-4

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

INHALT

Einleitung	7
Die Anatomie des Skandals	19
Die Skandalforschung	20
Die moralische Verfehlung	21
Die Enthüllung	25
Die Empörung	29
Zusammenfassung	31
Über Lebensmittelskandale	33
Lebensmittelskandale im historischen Kontext	35
Lebensmittelkrisen und die Reaktionen der Bevölkerung	41
Ergebnisse der Lebensmittelskandalforschung	45
Zusammenfassung	53
Risikosoziologie	55
Ansätze soziologischer und soziokultureller Risikoforschung	56
Zusammenfassung	80
Die Soziologie des Essens	83
Die soziale Dimension des Essens	83
Lebensstil und Essen	90
Zusammenfassung	101
Das empirische Forschungsdesign	103
Methodisches Vorgehen	111
Dimensionen des alltäglichen Umgangs mit Lebensmittelskandalen	129
Lebensmittelskandale	129
Ursächliche Deutungen von Lebensmittelskandalen	132
Gegenbilder	135
Aufforderung an andere	138
Einschätzungen der massenmedialen Berichterstattung	140

Rolle der Politik	141
Informationsverhalten	144
Konsumbeschränkungen	145
Krankheiten	146
Zusammenfassung	146
Praktiken und Rechtfertigungen	149
Alltagspraktiken	150
Rechtfertigungen der eigenen Praktiken	152
Zusammenfassung	159
Bewältigungsmuster	161
Die Rekonstruktion typischer Bewältigungsmuster	161
Natürliches als Alternative	166
Zutrauen in die Region	168
Vertrauen in institutionelle Kontrollen	170
Expertenwissen beschaffen	172
Selektiver Verzicht als Reaktion auf mediale Berichterstattung	174
Bewältigungsweisen und Bedingungsbeziehungen	177
Zusammenfassung	183
Schlussbemerkung	185
Literatur	195
Anhang Leitfaden	215
Anhang Transkriptionsregeln	219
Anhang Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	221

Einleitung

Lebensmittelskandale sind heutzutage regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen in unserem Alltag. Ausgelöst werden sie zumeist durch den Ausbruch von Tierseuchen wie BSE, den Verkauf verdorbener Ware («Gammelfleisch») oder die Überschreitung von wissentlich tolerierten Grenzwerten für Schadstoffe wie Dioxin. Kaum ein Tag vergeht ohne einen Bericht über solche Missstände in der Erzeugung, der Verarbeitung oder im Vertrieb von Lebensmitteln, in die auch Entscheidungen der Wirtschaft und Politik verstrickt sind. Zumindest entsteht dadurch schnell der Eindruck, dass die Risiken in unserer heutigen Gesellschaft zunehmen.

Ein passendes Schlagwort dazu liefert mit der *Risikogesellschaft* Ulrich Beck (1986, 1993), der damit auf ein gewandeltes gesellschaftliches Bewusstsein verweist. Neu für ihn ist, dass der moderne Mensch die Konsequenzen einer zunehmenden Industrialisierung und den daraus folgenden Raubbau an der Natur reflektiert. Zudem wird den Menschen bewusst, dass die Moderne Risiken produziert, welche die gesamte Menschheit betreffen können. Zugleich betont Beck aber auch, dass die Gefahren und Risiken dem Alltagsbewusstsein nur fremd vermittelt werden können, denn es bedarf theoretischer und methodischer Kenntnisse der Wissenschaften, um die Gefahren zu erkennen. Daraus ergeben sich jedoch auch Probleme, denn es ist fraglich, ob diese »Fremdvermittlung« bis zu den Laien vordringt und diese zum Handeln anregt. Becks Hoffnung liegt daher in der Etablierung einer neuen politischen Kultur, die sich in die Entscheidungs- und Aushandlungsprozesse einmischt.

Diese neuen Qualitäten heutiger Risiken und Gefahren zeigen sich insbesondere in einer zeitlichen Gegenüberstellung: Existenzielle Krisen und Katastrophen erzeugten für die Menschen des Mittelalters eine unmittelbare Betroffenheit und Bedrohung. Kriege, Epidemien, Missernten und Naturkatastrophen führten zu einem Klima allgemeiner Lebensunsicherheit und kritischer Lebensmittelversorgung. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit brachen sie über die Menschheit herein und rafften große Be-

völkerungsteile dahin bzw. verkürzten aufgrund körperlicher Schwächen und Krankheiten die Lebenserwartungen. Entsprechend der Schwankungen zwischen Zeiten ausreichender Kost und Ernährungskrisen wechselten die Menschen, Mennell (1988) zufolge, daher zwischen Festgelagen und Fasten. Teilweise übten sich die einfachen Leute auch in Zeiten hinlänglich vorhandener Lebensmittel in dem Verzehr schwerverdaulicher Speisen wie Baumrindenzbrot. Es sollte den Magen auf künftige Hungersnöte vorbereiten. Man versuchte sich aber nicht nur den Bedingungen anzupassen, sondern nach Bohnstedt (1994) traten ebenso Revolten in den Anbaugebieten von Getreide auf, das heißt, die dort ansässige Bevölkerung versuchte, die Verschiffung von Nahrungsmitteln in andere Regionen zu verhindern.

Eine existenzielle Bedrohung trifft aber auf die heutigen Missstände in der Lebensmittelerzeugung nur sehr bedingt zu. Eine Ausnahme dürften die betroffenen Erzeuger¹ sein, wenn es zu Absatzeinbußen kommt. Problematisch für Konsumenten wird vielmehr, dass sie beständig von Lebensmittelskandalen hören und lesen, die zudem auch noch eine ganze Bandbreite – von Massenwaren bis zu ökologisch erzeugten Produkten – betreffen. Aus dieser Perspektive ist es interessant, zu erfahren, wie die Menschen Lebensmittelskandale aufnehmen und darauf reagieren.

Einerseits erlaubt selbst die auf Dauer gestellte Skandalisierung keinen Verzicht auf alle Lebensmittel, denn Fasten ist nur in einem begrenzten Maße möglich. Auf der anderen Seite ist bekannt, dass nur ein geringer Teil der Bevölkerung kritisch und selektiv konsumiert (vgl. Bergmann 2000; Stolle/Micheletti 2005). Die zentralen Forschungsfragen dieser Arbeit lauten daher: Reflektieren und ändern Menschen ihre Ernährungsgewohnheiten und -vorlieben durch Lebensmittelskandale? Welche Merkmale muss ein Skandal haben, um Laien zu irritieren? Wie werden Skandale ausgelegt? Welche Konsequenzen ziehen die Menschen daraus? Wer reagiert auf berichtete Missstände und wie?

Es geht also um die alltägliche Deutung² und Bewältigung von Lebensmittelskandalen unter Laien. Dies setzt voraus, dass eine Untersuchung nicht bei ausgewiesenen Experten ansetzen kann, um etwas über die Auslegung und Beurteilung von etwas Neuartigem und Unvertrauten wie Lebensmittelskandale zu erfahren, sondern bei normalen Menschen in ihrem Alltag. Was bedeuten aber Ausdrücke wie *normale Menschen* oder *Alltag*? Was haben wir darunter zu verstehen? Ein leitendes Konzept für diese Arbeit ist daher das Verständnis von Alfred Schütz (1960, 1990).

1 Aus Gründen der Lesbarkeit wird die männliche Form verwendet, gemeint sind damit immer beide Geschlechter.

2 Im Unterschied zur korrespondenztheoretischen Auslegung der Wahrnehmung als Abbild der Realität, schließen Deutungen mit ein, dass biographische Erfahrungen, habituelle Einflüsse und subjektive Relevanzen die Wahrnehmung organisieren und prägen. Die ›Wirklichkeit‹ wird somit erst erzeugt, wenn Individuen eine Situation deuten und auslegen.

Unter Alltag versteht er nämlich, dass es sich um die ausgezeichnete Wirklichkeit handelt, die für Jedermann selbstverständlich, fraglos und bis auf weiteres unproblematisch ist. Die Alltagswelt bildet die grundlegende Sphäre, in der die Menschen intersubjektiv mit anderen leben und agieren. Aus dieser Alltagswelt können sie in andere Sinnsphären (Phantasie, Traum, Philosophie, Wissenschaft etc.) wechseln, um aber letztlich stets zu ihr zurückzukehren (vgl. Berger/Luckmann 1973: 24ff.; Schütz/Luckmann 1991: 25; Schütz 1990: 208; Schütz 1982: 144f.). Als Wirkwelt ist sie die Welt der Routinetätigkeiten, »in der es zu jeder Zeit eine plausible Chance gibt, die erprobten Handlungsrezepte anzuwenden«, da dem Individuum in den Grenzen des Alltags »alles bis zum Gegenbeweis vertraut und deswegen fraglos gegeben [ist]. Sie ist die Welt der vertrauten Themen, der vertrauten Auslegungen und sogar meine Motivsysteme, die mein Handeln beherrschen, sind habituelle Besitze von früheren Erfahrungen und bisher erfüllten Erwartungen« (Schütz 1982: 184f.). Der Grund hierfür liegt darin, dass frühere Erfahrungen als erworbenes Wissen über typische Merkmale einer Situation oder eines Gegenstandes in einem Wissensvorrat abgelegt sind. *Vertrautheit* erwächst dann aus der Möglichkeit, neue Erfahrungen hinsichtlich ihrer typischen Aspekte auf den bereits erworbenen Wissensvorrat zu beziehen (vgl. Schütz 1982: 93). Oder anders formuliert: »Kurzum, mit etwas zur Genüge vertraut zu sein heißt, dass es mit Hilfe der im Wissensvorrat zuhandenen Typisierungen hinreichend ›konkret‹ bestimmt werden kann, um mit den plan-bestimmten Erfordernissen der Situation fertig zu werden« (Schütz/Luckmann 1991: 184).

Erst wenn die Erwartungen im routinierten Alltagsvollzug von etwas Unvertrautem durchkreuzt werden, wird dem Individuum ein Aufmerksamkeitswechsel auferlegt. Es muss sich dem Problem zuwenden, um sich Gewissheit im Sinne von Vertrautheit zu verschaffen. Wie und in welchem Ausmaß das Problem aber relevant ist, hängt von dem biographisch geprägten und abgelegten Wissens- und Erfahrungsvorrat ab. Individuen können daher ein Ereignis unterschiedlich erleben: Für den einen erwächst daraus kein Problem – er steht der Situation indifferent gegenüber. Für jemand anderes mag diese Situation unvertraut erscheinen und wird daher zum Auslöser, diese neu auszulegen und die neuartige Erfahrung in den Wissensvorrat einzubetten (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 150ff.; Schütz 1982: 55).

Dieses Alltagsverständnis von Alfred Schütz beruht auf seinen späten Schriften. Gegenüber seinen früheren Arbeiten entwickelt er hier ein Konzept vom Alltag, das auf Routinehandlungen und Problemlösungen beruht und nicht allein auf der sinnhaften Gerichtetheit der Akte des Bewusstseins. Damit löst sich Schütz vom Mentalismus, das heißt das Soziale/Kulturelle wird in den Intentionen verortet und weist damit Parallelen zur Theorie sozialer Praktiken auf (vgl. Reckwitz 2003: 288 FN 6). Nach Reckwitz ist die Praxistheorie eine spezifische Version einer kulturtheo-

retischen, sozialkonstruktivistischen Perspektive. Zu ihrer Grundannahme zählt, dass die symbolischen Ordnungen für Verständnis und Gleichförmigkeit der sozialen Welt sorgen, aber die Praxistheorie bleibt nicht bei der Analyse von Intentionen, Diskursen oder Texten stehen, sondern »begrift die kollektiven Wissensordnungen der Kultur [...] als ein praktisches Wissen, ein Können, ein Know-how, ein Konglomerat von Alltagstechniken, ein praktisches Verstehen im Sinne eines ›Sich auf etwas verstehen.« (Reckwitz 2003: 289; vgl. auch Ebrecht/Hillebrandt 2004; Hörning/Reuter 2004) Die Theorie sozialer Praktiken betont dabei deren Materialität, das heißt die Verankerung sozialer Praktiken in Körpern und Artefakten und deren implizite, informelle Logik. Dies ist elementar für die praxeologische Perspektive, weil aus dieser Sicht einerseits Wissen als Verhaltensroutinen in den Körpern der handelnden Subjekte *inkorporiert* ist und gerade der Gebrauch von Dingen praktisches Wissen aktiviert. Und andererseits ist dieses Wissen und Verhalten nicht fest und unveränderbar. Vielmehr bilden Routinisiertheit und Unberechenbarkeit zwei Seiten der Praktiken. Im Subjekt existiert dementsprechend »ein mehr oder minder loses Bündel von praktischen Wissensformen: In deren Heterogenität, Nicht-Aufeinanderabgestimmtheit, möglicherweise auch Inkommensurabilität [...] sich ein Potential für die Unberechenbarkeit des Verstehens und Verhaltens des Einzelnen und für die kulturelle Transformation der Praxis [findet].« (Reckwitz 2003: 296) Die Logik der Praxis begründet sich dabei »aus der praktischen Notwendigkeit, mit verschiedenartigen Verhaltensroutinen und deren heterogenen Sinngehalten umzugehen.« (ebd.)

Die Praxistheorie setzt also Kultur nicht gleich mit territorial fixierten Entitäten, Normen und Werten, die ein bestimmtes Handeln bedingen, sondern »Kultur drückt sich gleichermaßen in kulturell eingelebten Gepflogenheiten, Wissensbeständen und Kompetenzen aus, die in die Praktiken und Handlungsmuster einfließen, die in der Welt ihre Wirksamkeiten entfalten und zusammen mit anderen Praktiken Wirklichkeiten transformieren oder stabilisieren.« (Hörning 2001: 157) Kultur aus den Anforderungen der Praxis zu verstehen, macht schließlich die Praktiken zum Kernstück für eine Analyse von Stabilität und Veränderbarkeit eingübten und inkorporierten Verhaltens. Stabilität erwächst dabei aus dem Einsatz von sozialen Kriterien im Vollzug einer Praktik, »mit denen sich die Akteure in der jeweiligen Praktik eine entsprechende ›Sinnwelt‹ schaffen, in denen Gegenstände und Personen eine implizit gewusste Bedeutung besitzen, und mit denen sie umgehen, um routinemäßig angemessen zu handeln.« (Reckwitz 2003: 292). Die Routinehandlungen reproduzieren damit zugleich die Geordnetheit der Sozialwelt, wobei die Praktiken nie starre, exakte Wiederholungen sind. Hörning spricht vielmehr von einer »Wieder-Erzeugung eines Zustands in einem anderen Kontext unter einem anderen Vorzeichen.« (Hörning 2004: 34) Somit ist praktisches Wissen immer his-

torisch-spezifisch und es können sich aus den Umständen sowie aus den Eigenschaften einer *Logik der Praxis* (Reckwitz) Überraschungen, Unberechenbarkeiten und damit Möglichkeiten der Veränderung ergeben.

Eine Beschäftigung mit alltäglichen Bewältigungsweisen von Lebensmittelskandalen könnte also nach dem inkorporierten Wissen und den Handlungsmustern beim Umgang mit solchen Skandalen fragen. Man könnte beispielsweise konkrete Verhaltensweisen bei den Verbrauchern beobachten. Gegen eine teilnehmende Beobachtung von Konsumenten während eines Lebensmittelskandals sprechen jedoch zwei Punkte: Erstens gibt es keinen bestimmten Ort oder Zeitpunkt im Alltag, wo sich die Handlungen bezüglich des Umgangs mit Lebensmittelskandalen ereignen. Sie sind weder an die Wohnung noch an den Arbeitsplatz oder andere Räumlichkeiten gebunden. So können relevante Praktiken und Wissensbestände am Frühstückstisch, vor dem Fernseher, im Supermarkt oder im Gespräch mit Arbeitskollegen auftreten. Zweitens ist die Bewältigung von Ereignissen wie Lebensmittelskandale nicht auf eine bestimmte soziale Gruppe beschränkt. Sie ist kein Phänomen einer spezifischen Subkultur oder einer bestimmten Organisation. Eine teilnehmende Beobachtung würde somit bedeuten, eine Vielzahl von Menschen auf Schritt und Tritt in ihrem Alltag zu begleiten. Letztlich ein kaum zu vertretender Aufwand, um eine Antwort auf die Frage nach den alltäglichen Bewältigungsmustern von Lebensmittelskandalen zu bekommen. Daher beschränkt sich die hier gewählte Vorgehensweise auf ein leitfadengestütztes Gespräch mit den Verbrauchern. In diesen Interviews werden verschiedene Aspekte und mögliche Zusammenhänge von Alltag und Lebensmittelskandalen angesprochen. Damit geht es in den Analysen weniger um Routinisierungen bestimmter Handlungen mit dem Körper oder an einem Artefakt, sondern um Bedeutungen und Wiederherstellungen von Vertrautheit im alltäglichen Vollzug. Ebenso stehen Problemlösungen und Handlungsrezepte im Vordergrund und weniger die Klärung von Routinisierungen und Unberechenbarkeiten sozialer Praktiken. Leitfadeninterviews sind in diesem Zusammenhang besonders geeignet, um Wissensformen und Gewissheiten nachzuvollziehen und herauszuarbeiten.

Aus der gewählten theoretischen Perspektive können Lebensmittelskandale beispielsweise zu problematischen Situationen führen, sobald man seinen Alltag nicht routinemäßig fortsetzen kann: Erweist sich der Skandal für ein Individuum als etwas Neuartiges, muss es erst wieder Vertrautheit herstellen. Der Umgang mit einer solchen Situation ist aber nicht nur eine Frage der biographischen Erfahrungen, individuellen Relevanzsetzungen und Fähigkeiten, sondern ist ebenso von sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen geprägt, da ein Individuum stets Teil einer Gruppe, eines bestimmten Milieus und einer Gesellschaft ist. Um diese möglichen Einflüsse einzubeziehen, gehe ich auch umfassend auf die kulturtheoretischen Überlegungen von Mary Douglas (1985, 1992) ein. Die-

ser Schritt beruht auf zwei Gründen: Erstens wird der kulturanthropologische Ansatz von Douglas in der Risikoforschung von verschiedenen Seiten für eine soziokulturelle Untersuchung ausgewiesen. Das Konzept besitzt eine überragende Prominenz, was mich zu einer eingehenden Beschäftigung damit veranlasste. Zweitens geht Douglas in ihren Arbeiten von Beziehungen zwischen Weltansicht, Risikoeinschätzung und bestimmten sozial strukturierenden Merkmalen aus, wonach die individuellen Vorstellungen, Haltungen und Absichten vom Grad der Gruppenbindung und dem Einfluss von Regel- und Kontrollstrukturen abhängig sind. Entsprechend dieser deterministischen These müssten sich Verknüpfungen zwischen bestimmten Umgangsweisen und sozialen Strukturen aufzeigen lassen.

Zentraler Gegenstand dieser Arbeit sind also alltägliche Formen der Bewältigung von Lebensmittelskandalen und deren mögliche Einbettungen in bestimmten sozialen Kontexten. Vor allem will ich dabei jene Aspekte näher betrachten, die Auskunft über die Art der Vertrautheit geben bzw. wie sie wieder hergestellt wird, wenn eine problematische Situation vorliegt. Es geht also um Orientierungsrahmen, Rechtfertigungen, Ressourcen und Grenzen im Zusammenhang mit alltäglichen Umgangsweisen. Zudem werde ich im Ansatz den Verflechtungen solcher Alltagspraktiken mit dem sozialen Hintergrund der Menschen nachgehen, da bereits Douglas (1992c) von der Hauptthese ausging, dass die Benennung von Risiken bzw. riskanter Anderer eine bestimmte Funktion hat: Sie dient nämlich dazu, Schuldige für Fehler und Missständen zu finden. Die Autorin betont jedoch zugleich, dass kulturell divergierende Gruppierungen verschiedene Auffassungen von so genannten riskanten Gegenständen, Individuen und Institutionen haben. Damit bestimmen nicht nur die mächtigen Gruppen in den administrativen und staatlichen Institutionen, was ein Risiko ist, sondern auch Menschen ohne gesellschaftliche Einflussmittel und mit geringen Chancen. Im Rahmen meiner Fragestellung ermittele ich also ebenso, ob sich verschiedene Risikoeinschätzungen bei Lebensmittelskandalen entsprechend unterschiedlich verteilter Ressourcen und Chancen finden lassen.

So ist aus Studien zum alltäglichen Umgang mit solchen Skandalen bekannt, dass es unterschiedliche Reaktionen gibt. Beispielsweise zeigte die BSE-Krise, dass ein Teil der Bevölkerung auf Rindfleisch verzichtete, ein anderer den Verzehr reduzierte oder man wie gewohnt sein Rindfleisch weiter konsumierte. Die Verunsicherung der Konsumenten kann demnach nur einen Teil der Verhaltensweisen erklären, weil auch verunsicherte Personen weiterhin Fleisch vom Rind aßen oder lediglich versuchten, ihren Verbrauch zu reduzieren (vgl. Kafka/Alvensleben 1998). Weiterhin existieren Ergebnisse, die eine besondere Sensibilität für negative Meldungen aus der Lebensmittelerzeugung und eine erhöhte Aktivität bei der Informationsbeschaffung bei jenen feststellen, die höhere Bildungsabschlüsse

haben und eher als ernährungsbewusst, technikskeptisch und umweltbewusst einzustufen sind (vgl. Bergmann 2000; Caplan 2000; Kafka/Alvensleben 1998; Meyer-Hullmann 1999). Für andere erschöpfte sich die Informationsbeschaffung über BSE mit der Kenntnisnahme der massenmedialen Schlagzeilen. Zugleich geben andere Studien Hinweise auf einen möglichen Einfluss von kulturellen Normen und Werten, die jedoch bis heute nicht zum Gegenstand der Forschungen gemacht wurden (vgl. Alvensleben 1998; Bergmann 2000; Kafka/Alvensleben 1998). Schließlich zeigen Untersuchungen und Ansätze der Risiko- und Ernährungssoziologie, dass sowohl der alltägliche Umgang mit Risiken wie auch die Ernährungsgewohnheiten durch unterschiedliche kulturelle, soziale und lokale Bedingungen geprägt sind (vgl. Tulloch/Lupton 2003; Murcott 2003).

Der wissenschaftliche Beitrag der vorliegenden Arbeit liegt also in einer differenzierten und vertiefenden Betrachtung des alltäglichen Verbraucherverhaltens bezüglich unterschiedlicher Problemlösungen während auftretender Lebensmittelskandale. Die Untersuchung ist dabei nicht allein auf die BSE-Krise beschränkt und geht zumindest in Ansätzen der Frage nach, ob und welche soziokulturellen Beziehungen zu den Bewältigungsmustern bestehen.

Entsprechend sind die vorhandenen Forschungsergebnisse als Vorwissen in die Konstruktion eines Interviewleitfadens zu den alltäglichen Bewältigungsformen bei Lebensmittelskandalen eingeflossen und haben Anlass gegeben, die Befragungen für diese Arbeit innerhalb bestimmter sozialer Kontexte durchzuführen. Die Untersuchung einer sozialen Einbettung der Alltagspraktiken im Umgang mit Lebensmittelskandalen beschränkt sich jedoch auf die Analyse kontrastierender Fälle. Es wurden also Interviews mit Menschen geführt, die sich anhand sozialstruktureller und soziokultureller Merkmale deutlich unterschieden. Als Ausgangspunkt wählte ich solche sozialen Milieus, die sich in der Gesellschaft gegenüberstehen. Die entsprechenden Milieubeschreibungen und Verortungen im sozialen Raum beruhen auf den Studien von Vester et al. (2001).

Die begrenzte Auswahl weniger sozialer Milieus hat jedoch Konsequenzen für das Ergebnis und die Reichweite der vorliegenden Arbeit. Das eingeschränkte Ziel kann also nur sein, einem möglichen Zusammenhang zwischen bestimmten alltäglichen Bewältigungsformen und ausgewählten sozialen Milieus nachzugehen. Sollte sich herausstellen, dass es solche Beziehungen zwischen zumindest einzelnen sozialen Kontextmerkmalen und spezifischen Umgangsweisen mit Lebensmittelskandalen gibt, müsste eine weitere Untersuchung klären, ob dies für alle sozialen Milieus gilt und wie sich die Bewältigungsformen unter den Milieus verteilen. Eine repräsentative Untersuchung solcher möglichen Verknüpfungen hätte jedoch den Rahmen meiner Studie gesprengt. Zudem gibt es berechtigte Zweifel, dass dieser Zusammenhang überhaupt besteht. Nimmt man beispielsweise die Forschung zu Umweltmentalitäten, so konnten Unterschiede im um-

weltspezifischen Handeln und Entscheiden nicht eindeutig auf bestimmte soziale Milieus zurückgeführt werden (vgl. Zwick 2002; Brand/Fischer/Hoffmann 2003). Differenzierte alltagskulturelle Bedingungsgefüge bringen also nicht deterministisch spezifische Umgangsweisen mit einem Problem wie Umweltzerstörung hervor. Diese Feststellungen müssen aber nicht für die alltägliche Bewältigung von Skandalen im Lebensmittelbereich gelten, so dass eine zumindest punktuelle Untersuchung in ausgewählten sozialen Milieus Aufschluss darüber liefern kann, ob eine umfassendere Forschung auf diesem Gebiet verwertbare Erkenntnisse bereitstellen wird.

Weiterhin ergeben sich Grenzen bei der Aussagekraft meiner Ergebnisse durch den methodischen Zugang: Qualitative Leitfadenterviews lassen sich nur in einer geringen Fallzahl durchführen. Für eine vertiefende Analyse alltäglicher Bedingungen und daraus resultierender Bewältigungsweisen spricht aber, dass die quantitativen Untersuchungen keine befriedigenden Antworten auf die subjektiven Handlungen der Konsumenten liefern konnten. Weder die Verunsicherung, die Zahl negativer Meldungen, noch das Einkommen oder die Preise erklären in ausreichendem Maß das Verbraucherverhalten (vgl. Eckert 1998; Kafka/Alvensleben 1998; Wildner 2002). An dieser Stelle bot sich daher erneut eine vertiefende Zuwendung zu dieser Problemstellung an, um typische Muster zu identifizieren und weitere Zusammenhänge freizulegen. Außerdem ist dieses Vorgehen vertretbar, da es dem konkreten Einzelfall in seiner sozialen Einbettung und den sinnlogischen Zusammenhängen mehr Raum gibt und der Laie die Möglichkeit hat, seine eigene Sichtweise und Auslegung unvermittelt zur Sprache zu bringen. Um jedoch die Lesbarkeit zu erleichtern, habe ich auf ausführliche Zitate und Belege aus verschiedenen Gesprächen verzichtet.

Der Aufbau der vorliegenden Arbeit orientiert sich am Vorgehen der Untersuchung. Die ersten vier Kapitel nähern sich an den Forschungsgegenstand an und geben den theoretischen und empirischen Stand der Forschung zum alltäglichen Umgang mit Lebensmittelskandalen und angrenzender Forschungsfelder wieder.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich beispielsweise ganz allgemein mit dem Phänomen *Skandal*. Vor allem politische und massenmediale Einflüsse werden aufgezeigt, denn antreibend für den Prozess der Skandalisierung sind oftmals, jedoch im Hintergrund, politische Interessen wie der Wahlerfolg oder massenmediale Ziele wie höhere Druckauflagen bzw. die Bestärkung bestimmter Normen und Werte. Die Forschung verdeutlicht aber auch, dass eine Skandalisierung ihre volle Wirkung erst entwickelt, wenn die Skandalrezipienten die moralische Verfehlung aufgreifen und sich öffentlich empören. Damit spielt das »Publikum« in Form der Verbraucher für das Gelingen bzw. Scheitern einer Skandalisierung eine wichtige Rolle.

Das dritte Kapitel befasst sich dann spezifisch mit Lebensmittel-skandalen. In Abgrenzung zu anderen Skandaltypen werden die charakteristischen Merkmale eines solchen Skandals herausgearbeitet. Weiterhin geht es um die Frage, wie sich die spezifischen Bedingungen für eine Skandalisierung von Lebensmitteln historisch herausbildeten und wie sich im geschichtlichen Wandlungsprozess die Reaktionen der Verbraucher veränderten. Ich stelle aber auch Untersuchungen zum Verbraucherverhalten im Zusammenhang jüngerer Skandale vor. Anhand dieser Ergebnisse lassen sich somit erste Vermutungen über unterschiedliche Bewältigungsformen und mögliche Beziehungen zu bestimmten sozialen Kontexten formulieren.

Im vierten Kapitel sind vor allem Ansätze und Überlegungen der Risiko-soziologie zum alltäglichen Umgang mit Unsicherheiten und Risiken enthalten. Die Auswahl umfasst die systemtheoretische Auslegung zur Risikokonstruktion (Luhmann 1991), die Arbeiten zur Risikogesellschaft und den Konsequenzen der Moderne von Beck (1986) und Giddens (1991, 1996), die Gouvernementalitätsthese und die strategische Nutzung von Risiken (nach Foucault 2000), der kulturanthropologische Ansatz über die soziale Funktion des Risikos (Douglas/Wildavsky 1983; Douglas 1985, 1990, 1992) und konstruktivistische Konzepte zum Umgang mit Ungewissheiten (Festinger 1957; Schütz 1982; Schütz/Luckmann 1991; Swidler 1986). Diese Arbeiten und ihre Kritiken zeigen beispielsweise (vgl. Tulloch/Lupton 2003), dass Risiken für Laien nicht nur negativ sind, sondern auch positive Aspekte haben (z.B. Abenteuer und aufregende Erlebnisse). Ebenso legen die Ergebnisse nahe, dass die Menschen in ihrem Alltag nicht allein den öffentlichen Diskurs reproduzieren. Vielmehr unterliegen ihre Risikoeinschätzungen sozialen, kulturellen und lokalen Bedingungen.

Im Begriff *Lebensmittelskandal* ist bereits angelegt, dass das Thema auch in den Bereich des Essverhaltens hineinreicht. Das Thema Essen ist in der Soziologie eher eine Randerscheinung und erfährt erst in jüngster Zeit eine stärkere Aufmerksamkeit. Entgegen der Einordnung von Essen und Trinken als Mittel zur physischen Befriedigung des Grundbedürfnisses Hunger geht es aus soziologischer Perspektive jedoch um die kulturellen und sozialen Unterschiede anhand von Lebensmitteln und Speisen. Daher behandelt das fünfte Kapitel die sozialen und kulturellen Differenzen und Entwicklungen der Ernährungsgewohnheiten und stellt insbesondere den Gebrauch des Essens als kulturelles Zeichen (zur Distinktion) in den Mittelpunkt.

Den empirischen Teil der Arbeit eröffnet das sechste Kapitel. Es beschreibt die Konzeption der Untersuchung und das methodische Vorgehen. Dargestellt werden die Vorüberlegungen, das Auswahlverfahren, die Durchführung der Interviews und deren Auswertung. Anhand der einzelnen Schritte zeige ich, wie im Verlauf des Forschungsprozesses bestimmte

Vorgehensweisen überdacht und den gegebenen Bedingungen angepasst werden mussten.

Das siebte Kapitel präsentiert und diskutiert die Vielfalt und die Besonderheiten der gefundenen Kategorien. So hat sich gezeigt, dass die Vorstellungen der Befragten, was ursächlich zu Lebensmittelskandalen führt, eng mit moralischen Verurteilungen wie Gewinnstreben der Erzeuger, mit romantischen Kritiken an der Unnatürlichkeit der landwirtschaftlichen Produktion, mit Kritiken an der massenmedialen Panikmache und mit Besorgnis über offene nationale Grenzen einhergehen. Gegenbilder veranschaulichen aber auch, dass es aus Sicht der Interviewten Bedingungen gibt, die einen sicheren Umgang mit skandalisierten Lebensmitteln ermöglichen: Natürlichkeit, Selbstversorgung, Expertenwissen, Kontrollinstitutionen und sichere Orte. In diesem Kapitel geht es weiterhin darum, an welche Skandale die befragten Personen sich erinnern, welche Informationsquellen sie nutzen, welche Ratschläge sie geben, wie sie die massenmediale Berichterstattung einschätzen, wie sie die Rolle der Politik bewerten und welche Krankheiten ihre Ernährung beeinflussen. Alle relevanten Einordnungen und ihre Ausprägungen werden im Einzelnen und anhand von Beispielen vorgestellt. Damit kann nicht nur die Varianz und Breite der Aussagen, Argumente und Deutungen der Gesprächspartner wiedergegeben werden, sondern die Präsentation bietet auch eine Grundlage für die Interpretationen des Materials bezüglich unterschiedlicher Bewältigungsmuster im Alltag.

Das anschließende achte Kapitel geht gesondert auf die individuellen Reaktionen und Rechtfertigungen der Alltagspraktiken bei Lebensmittelskandalen ein. Diese Handlungsorientierungen umfassen ein breites Spektrum an Abwägungen und Vertrauensgaranten: Zutrauen in regionale Erzeugnisse, Kontrollmechanismen oder übergeordnete Institutionen, Gefahren nach ihrer Wahrscheinlichkeit und räumlichen Entfernung abschätzen, sachgerechte Informationen beschaffen, der Berichterstattung folgen, sich von der Panikmache distanzieren oder teure bzw. ökologische Produkte konsumieren. Im Gegensatz zur vorhergehenden Darstellung von Sichtweisen, Vorstellungen und intervenierenden Bedingungen, geht es hier um die konkreten ›Problemlösungen‹.

Das neunte Kapitel bildet einen weiteren Teil des empirischen Untersuchungsabschnittes: Es stellt die identifizierten Typen unterschiedlicher Umgangsweisen und Deutungen im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen vor. Entsprechend den alltäglichen Anforderungen an das Individuum, verschiedene Aspekte und Ebenen von Möglichkeiten, Bedingungen und Grenzen im Handlungsvollzug zu arrangieren, lassen sich unterschiedliche Bewältigungsmuster identifizieren. Dabei werden die zentralen Beweggründe anhand der typischen Muster aufgezeigt, also wie und welche Art der Vertrautheit es den Befragten erlaubte, mit bestimmten Lebensmittelskandalen umzugehen. In diesem Kapitel versuche ich aber

ebenfalls die Bewältigungsmuster sozial zu verorten, wobei sich zeigt, dass es nur lose Verknüpfungen zwischen den Umgangsweisen und einzelnen sozialen Lagen gibt. Geht man von den spezifischen Bewältigungsmustern wieder zurück zu den Einzelfällen, wird teilweise auch deutlich, dass einige Gesprächspartner jeden neuen Skandal anders auslegten, bewältigten oder anders gewichteten. Welche Praktik also unter welchen Bedingungen angewendet wird, ist letztlich von historisch-lokalen Kontingenzen abhängig.

Am Ende des Buches werde ich noch einmal die Ausgangsfragestellungen aufgreifen und die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zusammenfassen. Zugleich ziehe ich aus den Ergebnissen Schlussfolgerungen für weitere Untersuchungen in diesem Feld.

Abschließend möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, mich bei denjenigen zu bedanken, die mein Promotionsprojekt unterstützt und begleitet haben. Ein besonderer Dank gilt Frau Prof. Helena Flam, PhD, die bereitwillig die Betreuung der Arbeit übernahm. Ich möchte aber auch den vielen kritischen und aufmerksamen Gesprächspartnerinnen und -partnern für ihre Kommentare und Hinweise bzw. für die Vermittlung von Interviewpersonen danken. Sie haben diese Arbeit in ihrer Gestaltung und in ihrem Aufbau mitbestimmt, auch wenn sie vielleicht nicht mit allen Ausführungen und Auslegungen mitgehen. Mein Dank gilt in alphabetischer Reihenfolge: Prof. Dr. Eva Barlösius, Prof. Dr. Karl-Werner Brand, Prof. Dr. Helmut Bremer, Lars Büttner, Peter Deisinger, Constanze Derham, Christian Driesen, Dörte Hein, Tobias Grave, Beate Philipps, Lysann Rall, Nadine Swibenko, Prof. Dr. Steffen Wilsdorf, Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr und den Teilnehmern ihrer Forschungswerkstatt sowie Wolfgang Wolff. Unschätzbar für meine Motivation und Fähigkeit zur Vollendung des Dissertationsvorhabens waren ebenso die Bestärkungen und Unterstützungen meiner Eltern und meiner Freundin Lysann Rall, denen dieses Buch gewidmet ist.

Die Anatomie des Skandals

Die Beschäftigung mit Skandalen scheint in unserer Gegenwart ein lohnender Untersuchungsgegenstand zu sein, da sie in letzter Zeit häufiger auftreten. Wo man auch hinschaut und hinhört, überall wissen die Medien oder Freunde und Bekannte von skandalösen Zuständen und Ereignissen zu berichten. So haben regionale politische Skandale wie die Watergate-Affäre (1972-1974) oder der Skandal um Monika Lewinsky (1998) in den USA ebenso wie Skandale um Lebensmittel und schädliche Zusätze die Gemüter über nationale Grenzen hinaus erregt.¹ Ohne Zweifel zählen dazu auch die BSE-Krise oder in Europa umherirrende Dioxin-Fässer oder in jüngster Zeit das so genannte ›Gammelfleisch‹. Die Liste der Lebensmittelskandale könnte daher ohne weiteres fortgeführt werden, die gewählten Beispiele machen jedoch bereits deutlich, dass Skandale hohe Wellen der Empörung schlagen können, die möglicherweise sogar zu Krisen über Ländergrenzen hinweg führen.

In gewisser Weise haben sich damit die Verhältnisse bezüglich der Skandale geändert. Noch in den 1960er Jahren beschäftigte sich beispielsweise ein Buch von Christian Schütze (1967) zu diesem Thema allein mit den moralischen Verfehlungen von Politikern und Prominenten. Darin drehte sich alles um Geld, Macht und Sexualneid. Umwelt- oder Lebensmittelskandale spielten dagegen keine Rolle.

In diesem Kapitel werde ich daher eingehender auf die Forschung zu den Strukturen und Dynamiken von Skandalen im Allgemeinen eingehen. Schließlich gibt es eine theoretische Strömung, die mit dem Namen *Skandalologie* verbunden ist. Die Wissenschaftler dahinter bemühen sich, Begrifflichkeiten zu erklären, Gefahren abzuschätzen bzw. Potentiale auszuweisen.

1 Einer Verallgemeinerung dieser Feststellung muss aber vorausgeschickt werden, dass viele Meldungen über schädliche Lebensmittel oder deren Zusätze es nicht über die Erwähnung in einer Kurzmeldung hinaus schaffen.

Die Skandalforschung

Der Begriff *skandalon* kommt ursprünglich aus dem Griechischen. Er steht für das Stellholz an der Falle, die zuschnappt, wenn man das Holz berührt. Er bedeutet aber auch Abzug oder Drücker am Gewehr. Das mittellateinische *scandalum* als ein Lehnwort in den modernen europäischen Sprachen unterliegt dagegen einer gewissen Unschärfe. Erst im klassischen Kirchenlatein und im streng theologischen Zusammenhang hat sich das Wort Ärger als der gebräuchlichste und umfassendste Sinn von Skandalon und Scandalum etabliert, was auch heute noch als die beste Entsprechung für Skandal gilt (vgl. Schütze 1985: 12).

Die Wissenschaft, die sich mit diesem Phänomen beschäftigt, nimmt keine herausragende Stellung neben anderen Forschungsfragen der Sozialwissenschaften ein, sie rückt aber einen Aspekt der Gesellschaft in den Vordergrund, der in der Bevölkerung eine hohe Aufmerksamkeit erfährt und zu institutionellen Veränderungen führen kann. Autoren wie Gross (1965), Schütze (1967, 1985) und Klose (1971) haben sich in den 1960er und frühen 1970er Jahren daher mit Skandalen wissenschaftlich auseinandergesetzt. Der Einblick in Formen und Verläufe von Skandalen sollte damals vor allem zur politischen Bildung der Gesellschaft beitragen.

In den folgenden Jahrzehnten sind daraufhin einzelne Beiträge, Aufsatzsammlungen und Bücher erschienen, die Ansätze und Untersuchungen im Rahmen der Skandalforschung aufgriffen und die Ergebnisse weiter problematisierten und konkretisierten (vgl. Beule/Hondrich 1990; Ebbighausen/Neckel 1989; Goode/Ben-Yehuda 1994; Hondrich 1989; Imhof 2002a; Käsler 1991; Kepplinger 2001; Laermann 1984; Lull/Hinerman 1997; Moser 1989, 1990; Schmitz 1981; Silbermann 1992; Thompson 1997).²

Schütze (1967, 1985) ist dabei einer der ersten Autoren, der den Versuch unternimmt, eine systematische Aufstellung von Kriterien und Bedingungen für Skandale zu formulieren. Anhand verschiedener Darstellungen von Affären und Skandalen jener Zeit beschreibt Schütze das Zusammenspiel von Politik, Macht, Geld, Sexualneid, Öffentlichkeit, Tatsache und Gerücht. Er kommt schließlich zu der Auffassung, dass ein Skandal stets *die Wiederherstellung des Moralischen* bezweckt.

Im Konkreten äußert sich nach Schütze (1967, 1985) der zeitlich begrenzte Skandal in einer spontanen Entrüstung über ein öffentliches Ärgernis. Das Ärgernis geht dabei auf die enthüllte Normverletzung eines Prominenten oder einer Person des öffentlichen Lebens zurück. Da sich auf diesem Wege auch ein Einblick in die sonst verschlossene Privatsphäre der prominenten Politiker und Künstler eröffnet, erfreuen sich Skandale

2 Es kann nur ein unvollständiger Überblick gegeben werden. In der Aufzählung sind vor allem Arbeiten mit theoretischen Konzepten zur Skandalforschung aufgeführt.

einer gewissen Beliebtheit in der Bevölkerung. Durch die emotionale Berichterstattung der Presse wird dieser Unterhaltungswert noch verstärkt, was aber ferner dazu führen kann, dass es durch permanente Skandalmeldungen eine »zunehmende Verhärtung der Herzen« (Schütze 1967: 24) gibt. Die Erregung über den Vorfall oder die Affäre erlischt schließlich mit der Urteilsbildung in der Öffentlichkeit:

»Skandale verfolgen heftig, aber wenig ausdauernd ein Ziel im Vordergrund. Sobald sie es erreicht haben, verlieren sie alle Kraft. Die politische oder auch Unterhaltungspublizistik vertieft sich noch lange in Einzelheiten und kann dabei der freundlichen, aber keineswegs mehr leidenschaftlichen Anteilnahme des Publikums sicher sein. Und selbst wenn bei späteren Forschungen wesentliche Tatsachen zutage gefördert werden, die, wären sie im Augenblick des akuten Skandals bekannt geworden, den Dingen eine andere Wendung gegeben hätten, belebt das den Skandal nicht wieder. Die erregte Öffentlichkeit wollte vom Skandal ein rasches und handgreifliches Ergebnis. Ist dieses Ziel erreicht, dann verlangt sie nichts mehr.« (Schütze 1985: 29)

Den dargestellten Verlauf und die angeführten Kriterien fasst Hondrich (1989) in den drei grundlegenden Elementen des Skandals zusammen: moralische Verfehlung – Enthüllung – Empörung. Sie bilden zugleich die Trias des Skandals: Skandalisierte, Skandalierer und Skandalrezipient (vgl. auch Käsler 1991). Der *Skandalisierte* begeht demnach eine moralische Verfehlung, wogegen der *Skandalierer* die Rolle des Aufklärers einnimmt. Vollständig wird die Triade mit dem Publikum – dem *Skandalrezipienten* –, welches sich über die Normverletzung erregt. Die weitere Diskussion über die Merkmale eines Skandals orientiert sich daher in den kommenden Abschnitten an diesen Grundkategorien.

Die moralische Verfehlung

Es gilt als unbestritten, dass der Ausgangspunkt eines Skandals in einer Normverletzung liegt. In diesem Punkt sind sich alle Skandalforscher einig. Dies kann die Erschütterung sozial verbindlicher Wertesysteme (vgl. Neckel 1989: 57; Silbermann 1992: 215) oder die Ahndung bzw. Verfestigung von Normen »aus der Grauzone des Ungeregelten« sein (vgl. Hondrich 1984: 25; Moser 1989: 276). Das im Skandal angelegte Element des Normbruchs bedeutet dabei die Infragestellung der Erwartungshorizonte. Die erschütterten Erwartungen nötigen dann zu einer Neudefinition der Situation, da die geteilten Werte, Normen und Erwartungen eine soziale Ordnung und Orientierungen im Alltag, in Institutionen und Organisationen ermöglichen.

Ein Normbruch unter Gleichgesinnten wird vermutlich auch dort behandelt. Ein öffentlicher Skandal betrifft aber oft das asymmetrische Ver-

hältnis von Herrschaftsausübenden und -unterworfenen. Dies hat beispielsweise Einfluss auf die Deutung des politischen Skandals, da verschiedene Interessen eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Es kann so weit führen, dass die politische Funktion des Skandals in der Instrumentalisierung des Geschehens für bestimmte Absichten liegt. In vielen Fällen drückt sich also in solchen Situationen ein Konflikt über Verteilung, Ausübung, Kontrolle und Legitimation von politischer Herrschaft aus (vgl. Käsler 1991: 13; Gross 1965: 166; Learmann 1984: 161f.; Schmitz 1981: 109f.).

In der Literatur werden schließlich zwei verschiedene Funktions- und Wirkungsweisen angenommen (vgl. Zintz/Roennefahrt 1990: 601). Nach dieser Unterscheidung dienen auf der einen Seite Skandale dazu, *Normen zu kontrollieren* oder die *Legitimität von Werten zu bestätigen* (vgl. Ebbinghausen 1989; Neckel 1989; Schütze 1967). Skandale haben also vor allem eine »reinigende, die Gültigkeit von Normen und Legitimationskriterien politischen Handelns erneuernde Wirkung« (Ebbinghausen 1989: 172).

Auf der anderen Seite sind solche Ereignisse eher *schaupolitische Inszenierungen*, wobei diese These von einer manipulierbaren, handlungsunfähigen Masse ausgeht. Nach Käsler (1991) muss man bei diesen Inszenierungen wiederum zwischen der Entscheidungs- und der Schaupolitik unterscheiden. Die Schaupolitik erzeugt dabei in der Öffentlichkeit ein personalisiertes und dramatisiertes Bild von der Politik, welches nichts mit den publikumsfernen Verhandlungen in der Entscheidungspolitik zu tun hat. Das Publikum ist vielmehr einer großen Inszenierung in der Schaupolitik ausgesetzt, die einerseits Persönlichkeiten mit bestimmten Themen und Aufgaben verknüpft und andererseits nüchterne Nachrichten durch ihre mediale Aufarbeitung und durch die Inszenierung des Außergewöhnlichen dramatisiert. Der politische Skandal ist also in diesem Verständnis ein Instrument, welches politische Menschen-, Gesellschafts- und Weltbilder durch inszenierte, personalisierte und dramatische Einsätze von Metaphern, Symbolen und Mythen erzeugen, stabilisieren oder verändern soll. Käsler (1991) sieht beispielsweise in der Personalisierung und Dramatisierung die »mythologischen Funktionen der Politik« erfüllt, da diese – im Sinne Gluckmans (1989: 19) zum Thema Klatsch – einen hohen Beitrag zur Integration und Stabilisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse leisten.³

3 Fritz E. Hoevens hat in Bezug zur BSE-Krise eine etwas andere These zur inszenierten Kontrolle von Skandalen. Aus seiner Sicht sind die Pressemitteilungen über BSE-Fälle reine »Propaganda«, also eine Strategie des Verzichts, die eine Zerschlagung der »Wohlstandsinsel« durch die Verängstigung von Fleischkonsumenten anstrebt. Er sieht die Vegetarier als die lenkenden »Agenten«, die mit BSE einen »wohlvorbereiteten Zustand« eines kommenden »stabilisierten Massenvegetarismus« etablieren wollen (vgl. Hoevens 1996).

Allen Ansätzen ist letztlich gemein, dass sie von einer möglichen Einflussnahme und Steuerung der Skandale ausgehen. Demnach lösen moralische Verfehlungen Empörung in der Öffentlichkeit aus und bewirken dann in Demokratien eine »Selbstreinigung«, was Korrekturen und »Aufräumarbeiten« bei den Skandalisierten (Amtsenthebung, Ortswechsel, Gerichtsverfahren etc.) zur Folge hat (vgl. Schütze 1967: 304ff.). Auch wenn dies zum Teil nur inszeniert ist.

Diese Annahmen haben wiederum verschiedene Autoren kritisiert. So verweist Gross in seiner *Notiz zu einer Theorie des Skandals* auf archaische Züge in der Raserei der Massen, da aus seiner Sicht die spontane Entzündung nur durch die »Ritualschlachtung« eines Opfers besänftigt werden kann (vgl. Gross 1965: 165). Weniger düster, aber ebenso empirisch kaum nachvollziehbar, spricht Learmann (1984) vom »anarchischen Impuls« des Skandals. Der Skandal, als eine Gegenmacht zu den Herrschenden, äußert sich demnach in einem Entrüstungs- und Empörungüberschuss, der »ungerichtet und ungezielt« zu einer Gefahr werden kann (vgl. Learmann 1984: 169). Schließlich ergibt sich eine weniger impulsive Deutung der Grenzen einer kontrollierten Skandalentwicklung aus der Komplexität und der Kontingenz in solchen Situationen, weil die Uneinsichtigkeit und Unberechenbarkeit der Situation eine gezielte Einflussnahme erschwert. Dazu müsste man die Situation im Skandal in all ihren Facetten einschätzen können, man müsste zudem sicherstellen, dass keine anderen Skandalierer auftauchen und die Skandalrezipienten für die moralische Verfehlung sensibilisierbar sind. Bereits diese Bedingungen machen die Kontrolle eines Skandals jedoch fast unmöglich. Es ist daher auch leichter prominente Beispiele⁴ zu finden, wo die Einflussnahme scheiterte bzw. gegen die Skandalierer umschlug, als umgekehrt. So hat sich im Jahr 1987, während der Kieler Affäre, die Skandalisierung von Björn Engholm durch die CDU in einen Skandal um die Partei verwandelt. Anfänglich sollte nämlich die Preisgabe von Informationen über das Privatleben des Spitzenkandidaten der SPD diesen vor den Landtagswahlen diskreditieren. Da die Skandalisierungsabsichten durch eine Veröffentlichung im Spiegel in der Öffentlichkeit bekannt wurden, wendete sich dann die Aufmerksamkeit auf die CDU und den amtierenden Ministerpräsidenten Uw Barschel. Als die Empörung über den Skandalisierungsversuch der Partei umschlug, hatte dieses schließlich nicht nur für die anstehende Landtagswahl Konsequenzen, sondern verfolgte noch über Jahre hinaus die CDU in Schleswig-Holstein.

Ebenso musste das der Ölkonzern Shell erhebliche Konsequenzen aus der Skandalisierung des schwimmenden Bohrturms *Brent Spar* durch Greenpeace im Jahre 1995 erfahren. Die Umweltschutzorganisation hatte durch Pressemeldungen auf die Versenkung der Bohrinsel mit einem hohen Anteil von Restöl und giftigen Stoffen in der Nordsee aufmerksam gemacht, was die moralische Haltung von großen Teilen der Bevölkerung

4 Beispiele sind aus Kepplinger (2001) entnommen.

berührte, so dass deren Empörung sich in einem bundesweiten Boykott äußerte. Die Situation geriet dabei jedoch für die Skandalisierer außer Kontrolle, da sie selbst durch die teilweise Rücknahme der Anschuldigungen die Konsequenzen der Skandalisierung für Shell nicht stoppen konnten. Ein trauriges Ergebnis der Aktion war nämlich ein Anschlag von Unbekannten auf eine Shell-Tankstelle. Eine Tat, die schließlich niemand bei Greenpeace intendiert hatte.

Die angeführten Beispiele sollen hier für *unbeabsichtigte Nebenwirkungen* der Skandalisierung stehen: der Barschel-Selbstmord oder der Anschlag auf eine Shell-Tankstelle. Zintz und Roennefahrt (1990) sprechen daher für den Skandal von einem »begrenzten Kontrollpotential« (ebd. 604).

Neben der Kontrolle und Regelung von Werten und Normen gehen die oben genannten Ansätze von einem Einfluss des Skandals in Richtung auf Konsolidierung, Bestätigung bzw. Konservierung des Status quo aus. Die Reihe von Mobilisierungs-, Präventiv- und Stabilisierungseffekten oder die Wirkung der »Selbstreinigungskräfte« ist aber begrenzt.⁵ Zum einen ist es die kurze Dauer eines Skandals, die eine größere Wirkung vereitelt (vgl. Ebbighausen 1989: 190; Schütze 1985), und zum anderen haben nur relativ große Skandale einen spürbaren Einfluss auf politische Entscheidungen. Kepplinger setzt dazu eine besonders stark übertriebene Darstellung von Missständen voraus. Nur »wenn die Vorwürfe gegen die Entscheider weit über das sachlich gerechtfertigte Maß hinausgehen« (Kepplinger 2001: 150) besitzen Skandale eine Wirkung. Mit anderen Worten: Überschreitet der Skandal eine gesellschaftliche moralische Schwelle, das heißt, ist der Missstand symptomatisch für größere Probleme, entsteht aus einer kleinen Verfehlung eine Wertekrise oder auch *moral panic*.

Der Begriff *moral panic* sollte die Reaktionen der Medien, der Polizei, der Politiker und Aktionsgruppen auf die Jugendrevolten Ende der 1960er Jahre in den USA charakterisieren. Dahinter steht das Konzept, dass es durch die Überbewertung und Dramatisierung kleinster Ereignisse von Wortführern (*moral entrepreneurs*) zu einem *moralischen Kreuzzug* kommen kann (vgl. Goode/Ben-Yehuda 1994: 154ff.). Dabei müssen die *moral panics* nicht immer institutionelle Veränderungen bewirken, sie hinterlassen aber zumindest normative oder informelle Spuren in der Gesellschaft:

»[P]anics are not like fads, trivial in nature and inconsequential in their impact. Even those panics that seem to end without institutional impact often leave normative or informal traces that prepare us for later panics or other events« (Goode/Ben-Yehuda 1994: 169).

5 Looser et al. (1995) gehen sogar von einer völligen Wirkungslosigkeit der »Aufräumarbeiten« (Amtsenthebungen, Untersuchungskommissionen) in der Demokratie aus.

Ebenso wenig geht Thompson (1997) in seinem Aufsatz *Scandal and Social Theory* vom Erhalt der Einheit und der Werte einer Gesellschaft als eine latente Funktion des Skandals aus. Vielmehr kann das Öffentlichmachen einer Verletzung von Normen, Werten oder moralischen Standards die Reputation der identifizierten Verantwortlichen zerstören. Die Reputation ist dabei eine Ressource, die als *symbolisches Kapital* (Bourdieu) angehäuft und geschützt wird. Bei Imhof (2003) heißt es dazu: »Es [symbolisches Kapital, A.P.] bündelt unser vertrauensvolles und kontinuierliches Handeln mit Bezug auf die Reputationsträger, es reduziert für uns Komplexität hinsichtlich ihrer Auswahl und Kontrolle und wir empfinden ihre anfälligen Machtpositionen als legitim« (Imhof 2003: 3). Der Skandal kann diese Ressource gefährden und zu einem Verlust des Vertrauens in soziale Beziehungen und Institutionen führen (vgl. Thompson 1997: 58; vgl. auch Kepplinger 2001: 151ff.).

Als Zwischenfazit möchte ich festhalten, dass ein Skandal kein einfacher Missstand ist, sondern es muss mindestens eine moralische Infragestellung sozialer Werte und Normen vorliegen. Trotz des Normbruchs ist die Wirkung eines Skandals aber nur von relativer Reichweite, da sich Werte und Normen nur im begrenzten Maße stabilisieren oder verfestigen lassen. Ein Skandal hat zwar eine Wirkung auf seine Beteiligten, diese äußert sich jedoch oft nur in einer allgemeinen Sensibilisierung oder mündet in einer Statusdegradierung des Skandalisierten. Zumindest zerstört ein Skandal stets die »betuliche Selbstgenügsamkeit der Routine« (Moser 1989: 277). Um diesen Effekt des Skandals produktiv nutzen zu können, schlagen Moser (1989) und Luhmann (2001a, b) daher im administrativen Bereich eine Art *Gegenverwaltung* vor, »die mit Stichproben-Kontrollen und Einsatzgruppen eine zusätzliche, unberechenbare und im Verdachtsfall flexible Aufsichtsinstanz schafft« (Moser 1989: 276, vgl. auch Luhmann 2001a, b).

Die Enthüllung

Der Skandal als Ausdruck der modernen Gesellschaft wird vor allem mit der Entstehung der Massenmedien in Verbindung gebracht (vgl. Lull/Hinerman 1997; Thompson 1999; Imhof 2002a, 2003), da ohne diese Veränderungen der medialen Vermittlung Gerüchte und Klatsch nicht aus einem kleinen Kreis der Vertrauten hinausgelangen würden. Erst mit der Herausbildung von Massenmedien wie Tageszeitungen, Radio und Fernsehen erreichen Informationen ein breites Publikum, was somit die Skandalisierung über das Private bzw. Regionale hinaus ermöglicht:

»For scandal to mature comprehensively as a social concept, however, it needed a development in communications that was at the heart of early modernity – the birth of the publishing industry and the subsequent introduction of the popular

press. With the rise of literacy, the development of the high-speed printing press, and the marketplace drive of capitalism all working together, news became a viable commodity in Europe and the United States. To attract, inform, and – not least of all – entertain readers, newspaper editorial practices were redefined to meet the growing demand. The tabloid press, complete with sensational stories of ›sin and corruption‹, made possible the very first media scandal [...], and the laws which would be necessary to settle the claims of damaged reputation that scandals provoked. Scandal thus was institutionalized into social life in the Western world by the middle of the nineteenth century.« (Lull/Hinerman 1997: 7)

Industrialisierung der Druckerzeugung und wachsendes Interesse an Informationen haben zwar den medialen Skandalen den Boden bereitet, es vollzog sich aber auch ein Wandel der medienvermittelten Kommunikation. Nach Imhof (2002a, 2002b, 2002c) ist diese Veränderung mit einer Ausdifferenzierung des Mediensystems verbunden, das sich vom politischen System abkoppelte und nun als eigenständiges System stärker ökonomische Strukturen aufweist. So gingen in der zweiten Hälfte des 19. und im frühen 20. Jahrhundert Skandalisierungen noch auf einen politisch-publizistischen Konflikt zurück, »d.h. die Medien waren als parteinahe Zeitungen oder als Parteiorgane unmittelbarer Bestandteil des politischen Systems« (Imhof 2002c: 3). Die Skandalisierungen basierten auf den Weltanschauungen der politischen Bewegungen und Parteien, die dysfunktionale Strukturen oder Verhältnisse enthüllten. Heute trägt dagegen die ganze Medienarena die moralische Anklage vor und erzeugt die Skandale selbst. Die entpolitisierte mediale Skandalisierung unterliegt dabei nur noch der Marktlogik: »Skandalisierungen werden seither in ihrer Mehrzahl durch Medien in ihrem Wettbewerb um die Aufmerksamkeit bei den Medienkonsumenten selbst produziert und zielen primär auf die als moralisch defizitär darstellbare Person« (Imhof 2003: 11).

Was hier unter das Stichwort *Enthüllung* fällt und oft mit dem *Skandalierer* in Form des organisierten Publikums: soziale Bewegungen, Medien, Staatsanwaltschaft etc. in Verbindung gebracht wird, hat die Entschleierung von Missständen zum Ziel.⁶ Verschiedene Autoren verknüpfen damit die Chance zur Aufklärung der Bürger, da die Skandale die politischen Machtkämpfe und Techniken der Meinungsmache veranschaulichen. Die daraus erwachsene gesteigerte politische Aufmerksamkeit und öffentliche Sensibilisierung gegenüber Recht und Unrecht in unserer Gesellschaft fördere so schließlich die Erziehung eines mündigen und vernünftigen Bürgers (vgl. Schütze 1967: 34f.; Klose 1971: 111; Ebbighausen

6 Die Funktion des Journalismus ist in der Systemtheorie von Niklas Luhmann die »Erzeugung und Verarbeitung von Irritationen« (Luhmann 1995a: 22 zitiert in Ruhrmann 1996: 7). Der Journalismus soll die Gesellschaft wach halten und Bereitschaft zum Umgang mit Störungen und Überraschungen erzeugen.

1989: 181; Neckel 1989: 60f.; Adam 2000: 147). Zugleich muss beachtet werden, dass eine solche Wirkung nur entsteht, wenn die Interessengruppen auf eine erregte Bevölkerung stoßen. Zwar können diese engagierten Gruppen Wertekrisen auslösen und versuchen, gewisse Regeln zu etablieren bzw. zu festigen, ihr Anliegen muss aber scheitern, wenn es keine gleichgerichteten Empfindungen in der Öffentlichkeit gibt: »Together, the two help illuminate the moral panic; interest groups coopt and make use of grassroots morality and ideology.« (Goode/Ben-Yehuda 1994: 168; vgl. auch Neckel 1989: 67ff.)

Die Vorstellung einer Aufklärung des Publikums durch den Einblick hinter die Kulissen der politischen Bühne, aber auch die Veränderung von Menschen-, Gesellschafts- sowie Weltbildern durch symbolische Inszenierungen und Dramatisierung ist also mit Vorsicht zu behandeln, da die Erziehung der Menschen durch Skandale schnell auf Grenzen stößt:

Erstens müsste das Publikum, der *Skandalrezipient*, aus dem Vorfall Konsequenzen ziehen. Aber bereits Schütze (1985) hegte Zweifel an der Erziehbarkeit des Publikums durch Skandale, da diese vielmehr einen vordergründigen Unterhaltungswert für das Publikum haben. Ebenso stellt eine Untersuchung der Watergate-Affäre durch Preiser (1989, 1990) heraus, dass die Effekte und Folgen des politischen Skandals nur von geringer Bedeutung sind. Zwar hatte dieser Skandal (1972 - 1974) um manipulierte Wahlkämpfe des amerikanischen Präsidenten Nixon die amerikanische Bevölkerung erschüttert, aber außer einer allgemeinen Sensibilisierung, einem vermehrten Misstrauen und zunehmender Machtverdrossenheit wurde das Wahlverhalten nur unwesentlich beeinflusst. Ebenso wenig ließen sich Sozialisierungseffekte aus diesem Skandal feststellen (vgl. Preiser 1989: 111-116). Die geringen Folgen in der Gesellschaft führt Preiser schließlich auf das Verhalten der Individuen zurück. Eine psychologische Erklärung besagt nämlich, dass die Menschen nicht kompatible Informationen ausblenden. Dadurch vermeiden sie, dass Skandale ihre bestehenden, konsistenten Vorstellungen zerrütten (vgl. Preiser 1990: 17). Zugleich erschwert diese Immunisierung damit äußere Manipulations- oder Erziehungsvorhaben.

Zweitens können die Medien nur beschränkt als eine *vierte Gewalt* gelten, da der investigative Journalismus oft gegen die Zeit anrennt. Die Jagd nach neuen Informationen und die Konkurrenz untereinander verhindern zumeist gründliche Recherchen und produzieren schnelle Ergebnisse. Beispielsweise wird im Skandal ein Missstand aufgegriffen und mit einer moralischen Aufladung wiedergegeben, denn eine Kurzmeldung legt den Grundstein für eine Geschichte mit spekulativen Hintergründen und Vermutungen (vgl. Bird 1997: 101; Lull/Hinerman 1997: 13; Käsler 1991: 37). Eine breite Präsentation des Vorfalls in den Medien bewirkt darauf seine Verstärkung. Die glaubhafte Übertreibung des Missstandes soll zwar Spekulationen beseitigen, zugleich ist aber eine frühzeitig gefestigte Sicht-

weise erforderlich. So bilden sich noch in der Phase der Unsicherheit aufgrund weniger Informationen sich selbst bestärkende Glaubensgemeinschaften heraus, die ihre eigene Sichtweise auf die Ereignisse verteidigen. »Die generell starke Koordinierung im Journalismus wird bei Skandalen und anderen spektakulären Ereignissen [dann] noch intensiver, weil die Redaktionen die Meldungen anderer Medien verstärkt zur Justierung ihrer eigenen Beiträge heranziehen« (Kepplinger 2001: 46). Im Gegensatz zum Typus des Aufklärers spricht Kepplinger daher vielmehr vom *Geschichtenerzähler*:

»Skandale sind Kunstwerke mit klaren Botschaften und starken emotionalen Appellen. Die Skandalisierung von Missständen ist eine Kunst, und die Skandalierer sind viel eher Künstler als Analytiker – Geschichtenerzähler, die einem disparaten Geschehen subjektiven Sinn verleihen und dadurch für die Allgemeinheit nachvollziehbar machen.« (Kepplinger 2001: 142)

Drittens hat der Skandal einen Einfluss auf die Berufstätigkeit des *Journalisten*. Er verstärkt nicht nur die Kollegenorientierung, sondern relativiert auch die Geltungskraft der Berufsnormen, wenn eine Übertreibung im Interesse der Beseitigung eines Missstandes akzeptabel erscheint (vgl. Kepplinger 2001: 155ff.).

Diese Aussagen decken sich ebenfalls mit den Analysen der medialen Berichterstattung über Risiken von Dunwoody und Peters (1993). Die Autoren waren zu dem Ergebnis gekommen, dass die wenigsten Journalisten eine Sachkompetenz für Themen der Wissenschaft und Technik besitzen und sich bei ihrer Wahl der Experten nicht nach der faktischen Kompetenz und der wissenschaftlichen Reputation, sondern nach Sichtbarkeit und Erreichbarkeit der Quellen, eventuellen Erfahrungen, Bekanntheit und Renommee eines Wissenschaftlers richten. Dazu kommen die Konkurrenz zwischen den Medien, die Bereitstellung von Interpretationsrastern aus unsicheren Datenlagen für das Publikum, der Einfluss der Primärquellen und bestimmte eingespielte Bewältigungsstrategien für unklare Situationen (vgl. Dunwoody/Peters 1993: 323ff.).

Das Problem wird durch die *digitale Reproduzierbarkeit* erweitert. Insbesondere da es die heutigen Entwicklungen im elektronischen Bereich erlauben, dass sich alle Informationen einer uneingeschränkten Verwandlung und Veränderung unterziehen lassen, können Ereignisse wie BSE die Form von *virtual risks* (van Loon 2000) annehmen, da die Trennung zwischen realen und wahrgenommenen Risiken verschwimmt. Mit der digitalen Form der Darstellung von Wirklichkeit geht es dann letztlich nicht mehr um die Erfassung von Wahrheit, sondern nur um eine ausgewählte, zeitweise Aufmerksamkeit für bestimmte Ereignisse (vgl. van Loon 2000: 173). Aufgrund der immanenten Prozessstrukturen im Journalismus und den Bedingungen des Wettbewerbs um Aufmerksamkeit erscheinen daher die Forderungen von Barbara Adam (2000) nach einer Umstrukturierung

der Massenmedien (kein Wettbewerb, reflektierter Umgang mit Themen und Ungewissheiten) für eine verbesserte Vermittlung von Lebensmittel-skandalen als recht utopisch. Die momentane Entwicklung ist eher gegenläufig, wenn man noch dazu bedenkt, dass die Bedeutung der Aufdeckung von Skandalen in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren gewachsen ist, die Zahl der Missstände aber gleich blieb (vgl. Kepplinger 2001: 155).

Weiterhin ist für die Berichterstattung, wie bereits oben schon angesprochen, zwischen Missstand und Skandal zu unterscheiden. Die Umstände eines Missstandes sind oft bekannt und lassen sich zumeist sachlich beweisen. Der Gegenstand eines Skandals erscheint neuartig und ist vorerst im engeren Sinne nicht beweisbar. Zudem sind Missstände lange vor den Skandalen bekannt, was aber nach Kepplinger fehlte, ist »der Aufhänger, die moralische Aufladung des Missstandes« (Kepplinger 2001: 63). So löste das hundertste BSE-erkrankte Rind in Deutschland keinen weiteren Skandal aus (vgl. Becker 2001: 60).

Ohne moralische Spekulationen und Übertreibungen bleiben die Missstände schließlich einfach nur negative Kurzmeldungen über Verfehlungen. Der mediale Skandal braucht seine Geschichte, die visuell und verbal den Bericht verstärkt. Wahrheiten und somit die Aufklärung im Skandal gehen dabei oftmals in übertriebenen und teilweise gänzlich falschen Darstellungen unter. Erst mit dem Ende des Skandals tauchen dann teilweise Fakten auf, ohne jedoch auf eine große öffentliche Resonanz zu stoßen (vgl. Kepplinger 2001: 14).

Die Empörung

Mit der Entwicklung der Massenmedien haben diese mehr und mehr die Aufgabe übernommen, moralische Verfehlungen visuell und für eine breite Öffentlichkeit aufzubereiten. Damit erreichen sie nicht nur ein großes Publikum, sondern vermitteln auch ansonsten unbekannt gebliebene Skandale, die selbst nur eine kleine Gruppe von Menschen konkret oder existenziell berühren. Daher ist es von Bedeutung, zwischen der *mediated experience* und der *lived experience* zu unterscheiden (vgl. Thompson 1997: 54). Am BSE-Skandal kann man dies besonders anschaulich verfolgen, da die Medien (Zeitungen, Fernsehen) von Massenschlachtungen berichteten und Bilder von zitternden Rindern und brennenden Kadavern zeigten. Dabei hat der visuelle Eindruck zwar Ekel und Abneigung erzeugt (vgl. Heimes/Grünewald 2000), aber die direkten Auswirkungen und Folgen von BSE haben nur die Bauern und Angehörige von Erkrankten der neuen Variante der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit erlebt. Die schmerzvollen Erfahrungen vom Verlust einer vertrauten Person oder der eigenen Tiere machen die Krise in einer Dimension spürbar, die eine nachhaltige Wirkung

auf die Beteiligten hat.⁷ Bei den vermittelten Erfahrungen über die Medien ist dagegen davon auszugehen, dass die Empörung in einem Skandal bald durch einen anderen abgelöst wird. Es besteht durch vermehrte Skandale sogar die Gefahr, dass die Bevölkerung *abstumpft* (vgl. Schütze 1967: 23f.; Kepplinger 2001: 153f.).

Ungeachtet der unterschiedlichen Erfahrungen ist für einen Skandal die Empörung in der Öffentlichkeit ausschlaggebend. So hat die *erregbare Öffentlichkeit* einen gewichtigen Platz in fast jeder Abhandlung über Skandale, denn erst durch das Überspringen der moralischen Anklage des Skandalierers auf den Skandalrezipienten kann aus einer Verfehlung ein Skandal werden (vgl. Käsler 1991: 13; Goode/Ben-Yehuda 1994: 167; Neckel 1989: 58; Klose 1971: 15; Gross 1965: 163; Zintz/ Roennefahrt 1992: 602; Hondrich 1984: 24; Laermann 1984: 160f.; Moser 1990: 4). Jedoch macht bereits Schütze (1967) auf den Umstand aufmerksam, dass sich nicht die gesamte Bevölkerung bei einem Skandal erregt. Ebenso zählen Moser (1990) und Lull/Hinerman (1997) die *fragmentierte Öffentlichkeit* zu den Regelmäßigkeiten und Mustern von Skandalen.

Als eine Erklärung führt Moser (1990) dies auf die Selbstimmunsierung in der Bevölkerung zurück, womit ein allgemeines Herunterspielen der Skandaltatsachen verbunden ist. Vergleichbar mit den Erklärungen von Preiser (1990) für die öffentliche Wahrnehmung der Watergate-Affäre wird eine Zurückweisung oder Verzerrung nichtkompatibler Informationen angenommen. Demnach streben Individuen die Aufrechterhaltung konsistenter Orientierungen und Vorstellungen an (Preiser 1990: 17).

Preiser (1989) stellt anhand des gleichen Materials zudem Differenzen bezüglich der Merkmale Bildung und Religion bei Verantwortungszuschreibungen fest. Er verweist darauf, dass Personen in den USA mit höherer Bildung eher dazu tendieren, für illegale politische Handlungen den Tätern eine persönliche Verantwortung zuzuschreiben, wogegen beispielsweise Katholiken mehr als Atheisten und Angehörige anderer Konfessionen eine persönliche Verantwortungszuschreibung ablehnen. Für unterschiedliche politische Orientierungen nimmt er daher hypothetisch verschiedene Reaktionen auf Skandale an. Dies zeigt, dass gesellschaftlich-strukturelle Kontexte eine Rolle bei der Skandalwahrnehmung und -reaktion spielen, wobei dieser Aspekt aus Preisers Sicht bislang in der Skandalforschung zu kurz komme. Es werden daher noch weitere qualitative Untersuchungen der Bevölkerung und ihrer subjektiven und kollektiven

7 Während des Ausbruchs der Maul- und Klauenseuche 2001 hat Karin Jürgens in ihrer Arbeit »Tierseuchen in der Landwirtschaft – psychologische Aspekte und Traumatisierungen« (vgl. DGS-Kongressband: »Entstaatlichung und soziale Sicherheit« 2002: 165) die traumatischen Erlebnisse der Viehzüchter untersucht, denen der eigene Bestand an Tieren »gekeult« wurde.

tiven Sinnkonstruktion skandalöser Ereignisse gefordert (vgl. Moser 1990: 9; Preiser 1989: 111f.).

Weiter oben habe ich bereits angeführt, dass die Aufklärung und Veränderbarkeit von Welt-, Gesellschafts- und Menschenbildern durch Skandale eher zweifelhaft ist, sie können aber zumindest die Bevölkerung sensibilisieren. Mit Sensibilisierung ist dabei nicht nur eine erhöhte Aufmerksamkeit gemeint, sondern bestimmte Institutionen oder Personen können immer wieder die Erinnerung an die moralische Verletzung durch Skandale wach rufen:

»Just the mention of people and institutions implicated by scandals can stimulate an emotional response, a reaction conditioned by the fact that we know a moral standard we have been taught to respect has been violated, even though we may be not completely innocent of such violations ourselves.« (Lull/Hinerman 1997: 27)

Kitzinger (2000) führt dazu den Begriff der *media templates* ein:

»Routinely used to highlight one perspective with great clarity, templates serve as rhetorical shorthand, helping journalists and audiences to make sense of fresh new stories. They are instrumental in shaping narratives around particular social problems, guiding public discussions not only about the past, but also the present and the future.« (Kitzinger 2000: 61)

Aktuelle Ereignisse werden demnach im Lichte früherer Geschehnisse gedeutet und eingeordnet. Ein Skandal in der Vergangenheit kann so zur Schablone für die Bewältigung künftiger Krisen werden. Der Rückgriff auf die *templates* eröffnet jedoch keine Reflexionen, sondern ermöglicht vielmehr eine Verknüpfung mit anderen Ereignissen. Er erleichtert schließlich durch die Vereinfachung und Verzerrung sowie Verringerung alternativer Deutungsweisen den Umgang mit der Krise (vgl. Kitzinger 2000: 76; zur BSE-Krise in Großbritannien vgl. Reilly 2003).

Es geht also nicht ohne die Sensibilisierung der Öffentlichkeit. Ein Skandal muss von der Diskussion *moralischer Verfehlungen* auf die breite Masse überspringen, was voraussetzt, dass die Skandalierer gleichgerichtete Empfindungen in der Bevölkerung ansprechen. Eine Skandalisierung entsteht somit nicht spontan und unvorbereitet, sondern es müssen gewisse Wertdispositionen und Erwartungen vorhanden sein (vgl. Neckel 1989: 69; Schmitz 1981: 117).

Zusammenfassung

Generell lässt sich ein Skandal in seiner Struktur auf die drei Elemente: moralische Verfehlung, Enthüllung und Empörung zurückführen. Die mo-

ralische Verfehlung eines Skandalisierten ist der Ausgangspunkt eines Skandals, da sich ein Bruch mit sozial geteilten Werten und Normen ankündigt. Die Enthüllung und Aufklärung der Hintergründe erfolgt durch die Skandalierer, wobei ein Skandal nicht einfach über faktische Missstände informiert, sondern eine negative Meldung mit einer Hintergrundgeschichte, die Spekulationen und Übertreibungen enthält, verknüpft. Die Notwendigkeit einer Story, auch ohne ausreichende Sachkenntnisse, macht es zugleich schwierig, die Absicht der Beseitigung eines Missstands und die Sicherstellung des Wahrheitsgehaltes der Anschuldigung zu realisieren. Erschwerend kommt hinzu, dass die Journalisten Aufmerksamkeit produzieren müssen und dabei einem Wettbewerbsdruck unterliegen.

Letztlich sind die Erregungen in der Öffentlichkeit ein ausschlaggebender Moment für die Entwicklung eines Skandals. Die Wirkungen bzw. die Integrations-, Stabilisierungs- und Mobilisierungsfunktionen sind aber zugleich begrenzt, da eben nur ein Teil der Skandalrezipienten eine gewisse Sensibilität für das Thema besitzt und von einer nachhaltigen Veränderung auf politischer bzw. struktureller Ebene bei den wenigsten Skandalen auszugehen ist. Skandale können jedoch eine Sensibilisierung für bestimmte Themen bewirken, wobei ihre Häufung anscheinend auch die Aufmerksamkeit dämpft.

Mit Blick auf den alltäglichen Umgang mit Lebensmittelskandalen ist festzuhalten, dass Skandalrezipienten eine bedeutende Rolle für die Skandalisierung haben, da Skandalierer nur bei gewissen Personengruppen auf eine Sensibilität für ihre Interessen einer Missstandsaufklärung stoßen. So deuten erste empirische Untersuchungen (Preiser 1990) an, dass es in den USA einen Zusammenhang zwischen hoher Bildung, religiöser Einstellung und Sensibilität für einen Skandal gibt. Welche Wahrnehmungen und insbesondere welche Konsequenzen die Rezipienten aus Skandalen ziehen, blieb jedoch bislang eine offene Frage und soll daher Gegenstand der vorliegenden Arbeit über Lebensmittelskandale sein.

Dazu werde ich im anschließenden Kapitel versuchen zu klären, in welchen Merkmalen und Kriterien sich Lebensmittelskandale von anderen Skandalen unterscheiden. Zugleich will ich den historischen Hintergrund von Lebensmittelskandalen skizzieren, um die Bedeutung und Entwicklung von solchen Skandalen hervorzuheben. Anhand empirischer Untersuchungen lassen sich schließlich erste Annahmen und Vermutungen zum Verbraucherverhalten in Krisen formulieren.

Über Lebensmittelskandale

Die Untersuchung von Skandalen, die ihren Ursprung im Lebensmittelbereich haben, eröffnet ein neues Feld in den Sozialwissenschaften. Dies wird daran deutlich, dass die frühen Sammlungen zur Unterscheidung von Skandaltypen ihre Analysen allein auf Affären von Personen des öffentlichen Lebens beziehen (vgl. Klose 1971; Schütze 1967; Tränhardt 1988). Jedoch lassen sich aus Wirtschafts-, Umwelt- oder Lebensmittelskandalen ganz andere Konsequenzen als aus personalen Affären ziehen. Bei letzteren besteht beispielsweise die Möglichkeit, den Skandal zu beenden, indem die Person abgesetzt oder außer Dienst gestellt wird, wogegen die Suspendierung von Institutionen schwerer fallen dürfte.

Beachtenswert sind daher die Systematisierungsversuche von Lull und Hinerman (1997) sowie Hondrich (1989). Die Autoren haben nämlich die Unterscheidung der Skandaltypen einerseits an den strukturellen Hintergründen, andererseits an verschiedenen Wertkonflikten ausgerichtet.

So treten bei Lull und Hinerman (1997) Skandale um Prominente, Psychodramen und Institutionen auf. Dabei haben die jeweiligen Typen einen bestimmten Hintergrund (*platform*) sowie gewisse Schlüsselmerkmale:

- *Stars und Prominente* sind Berühmtheiten in der Gesellschaft und Personen des öffentlichen Lebens mit weithin bekannten Namen. Intensive Mediennachforschungen lösen einen Skandal um ihre Person aus, wobei ihre Handlungen in einen moralischen Kontext gestellt werden, und dabei oft genug Realität und Fiktion verschwimmen. Die Folge ist eine öffentliche Sanktionierung.
- *Psychodramen* sind in der Regel ungewöhnliche Geschichten aus den gesellschaftlichen und kulturellen Konfliktzonen. Sie sprechen einfache kognitive sowie emotionale Strukturen an und werden durch zugespitzte Charaktertypen dargestellt. Typisch für ein Psychodrama ist die moralische Verfehlung durch gewöhnliche Menschen. Die Ereignis-

nisse werden dabei in ihrem sozialen Kontext betrachtet und machen die beteiligten Personen in der Gesellschaft bekannt.

- *Institutionelle Skandale* sind innerhalb von bürokratischen Strukturen und Organisationen zu finden und beschädigen die Reputation des Unternehmens bzw. des personalen Vertreters. Die Öffentlichkeit macht die Institution für die Geschehnisse verantwortlich, wobei moderne Institutionen teilweise verletzbarer als individuelle Personen sind, da sie durch Eigenwerbung und Öffentlichkeitsarbeit zumeist einen moralischen Standard vorgeben, welcher sich bei Skandalisierungen schnell in ein leeres Versprechen verwandeln kann (vgl. Lull/Hinerman 1997: 20; siehe auch Imhof 2002b: 12f.).

Nach dieser Einteilung ist es schließlich möglich, Lebensmittelskandale als einen *Sonderfall* institutioneller Skandale zu betrachten, da skandalöse Zustände in der Lebensmittelbranche das Image eines Unternehmens oder gar ganzer Produktionszweige beschädigen können. Der Verlust an Vertrauen in die Produkte geht dann in der Öffentlichkeit einher mit der Infragestellung moralischer Standards. Unklar bleibt jedoch, welche Werte mit Lebensmittelskandalen bei der Bevölkerung in eine Krise geraten.

Nach Hondrich (1989) entstehen kollektive Empörungen und große Skandale dagegen im Widerstreit von Wertgemeinschaften. Aus seiner Sicht sind dazu für die neueren Zeiten vier Wertkonflikte zu unterscheiden: der Konflikt Ökonomie-Ökologie (verschwundene Dioxinfässer, Ozonloch, BSE-erkrankte Rinder), der Konflikt zwischen Staatsräson und Individualrechten (Affäre Dreyfus, Wörner-Kießling-Affäre), der Konflikt zwischen Macht und Machtbegrenzung (Watergate-Affäre, Parteispendenaffäre) sowie der Konflikt zwischen positiv-kollektiven und komplexen Identitäten, welche beispielsweise auch die traumatischen Erfahrungen kollektiven Scheiterns einbeziehen (vgl. Hondrich 1989: 580).¹

Lebensmittelskandale lassen sich dabei am ehesten dem Wertkonflikt zwischen Ökonomie und Ökologie zuordnen, insofern dieser Konflikt den übergeordneten Wert *Sicherheit*² impliziert. Solche Differenzen treten

1 Hondrich geht dabei nicht weiter auf die Wertkonflikte und ihre übergeordneten Werte ein. In diesem Zusammenhang erwähnt er nur, dass ein Wertkonflikt den Wertkonsens für übergeordnete Werte erschüttert und neue Aushandlungsprozesse mobilisiert. Dies kann bedeuten, dass gesellschaftlich geteilte Werte wie Gesundheit und Reformfähigkeit in Bewegung geraten.

2 Der Begriff Sicherheit, verstanden als eine Frage von Zukunftsstabilisierung, ist eine recht neue Vorstellung in modernen Gesellschaften, die erst seit Anfang des 20. Jahrhunderts wissenschaftlich thematisiert wird. Der Bedeutungszuwachs von Sicherheit zum gesellschaftlichen Wert geht einher mit Modernisierungsprozessen und gesellschaftlicher Differenzierung, die eine problematische Freisetzung des Individuums von umfassenden Sozialzwängen bedingen (vgl. Kaufmann 1973). Allgemein lassen sich Sicherungsstrategien im Zusammenhang mit Unsicherheiten bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen (vgl. Bonß 1995).

auch bei Skandalen um Lebensmittel auf, da die Ökonomie bezüglich der Sicherheitsfragen mit Risiken kalkuliert, wo aus ökologischer Sicht Gefahren lauern.³ Beispielsweise kann die ökonomische Ansicht, dass Risiken kontrollierbar sind, während eines Skandals in Bewegung geraten, so dass Vorstellungen einer Gefährdung in der Öffentlichkeit an Boden gewinnen. So stellen Glykol in Wein, Salmonellen in Eiern oder BSE-Prionen in Rindfleisch die Sicherheit von Lebensmitteln in Frage. Es bleibt aber unklar, wie dieser Wert mit der Ernährungsindustrie verbunden ist. Der nächste Abschnitt widmet sich daher den historischen Hintergründen für die Skandalisierung von Lebensmitteln.

Lebensmittelskandale im historischen Kontext

Die Ernährungsgewohnheiten in Mitteleuropa haben sich in den letzten 150 Jahren grundlegend verändert (vgl. Teuteberg 1986b; Teuteberg/Wielgelmann 1972; Wierlacher 1993). Basisinnovationen in Bereichen der Landwirtschaft, der Nahrungsmittelverarbeitung sowie Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse leiteten das Zeitalter des modernen Massenkonsums ein. König (2000) beschreibt beispielsweise den einsetzenden langsamen und partiellen Ablösungsprozess von den vormodernen Bedingungen als den Wandel vom Entbehren zum Begehren, vom Mangel zum Überfluss, von Armut zum Wohlstand, von der Arbeit zur Freizeit, von der Produktion zum Konsum, wobei er der Technik eine entscheidende Rolle beimisst:

»Die wesentlich durch Technik verursachten Produktionssteigerungen waren gleichermaßen Voraussetzung für eine Verbilligung der Produkte wie für eine Erhöhung der Einkommen und eine Vermehrung der Freizeit. Das heißt, sie schufen die materielle Grundlage für die Konsumgesellschaft« (König 2000: 8).

Für die Ernährung bedeutete der Prozess der Industrialisierung und Technisierung zudem eine größere Reichhaltigkeit, Vielfalt und Verbilligung des Konsums. Dadurch konnten schließlich die bis dahin wiederkehrenden Ernährungskrisen durch eine quantitativ ausreichende Volksernährung weitgehend überwunden werden. Außerdem hat die industrielle Massenproduktion im Ernährungsbereich für Teuteberg (1972, 1979, 1986b, c) gegenüber früher den Vorteil, dass die damit verbundenen hygienischen Verbesserungen und die Einführung einer wirkungsvollen staatlichen Lebensmittelüberwachung alte Missstände eindämmen konnten.

3 Die Unterscheidung findet sich auch bei Niklas Luhmann (1991). Er trennt zwischen den Entscheidern und den Betroffenen, die ein Phänomen verschiedenartig wahrnehmen. Was für den Entscheider ein Risiko ist, ist für die Betroffenen eine Gefahr.

Für den Wandel von der Selbstversorgung zur Verbraucherwirtschaft im 19. Jahrhundert lassen sich noch weitere Gründe neben Industrialisierung, Technisierung, höheren Einkommen oder niedrigen Preisen nennen. Unter Berücksichtigung der Arbeiten von Teuteberg (1986a, b), König (2000), Barlösius (1999), Prah/Setzwein (1999) und Spiekermann (1998) haben folgende Ereignisse im 19. Jahrhundert die Art und Beschaffenheit der Ernährung und der Lebensmittel verändert:

- Wachstum der Städte und Märkte
- Intensivierung und Rationalisierung der Landwirtschaft
- Entdeckung der Konservierungs- und Kühltechnik
- Erkenntnisse in Biologie und Chemie
- Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion
- höhere Realeinkommen und billigere Preise

An der Geschichte des Fleischkonsums lassen sich diese Entwicklungen und deren Einflüsse besonders anschaulich nachvollziehen. Historische Zeugnisse und Aufzeichnungen erlauben eine umfassende Rekonstruktion des Fleischverzehr, dieser ist zugleich ein Index für den Wohlstand (vgl. Teuteberg 1971: 73, 1972: 118). So verlief der Anstieg des Fleischkonsums parallel zur Industrialisierung, Verstädterung und Landflucht, da sich mit den wachsenden Städten und der Zunahme von der Fremdversorgung abhängiger Verbraucher der Groß- und Kleinhandel entfaltete. Die Händler wurden die zentralen Verteiler von Nahrungsmitteln. Letztlich konnte die Urbanisierung aber nur durch eine rationalisierte und kommerzialisierte Landwirtschaft gelingen, deren Produkte durch verbesserte Konservierungs- und Kühltechniken (Frische, keimfreie Konserven, elektrische Kühlaggregate) haltbarer wurden. Insbesondere die Erkenntnisse in der Biologie und Chemie (Entdeckung der chemischen Zusammensetzung von Lebensmitteln und der Nachweis von Parasiten, Bakterien und Keimen) machten die Überprüfung von Kuhmilch, Bier oder in kommunalen Schlachthöfen die Fleischschau nach Finnen und Trichinen möglich. Die analytisch arbeitenden Chemiker suggerierten schließlich die Option, mit dem Wissen um Krankheitserreger das Risiko der Ernährungsindustrie kontrollieren zu können (vgl. Teuteberg 1972: 52f.).⁴ Es entstanden also entsprechende Regelungen, die eine unsachgemäße Herstellung, Aufbewahrung, Verfälschung von Nahrungsmitteln unterbinden sollten. Auch konnten nun daraus resultierende Gefährdungen rechtlich verfolgt werden. Prah und Setzwein führen dazu jedoch kritisch an, dass eine systematische und flächendeckende Kontrolle nicht möglich ist, weil stichprobenweise durchgeführten Kontrollen immer Lücken verursachen und festgelegte Normen und wissenschaftlich objektive Kriterien sich umgehen lassen (vgl. Prah/Setzwein 1999: 52).

4 Mit der Entdeckung der Bakterien und Keime veränderte sich auch das Verständnis von *Reinheit* bzw. *Verunreinigung* (vgl. Douglas 1966: 36).

Die reichseinheitliche Verabschiedung eines Gesetzes zur Durchführung von Kontrollen, Entnahme von Proben und die Bestrafung von Lebensmittelfälschungen vom 14. Mai 1879 sollte schließlich Nahrungsmittelverfälschungen und die Überwachung der Lebensmittelproduktion erstmalig regeln (vgl. Teuteberg 1986c: 375, 1972; König 2000: 165). Die Einführung der Gesetzesregelung war aber aus Sicht von Spiekermann (1998) unzeitgemäß, da man sich zwar zur Abwehr von gesundheitlichen und wirtschaftlichen Schädigungen an Verfälschungen und Täuschungen orientierte, andererseits aber der Lebensmittelkontrolle staatliche Einrichtungen und wissenschaftliche Grundlagen fehlten (vgl. auch Barlösius 1999: 208).

Jedoch trat mit dem immer stärkeren Vordringen industriell be- und verarbeiteter Nahrungsmittel der wirtschaftliche Schutz von Konsumenten und Wettbewerbern zunehmend in den Mittelpunkt. Lebensmittelchemiker legten dazu seit Mitte der 1880er Jahre systematisch Normen für einzelne Lebensmittel fest, wobei der Staat erst vor dem ersten Weltkrieg ein effizientes Kontrollsystem einführte. Produzenten und Händler hatten dagegen schon zuvor (seit 1894) mit dem *Markenschutz* eigene Qualitätsnormen gesetzt (vgl. Spiekermann 1998: 200).

Barlösius (1999) merkt dazu aber an, dass der 1901 gegründete Interessenverband der Nahrungsmittelindustrie vor allem produktionsfreundliche Vorstellungen von Qualitätsnormen niederlegte. Eine verstärkte Berücksichtigung von *Verbraucherinteressen* erfolgte dagegen erst von den 1950er Jahren an durch *Verbraucher-Ausschüsse*. So übernahm die (mit staatlicher Unterstützung) gegründete *Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände* (AgV) eine Interessenvertretung sowie Beratung und Information der Verbraucher ab 1953. An ihrer Bedeutung kann jedoch gezweifelt werden, da sie beispielsweise keine Kritik an den Skandalen um agrarpolitische Subventionen der Landwirtschaft formulierte, was Barlösius auf zwei Gründe zurückführt: Erstens werden Entscheidungen zur Agrarpolitik im »eisernen Dreieck« zwischen Politikern, spezialisierten Bürokraten und der Spitze der organisierten Interessenverbände unter Ausschluss der Öffentlichkeit getroffen. Zweitens gibt es keine starke selbstständige, unabhängig finanzierte Verbraucherorganisation. Oft sind Ernährungsexperten vielmehr Angestellte staatlicher Institutionen (vgl. Barlösius 1999: 218ff.), wobei die BSE-Krise hier einige Veränderungen bewirkte: So informieren und beraten heute verstärkt unabhängige, private Organisationen wie Greenpeace oder die Verbraucherschutzorganisation *foodwatch* den Konsumenten. Sie erklären sich zudem zu Interessenvertretern der Verbraucher und wirken als kritische Stimmen in Aushandlungsprozessen mit.

Der Begriff *Lebensmittelqualität* erfährt nach Spiekermann (1998) dagegen seine Konjunktur in den 1960er Jahren, wobei sich Angaben zum Wert (Nährwert, Kalorienwert, Ernährungswert) bestimmter Nahrungs-

mittel bereits im 19. Jahrhundert und zur Qualität der Lebensmittel vereinzelt schon vor dem ersten Weltkrieg finden lassen.

Generell zeigt sich, dass Qualitätsfragen immer erst auf der Ebene konkreter Lebensmittel thematisiert wurden: etwa der Wert der Milch oder die ›Milchqualität‹. Erst Jahrzehnte später etablierte sich dann ein abstrakter, die Einzelqualitäten zusammenfassender Gesamtbegriff (vgl. Spiekermann 1998: 198).

Seit Mitte der 1920er Jahre ist die Lebensmittelqualitätsbestimmung mit einer systematischen Verwissenschaftlichung verbunden. Dies schließt eine Untersuchung aller Ebenen der Ernährungskette ein: vom Anbau über die Verarbeitung bis zur Lagerung und Zubereitung der Lebensmittel. Spiekermann zufolge war dem Vordringen der Naturwissenschaften ein stofflich geprägtes Verständnis bei der Lebensmittelqualität eigen, was das Augenmerk der Gefährdung verstärkt auf Stoffe, Grenzwerte und Rechtsnormen reduzierte. Die dahinter stehende Idee technischer Steuerung und Optimierung prägt dabei noch heute das Qualitätsmanagement nach ISO-Normen (vgl. Spiekermann 1998: 203).

Diese Vorstellungen veränderten auch die Lebensmittelskandale am Anfang des 20. Jahrhunderts. Im Gegensatz zu den Skandalen der Vorzeit handelte es sich nun zumeist um indirekte Gefährdungen, welche aufgrund fehlender Kenntnisse über die Zusammenhänge zu Spekulationen und somit zu Verunsicherungen führten. Spiekermann (2002) unterscheidet daher fünf Skandalphasen mit unterschiedlichen historischen Kontexten:

Entwertete Nahrung (ca. 1925-1940) – Unter dem Eindruck der 1911 entdeckten Vitamine (als wertsteigernder Stoff) erschienen konservierte und viele gewerblich hergestellte Produkte als »entwertete« Nahrung. *Natürliches* galt als optimal (Frischkost, pflanzliche Lebensmittel).

Chemie im Haushalt (späte 1950er Jahre) – Zu dieser Zeit wurde Chemie im Haushalt, in der Nahrung, Landwirtschaft und Produktion thematisiert, was die Einführung einer Zulassungspflicht für Zusatzstoffe bewirkte. Zwar konnte so das Risiko gemindert werden, aber das Skandalpotential stieg mit der hohen Vielzahl an Zusatzstoffen.

Tiermaschinen (ca. 1965-1975) – Die Empörung und Diskussion über die effizienter wirtschaftende Landwirtschaft mit DDT⁵ und die Massentierhaltung in neuer Form, hatte Erlasse über Höchstmengen und Grenzwerte sowie einen erhöhten Kontrolldruck zur Folge.⁶

5 Insbesondere Publikationen über Pestizideinsatz und chemische Anteile in Nahrungsmitteln haben die Aufmerksamkeit der Konsumenten verstärkt. Das bekannteste Buch dazu stammt aus den USA von Rachel Carson (1962). Im deutschen Raum ist an dieser Stelle die Veröffentlichung des KATALYSE-Instituts *Chemie in Lebensmitteln* von Zwiener (1981) zu nennen.

6 Ehrke (2001) führt die Ernährungsskandale ebenfalls auf die enorme Produktivitätssteigerung der intensiven Landwirtschaft und der Massentierhaltung zurück (vgl. Ehrke 2001: 276f.).

Globale Umweltgefahren (1980er Jahre) – Umweltgefahren überschritten regionale und nationale Grenzen. Eine Gefährdung der Lebensmittelqualität schien beispielsweise durch Tschernobyl oder durch die allgemeine Luft- und Gewässerverschmutzung bedingt (vgl. auch Bergmann 2000).

Medikamente und Mastmittel (seit 1990er Jahren) – Eine Skandalisierung entsprang der Diskrepanz zwischen arbeitsteiliger und billiger Produktion und dem Wunsch nach *Natur* (einem Tierleben in Würde). Gefährdungspotentiale erwachsen zugleich aus dem systematischen (und vielfach illegalen) Einsatz von Medikamenten und Mastmitteln in der Tierproduktion.

Aus dieser Reihe unterschiedlicher Phasen treten immer wieder größere Lebensmittelskandale hervor, die sich im Gedächtnis der Verbraucher einschreiben. Dazu zählen ohne Zweifel die gesundheitsschädlichen Nestlé-Produkte in den 70er Jahren, später sind es wiederholt erhöhte Dioxin-Belastungen, die BSE-Krise oder der Nitrofenskandal:

Nestlé – Die mangelhafte Herstellung von Nestlé-Konserven führte bei zahllosen Kindern in Lateinamerika zum Tode. Aufgrund der künstlich erzeugten Nahrung starben nach Schätzungen über eine Million Säuglinge, was in Westeuropa große Demonstrationen gegen Nestlé auslöste (vgl. Harrison 1986).

Dioxin – Das hochgiftige Dioxin sorgte in den letzten Jahrzehnten wiederholt für Aufmerksamkeit in Europa. So verschwanden Dioxin-Fässer spurlos oder Unternehmen wie Boehringer in Hamburg entsorgten sie auf einer nahe gelegenen Deponie, wo das Versickern ins Grundwasser möglich war. Weiterhin belegten Analyseergebnisse vom 26. April 1999 in Belgien eine Kontamination von Futtermitteln mit Polychlorierten Dibenzop-dioxinen und -furanen (kurz: Dioxine). Bis Ende Mai 1999 wurden hohe Gehalte an Dioxinen in Hühnern und Eiern nachgewiesen, was auf eine Pressemitteilung hin intensive Diskussionen über Quelle, Produkte sowie Bedenklichkeiten und somit den »Dioxin-Skandal« auslöste. Die Europäische Kommission erließ ein Vermarktungsverbot für Geflügel und Eier sowie daraus hergestellte Produkte aus Belgien, die mit Dioxinen belastet sein könnten. Obwohl in Deutschland bis auf wenige Ausnahmen keine erhöhten Werte gefunden wurden, ging der Verzehr von Hähnchen und Eiern im zweiten Quartal 1999 in Deutschland drastisch zurück. Die Enthüllungen führten außerdem zu Demonstrationen, Boykotten und Bildung von Untersuchungsausschüssen (vgl. Moser 1989: 283).

BSE⁷ – Die Prionen in Rinderhirnen, die eher als BSE oder *Rinderwahn* bekannt sind, haben den wohl bis heute bedeutendsten Lebensmittelskandal ausgelöst. Seinen Ausgang nahm der BSE-Skandal in Großbritannien, in seiner Hochphase war er weltumspannend. Während Mitte der 1980er Jahre in Großbritannien vermehrt BSE-typische Krankheits-

7 Bovine spongiform encephalopathy/Bovine spongiforme Enzephalopathie.

symptome bei Rindern beobachtet und an die Öffentlichkeit gebracht wurden, überschritt der Skandal die nationalen Grenzen jedoch erst mit der Möglichkeit, dass BSE als neue Variante der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit auf den Menschen übertragbar schien. Daraufhin beschloss die EU ein Verbot von Rindfleischexporten aus Großbritannien. Zum globalen Problem avancierte die BSE-Krise jedoch spätestens, als BSE auch in anderen Nationen (Deutschland 2000, Italien 2001, Japan 2001) entdeckt wurde. Doch bereits der hunderste BSE-Fall in Deutschland fand beispielsweise kaum ein Medienecho (vgl. Becker 2001: 60).

Nitrofen – Das krebserregende Pflanzenschutzmittel in Getreide wurde erstmalig vom Babynahrungshersteller *Hipp* Ende 2001 bei Lebensmitteluntersuchungen bemerkt, der es daraufhin den Erzeugern *Grüne Wiese Biohöfe* mitteilte. Untersuchungen der Proben Ende März 2002 bestätigten die Befunde, und schließlich wurde am 27. Mai 2002 eine mit Nitrofen belastete Halle auf dem Gelände eines mecklenburgischen Agrarunternehmens entdeckt. Aber erst eine Selbstanzeige des Wurstfabrikanten *Krusenhof* führte zur Einschaltung der Staatsanwaltschaft (vgl. Deising 2003: 6f.). Bemerkenswert ist dabei, dass der Nitrofenskandal zwar biologisch erzeugtes Getreide betraf und zeitnah zur BSE-Krise lag, was eine gewisse Sensibilisierung vermuten lässt, jedoch eine lang anhaltende und besonders folgenreiche Skandalisierung ausblieb.

Unabhängig von diesen Stufen und Beispielen beobachtet Imhof (2002a, 2002b, 2002c) mit der Jahrtausendwende auch ununterbrochene Skandalisierungen ökonomischer Akteure,⁸ »die neben der bereits vorher maßgeblich durch soziale Bewegungen und NGO's praktizierten Anprangerung von Umwelt- und Technikfolgerisiken nun unmittelbar das *Führungspersonal* von Unternehmen betreffen« (Imhof 2000c: 5). Demnach geht die Entwicklung auf die Abspaltung einer Wirtschaftselite von der politischen Elite zurück, die einen Zerfall von Wissens- und Erfahrungsbeständen über das Risiko, die Kosten und die Bewältigung von Legitimitäts- und Reputationskrisen zur Folge hat.

So setzt die *neue Wirtschaftselite* auf eine verkürzte Marktlogik bezüglich moralischer Grenzen: Sie lässt die prinzipielle soziale Verfasstheit von Märkten unberücksichtigt und verliert somit die Sensibilität für die sozialmoralischen Schranken. All dies begünstigt eine moralische Aufladung der Fusions-, Managerlohn-, Beletage- und Steuerfluchtdebatten, aber auch des Konsums: »Was einst in den 70er Jahren als Konsumverweigerung von südafrikanischen Granny-Smith-Äpfeln seitens der ›Neuen Linken‹ begann, ist heute Konsumpraxis aller Stände. Immer mehr Konsumenten verwenden das moralische Urteil als Distinktionskriterium beim Kaufentscheid.« (Imhof 2002c: 12) Verstärkt wird diese Situation durch den Einsatz von Moral im Marketing der Unternehmen. Diese wollen mit

8 Auch wenn sich Imhofs Medienanalysen vorwiegend auf die Schweiz (siehe Imhof 2002a: 89) beziehen, sehe ich generelle Parallelen zu Deutschland.

moralischen Bekenntnissen auf Grundlage der Unternehmensethik die Konsumenten überreden. So bekennen sich in den Marketingkampagnen die Firmen zur umweltschonenden Produktion, zur Gleichberechtigung und Frauenförderung, was den Konsum weiter moralisch auflädt (vgl. Imhof 2002c: 12f.). Die Unternehmen setzen somit nicht nur die Werte Qualität und Sicherheit für ihre Produkte fest, sondern machen die Moral allgemein zu einem Bestandteil des Konsums.

Der historische Kontext verdeutlicht also, dass sich Lebensmittel-skandale der Gegenwart von den Ernährungskrisen der Vorzeit unterscheiden. Die Industrialisierung im Ernährungsbereich sicherte nicht nur die quantitative Versorgung der Bevölkerung, sondern wissenschaftliche Erkenntnisse erlaubten auch neue Verarbeitungs-, Konservierungs- und Kontrollmöglichkeiten. Zugleich nahmen einerseits die Komplexität der Ernährungsindustrie und andererseits die moralische Aufwertung des Konsums (Qualität, Sicherheit, Umweltverträglichkeit, Sozialverträglichkeit) durch Spekulationen und Verunsicherungen über Gefährdungspotentiale bei Lebensmitteln zu.

Lebensmittelkrisen und die Reaktionen der Bevölkerung⁹

Mit dem Wandel von der Ernährungskrise zum Lebensmittelskandal in den industrialisierten Gesellschaften vollzog sich ebenso eine Veränderung bei den Reaktionsmustern der Bevölkerung. Noch im Mittelalter waren Hungerkrisen in Gestalt von Hungerrevolten und Kornunruhen durch die Ärmsten der Gesellschaft typisch. So lassen sich die ältesten Revolten in Großbritannien bis 1347 zurückdatieren. Lange Zeit beherrschten *entraves* (Verhindern von Nahrungsmittelverschiffungen) den Protest, bevor ab 1756/57 erste Berichte über Preisfestsetzungen oder *taxation populaire* (vgl. Bohnstedt 1994: 46) eine weitere Protestform erwähnten. Diese Volkserhebungen waren Reaktionen auf die Einführung von freien Märkten mit Zwischenhändlern und variablen Preisen. Unter den neuen Bedingungen kam es so in Zeiten schlechter Ernten in manchen Regionen zu Preissteigerungen, unter denen vor allem die ärmere Bevölkerung zu leiden hatte. Preisfestsetzungsaktionen waren Edward P. Thompson (1980) zufolge dabei durchaus disziplinierte Erhebungen. Zumeist habe die aufgebrauchte Masse im England des 18. Jahrhunderts das beschlagnahmte Korn zu einem aus ihrer Sicht moralisch vertretbaren Preis veräußert und die eingenommene Summe an die Besitzer ausgezahlt. Diebstähle oder Gewalt waren eher die Ausnahme. Diese kamen nur dann vor, wenn sich die Müller oder Bäcker der Forderung nach Preisfestsetzung in Zeiten der

9 Dieser Abschnitt erschien bereits in leicht abgewandelter Form in Mitteilungen 14/2007 der Dr. Rainer-Wild-Stiftung, S. 37-41.

Knappheit widersetzen. Den disziplinierten Charakter der Unruhen führt Thompson auf ein Unrechtsbewusstsein unter den Schwachen zurück: die *moralische Ökonomie der Armen*. Diese beinhaltet den Anspruch auf eine auskömmliche Existenz und Versorgung für alle Mitglieder einer Gesellschaft:

»[D]iese Proteste bewegten sich im Rahmen eines volkstümlichen Konsens darüber, was auf dem Markt, in der Mühle, in der Backstube usf. legitim und was illegitim sei. Dieser Konsens wiederum beruhte auf einer in sich geschlossenen, traditionsbestimmten Auffassung von sozialen Normen und Verpflichtungen und von den angemessenen wirtschaftlichen Funktionen mehrerer Glieder innerhalb des Gemeinwesens.« (Thompson 1980: 69-70)

Im Anschluss an Thompson zeigen andere historische Studien, dass zur gleichen Zeit auch auf dem europäischen Festland Hunger- und Kornunruhen stattfanden (vgl. Bass 1994; Bohnstedt 1994; Herzig 1994; Gailus 1994; Zimmermann 1994). Die weitere Forschung unterscheidet aber expliziter zwischen disziplinierten Unruhen und Plünderungen, wobei die Art und Intensität der Aufstände von regionalen Bedingungen (z.B. Entleerungsregionen) abhingen (vgl. Gailus 1994: 179-185).

Ebenso benennt Bohnstedt (1994) weitere Einflussgrößen: (1) Empfinden von Ungerechtigkeit, (2) Recht auf Überleben, (3) Bräuche des Widerstands und (4) Vorhandensein sozialer Netzwerke. Aus seiner Sicht bildeten die dichten Vernetzungen innerhalb von Arbeitervereinen, politischen Organisationen, Bürgerwehren und ihre Beziehungen zur lokalen Elite einen entscheidenden Moment für die Artikulation von Forderungen nach Fürsorge »von oben«. Dagegen sei aus dem Recht auf Überleben die Legitimität zur kollektiven Selbsthilfe »von unten« erwachsen, wobei diese Selbsthilfeaktionen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ein wesentlicher Bestandteil von Subsistenzunruhen blieben. Zwar wird auch von Ausschreitungen um 1923/24 (vgl. Geyer 1994) und von Massenhungerdemonstrationen in den 1950er Jahren für den deutschen Raum berichtet, aber es waren vor allem Formen von Schwarzmärkten, Hungerkriminalität, Veruntreuung, Plünderungen etc. die noch lange Zeit fortlebten (vgl. Erker 1994; Trittel 1994). Heute treten Hungerunruhen vor allem außerhalb westlicher Gesellschaften auf, wie Argentinien im Dezember 2001 zeigte (vgl. Gailus 2004). Letztlich gelten diese Protestformen jedoch aufgrund der Ausbildung einer stabilen Massenkonsumgesellschaft als überwunden.

Die Konsumgesellschaft legt die Vermutung nahe, dass sich generell die Formen des Konsumentenwiderstands verflüchtigen. Diese These wird durch zwei Argumente unterstützt: Erstens bemisst sich Erfahrung von Hunger nicht nur an Kalorien, sondern auch am Verlust kultureller und traditioneller Nahrungsstandards. Bei den Hungerunruhen ging es also ebenso um den Erhalt herkömmlicher Zusammenhänge von Arbeit, Nahrung und zubereitetem Essen, woraus Autonomie, sozialer Status und Ehre

erwachsen (vgl. Gailus/Volkman 1994: 20). Zweitens kommt hinzu, dass nach Adorno und Horkheimer (1984) ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Kulturindustrie und eine damit verbundene Massenkultur auftrat, in der sich der Konsument im »Zirkel von Manipulation und rückwirkendem Bedürfnis« (Adorno/Horkheimer 1984: 142) verfängt. Die Kulturindustrie als »Amüsierbetrieb« kann demnach »mit dem Bedürfnis der Konsumenten verfahren, es produzieren, steuern, disziplinieren« (Adorno/Horkheimer 1984: 164), so dass das Vergnügtsein¹⁰ jegliche Möglichkeit eines Widerstandsgedankens (auch in anderen Feldern des Konsums) verschüttet.

Widerstand und Protest resultieren demnach aus der Erfahrung von Verlust kultureller und traditioneller Nahrungsstandards oder aus der Reflexion gesamtgesellschaftlicher Zustände. Geht man von dieser These aus, lässt sich der Typus politischer Verbraucher tatsächlich nur bei kleineren Teilen der westlichen Konsumenten entdecken.¹¹ Der politische Verbraucher erweist sich dabei als sehr reflektiert und selektiv:

»Politische Verbraucher wägen und wählen bestimmte Hersteller und Produkte, weil sie das Verhalten von Institutionen oder der Wirtschaft ändern wollen. Ihre Abwägungen und Entscheidungen spiegeln ein Verständnis der materiellen Produkte, das in einem komplexen normativen Kontext eingebettet ist, den man als »politischen Hintergrund« der Produkte bezeichnen kann.« (Stolle/Micheletti 2005: 41; siehe auch Micheletti 2003)

Was ist aber mit der Widerständigkeit der weitaus größeren Gruppe der Konsumenten? Haben sie sich im »Amüsierbetrieb« völlig entblödet und jeglichen Gedanken an Widerstand verloren? Eine Überlegung, die vor-schnell gezogen wäre, wenn man über den theoretischen Ansatz zu Reaktionen auf Qualitätsverluste von Produkten oder Dienstleistungen nach Albert O. Hirschman (1974) hinwegginge. In seiner Abhandlung *Abwanderung und Widerspruch* (1974) geht er davon aus, dass gleichgültige Mitglieder im Stillen zu anderen Anbietern wechseln und loyal eingestellte versuchen, mit Beschwerden und Kritik die Leitung der Organisation oder Institution zu bewegen, den Missstand zu beseitigen. Widerspruch kann nach Hirschman »über die ganze Skala vom leisen Murren bis zum ge-

10 »Vergnügtsein heißt Einverständnis. Es ist möglich nur, indem es sich gegenüber dem Ganzen des gesellschaftlichen Prozesses abdichtet, dumm macht und von Anbeginn den unentrinnbaren Anspruch jedes Werks, selbst des niedrigsten, widersinnig preisgibt: in seiner Beschränkung das Ganze zu reflektieren. Vergnügen heißt allemal: nicht daran denken müssen, das Leiden vergessen, noch wo es gezeigt wird. Ohnmacht liegt ihm zu Grunde. Es ist in der Tat Flucht [...] vor dem letzten Gedanken an Widerstand, den jene [Kulturindustrie] noch übrig gelassen hat.« (Adorno/Horkheimer 1984: 167)

11 In einer schwedischen Studie gehören zu den politischen Verbrauchern vor allem jene, die wohlhabend, sehr gebildet und in überwältigender Mehrzahl Frauen sind (Stolle/Micheletti 2005).

waltsamen Protest abgestuft werden. Widerstand erfordert, dass man seine kritische Einstellung artikuliert, anstatt in der Anonymität eines Supermarktes privat und »geheim« seine Stimme abzugeben; und schließlich erfolgt er direkt und gradlinig, nicht auf Umwegen. Widerspruch ist politisches Handeln par excellence.« (Hirschman 1974: 13)

Die Ausübung der Abwanderung dürfte in diesem Sinne eine charakteristische Reaktionsweise des *unpolitischen Verbrauchers* beschreiben. Für Hirschman (1992) erschöpft sich Abwanderung aber nicht unbedingt im Wechsel von einer Ware zur anderen, sondern er spricht auch in einem anderen Kontext, dem Sturz des DDR-Regimes im Herbst 1989, von der *inneren* Abwanderung: sich ins Private zurückziehen bzw. der politischen Vereinnahmung ausweichen.¹²

Verweigerung und Ausweichen gehören ebenfalls zu den charakteristischen Widerstandsformen der *Popularkultur* (vgl. Fiske 2000a, 1989). Fiske nimmt seinen Ausgang in den theoretischen Überlegungen Michel Certeaus (1988), wonach sich die schwachen Konsumenten durch Taktiken und Finten den Vorgaben der kapitalistischen Warenproduktion entziehen. Im Gegensatz zur Strategie, die ein planendes Vorgehen ist, ist die Taktik von den Gegebenheitsbedingungen abhängig, das heißt, diese Handlungsweise muss sich der vorgegebenen Strukturen und Produkte bedienen, um diese kreativ für sich zu nutzen (vgl. Certeau 1988: 89). In der Fortführung dieses Gedankens finden sich diese Handlungen nach Fiske (2000a, 1989) in der *Popularkultur*¹³.

Ausweichen, Zurückweisungen und Verweigerungen bilden vermutlich die am wenigsten politisch aktiven Formen des Widerstands, sie ermöglichen aber eine Menge an Erfahrungen, die sich jenseits des Zugriffs

12 Zu diesen Haltungen passiver Widerständigkeit lassen sich auch Beispiele in der Konsumgesellschaft finden: die politisch unmotivierten Verweigerungen von Rollenerwartungen oder die Zurückweisung der Nahrungsaufnahme. Den Erwartungen an die Rolle entzieht man sich als Konsument, Wähler oder Steuerzahler nach Balistier (1996), indem die Menschen Konsumboykott im Geschäft, Wahlboykott in der Wahlkabine betreiben, von Wahlen fernbleiben oder Steuern und Gebühren einbehalten (vgl. Balistier 1996: 64). Im Hungerstreik wird dagegen die Nahrungsaufnahme verweigert, um sich des äußeren Zugriffs durch dominierende Gruppen (Polizisten, Ärzte) zu entziehen (vgl. Ellmann 1993).

13 »Popularkultur wird von unterdrückten Bevölkerungsgruppen in ihrem eigenen Interesse aus Ressourcen gewonnen, die, widersprüchlicherweise, auch den ökonomischen Interessen der Herrschenden dienen. Popularkultur wird von innerhalb und unterhalb geschaffen, nicht von außerhalb oder von oben her auferlegt, wie dies Massenkulturtheoretiker behaupten. Immer gibt es ein Element der Popularkultur, das außerhalb der sozialen Kontrolle liegt, das den hegemonialen Kräften entkommt oder entgegentritt. Popularkultur ist immer eine Kultur des Konflikts, sie beinhaltet immer den Kampf, soziale Beziehungen zu erzeugen, die im Interesse der Unterdrückten liegen und nicht jene sind, die von der herrschenden Ideologie bevorzugt werden.« (Fiske 2000a: 15)

durch die dominierenden Kräfte konstituieren und damit Gefühle der Ermächtigung und Selbstachtung verleihen (vgl. Fiske 2000a: 21). Im Widerstand artikuliert sich der Wunsch der Schwachen, Kontrolle über die eigene Existenz auszuüben. So kann Selbstachtung aus der Verweigerung von Rollenerwartungen resultieren. Fiske (2000b) erwähnt im Zusammenhang mit Shopping beispielsweise das Kaufen bzw. das Geldausgeben als Momente der Ermächtigung gegenüber den Erwartungen der Sparsamkeit oder Häuslichkeit.

Für die Reaktionen der Konsumenten bei Lebensmittelskandalen lassen sich aus diesen theoretischen Überlegungen und Ansätzen folgende Annahmen ableiten: Der Verbraucher ist in einer westlichen Massenkongsumgesellschaft kaum den Erfahrungen von Hunger ausgesetzt, trotzdem kann die Skandalisierung von Lebensmitteln für den Einzelnen bedeuten, dass kulturelle und traditionelle Nahrungsstandards gefährdet sind. Wer beispielsweise in der BSE-Krise kein Rindfleisch aß, musste sonntags auf seinen Rinderbraten verzichten. Gehört der Rindersauerbraten mit Klößen und Rotkraut aber zum traditionellen Speisenprogramm, dann gerieten Verzichtsbereitschaft und Essgewohnheiten in Konflikt. Damit sind Bedingungen für Konsumentenwiderständigkeiten gegeben, die dazu führen können, dass sich die Verbraucher dem Warenangebot verweigern, selektiv konsumieren oder zu anderen Substituten abwandern. Dies kann konkret bedeuten, dass der Konsument zum politischen Verbraucher wird, indem er beispielsweise die BSE-Krise in ihrem gesamtgesellschaftlichen Kontext reflektiert und in Zukunft selektiv konsumiert. So kann er sich bewusst für ökologisch erzeugte Produkte und Waren entscheiden. Andererseits kann sich der Verbraucher der öffentlichen Skandalisierung insofern verweigern, als er unberührt zu Substituten abwandert oder sich der massenmedialen Dramatisierung entzieht. Schließlich kann der Konsument auch über das stille und private Ausweichen wieder Kontrolle über seine Essgewohnheiten gewinnen.

Ergebnisse der Lebensmittelskandalforschung

In Arbeiten zu Lebensmittelskandalen werden Ansätze der Skandalforschung oder historische bzw. theoretische Darstellungen von Reaktionen der Bevölkerung auf Qualitätsverluste oder Mangelercheinungen wenig berücksichtigt. Es finden sich zwar vergleichbare Aussagen über charakteristische Merkmale und Phasen skandalisierter Lebensmittel, aber das beobachtete Verhaltensrepertoire der Verbraucher beschränkt sich zumeist auf das Registrieren der Missstände, den Grad der Verunsicherung und des Informationsverhaltens.

So charakterisieren Herrmann, Warland und Sterngold (1997) Lebensmittelskandale wie folgt: (1) Sie sind von kurzer Dauer. (2) Sie haben

eine hohe Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit. (3) Ihre Bekanntheit schließt viele Menschen, bedeutende Personen oder wichtige Institutionen mit ein. (4) Diese Skandale sind Konflikte oder Katastrophen, da sie neu und ungewohnt sind. (5) Letztlich bedarf es in der Öffentlichkeit einer gewissen Vertrautheit mit dem Thema (vgl. Herrmann/Warland/Sterngold 1997: 513). In dieser Merkmalsaufstellung finden sich viele Bezüge und Aussagen über Skandale, die sich mit den Ergebnissen der Skandalforschung decken. Unklar bleibt letztlich nur die Art des Konfliktes oder der Katastrophe. Zumindest kann aus der Untersuchung der *Alarkrise*¹⁴ in den USA der späten 1980er Jahre entnommen werden, dass sich der Konflikt aus einer Infragestellung der Qualität der Lebensmittel und den damit verbundenen möglichen gesundheitlichen Schäden durch Zusatzstoffe herleitet (vgl. auch O'Rourke 1990). In der Krise hatten Verdachtsmomente eine Gesundheitsgefährdung durch den Verzehr von Alar-behandelten Äpfeln bestärkt. Offen ist, ob nicht auch weitere Moralisierungen die Bewertung der Ereignisse beeinflussten.

Andere Autoren heben gerade den Aspekt der *Kurzlebigkeit* von Lebensmittelskandalen hervor. So vergleicht Gronow (2001) in ihrer Analyse historisch wiederkehrender Ernährungsängste (*food scares*) diese in ihrer Entstehung und Ausbreitung mit modischen Trends. Kurzlebigkeit und schnelle Verbreitung des Phänomens sind beiden eigen. Andere Autoren wie Willhöft (2001) oder Alvensleben (1994) führen für den relativ kurzen Zeitraum einer Lebensmittelkrise als Erklärungen *Gewöhnungsprozesse* bzw. schlichtes *Vergessen* bei den Verbrauchern an. Eine Ausnahme stellt die BSE-Krise zwischen 1990 und 2001 dar. In diesem Zeitraum riefen die Ereignisse und die permanente massenmediale Berichterstattung das BSE-Thema wiederholt in Erinnerung, so dass es nicht in Vergessenheit geraten konnte (vgl. Hagenhoff 2003: 146). Charakteristisch für die Nachfrage-rückgänge bei Rinderfrischfleisch in Deutschland in den Jahren 1994, 1996, 2000/2001 und 2002 ist aber auch hier: der Verzehr von Rindfleisch normalisierte sich nach kurzer Zeit.

Untersuchungen des Verbraucherverhaltens bei skandalisierten Lebensmitteln haben sich vermehrt mit der *Unsicherheit der Konsumenten* auseinandergesetzt. Verunsicherungen scheinen ein zentrales Erklärungsmuster zu bieten, da sie in Krisen durch die Ungewöhnlichkeit der Situation, generell durch die in der Industrialisierung bedingte Zunahme der Produktvielfalt auf dem Lebensmittelmarkt und die Entfremdung vom Produktionsprozess ursächlich entstehen (vgl. Herrmann/Warland/Stern-

14 Die Alarkrise in den USA ging 1989 aus einer Fernsehsendung hervor, die über Gesundheitsrisiken für Kinder aus chemischen Zusätzen in Lebensmitteln berichtete. Alar selbst ist ein Pestizid, das bei Äpfeln eingesetzt wird und seit Anfang der 1980er Jahre unter dem Verdacht steht, krebserregend zu sein. Diesen Bedenken folgten daraufhin ein erhöhtes Bewusstsein der Konsumenten und die Forderung, den Einsatz von Alar zu verbieten (vgl. Herrmann/Warland/Sterngold 1997; O'Rourke 1990).

gold 1997; Bergmann 2000). Beispielsweise zeigt das Institut für Demoskopie Allensbach im Januar 2001 nach Bekanntgabe des ersten BSE-Falles in Deutschland, dass sich in der Hochphase jeder zweite Bundesbürger über 16 Jahre bedroht fühlte (54 Prozent). Sogar 87 Prozent der Befragten gaben an, durch die Schutzmaßnahmen gegen BSE in Deutschland nicht ausreichend geschützt zu sein. Von den Probanden haben 32 Prozent kein Rindfleisch mehr gegessen, 35 Prozent hatten zeitweise weniger Rindfleisch konsumiert und für ca. ein Viertel der Befragten hatte sich nichts geändert. Die Äußerungen als Wahrnehmung einer konkreten Gefährdung in Deutschland werden deutlicher im Vergleich zu der Erhebung im Juli 1996, zum Zeitpunkt der Diskussion um die mögliche Übertragbarkeit von BSE auf den Menschen. Damals gaben 15 Prozent der Befragten an, kein Rindfleisch mehr zu essen. 38 Prozent aßen ihren Angaben zufolge weniger Rindfleisch und 41 Prozent reagierten bezüglich des Rindfleisches ohne Veränderungen in ihren Essgewohnheiten (vgl. Noelle-Neumann/Köcher 2002: 272). Die Zahlen machen deutlich, dass sich große Teile der Bevölkerung durch die BSE-Krise gefährdet fühlten, aber weitaus geringere Anteile davon reagierten durch Verzicht zeitweise oder auf Dauer. Ähnlich gehen auch Kafka und Alvensleben (1998) vor, als sie die Verunsicherungen über Nahrungsmittel in den Jahren 1988, 1994 und 1997 untersuchen. Den Grad der Besorgnis leiten sie aus den Einschätzungen der Statements zur (1) schleichenden Vergiftung von Essen heutzutage, (2) der unnötigen Angstmake der Verbraucher durch permanente Diskussion über Lebensmittelskandale und (3) dass Essen noch nie so sicher wie heute sei, ab. Dabei stellen sie fest, dass die Verunsicherung über Lebensmittel allgemein seit 1988 zurückging,¹⁵ wobei im Sommer 1997 (N=332) 20 Prozent der Befragten keineswegs verunsichert waren, 51 Prozent eine uneindeutige Meinung bzw. einen »mittleren« Grad der Besorgnis hatten und schließlich 29 Prozent Unsicherheit zeigten (vgl. Kafka/Alvensleben 1998: o.S.).¹⁶ In einer Korrelationsanalyse wurden die Statements mit verschiedenen Einstellungen und Meinungen auf die Stärke ihres Zusammenhangs hin analysiert. Daraus ergaben sich folgende Gründe für die Verunsicherung:

15 Vgl. auch IFAV (2001). In der Zeit davor sind die Befürchtungen vor Gesundheitsbeeinträchtigungen durch Nahrungsmittel dagegen gestiegen. Im Jahre 1971 waren etwa 20 Prozent der Befragten, 1979 27 Prozent und 1990 58 Prozent verängstigt (vgl. Bergmann 1997: 26).

16 In einer Befragung im Herbst 1996 mit einem Stichprobenumfang von 1600 Befragten in West-Deutschland und 400 Befragten in Ost-Deutschland durch das Institut für Ernährungsökonomie (IÖS) wurde folgende Verteilung vom Grad der Verunsicherung bei Lebensmitteln festgestellt: 16,2 Prozent der Bevölkerung kennen keine Lebensmittel, die sie verunsichern, 62,2 Prozent kennen sowohl Lebensmittel, die sie verunsichern, als auch welche, die sie nicht verunsichern, und letztlich waren 21,6 Prozent »total verunsichert«, insofern sie keine Lebensmittel kennen, bei denen sie sich nicht verunsichert fühlen (vgl. Boës 1997: 18).

- Pessimismus – Mit wachsendem Pessimismus steigt die Unsicherheit (Korrelationskoeffizient 0.34),
- Umweltbewusstsein – Je höher das Umweltproblembewusstsein, umso größer die Verunsicherung (Korrelationskoeffizient 0.3),
- Technikakzeptanz – Bei abnehmender Technikakzeptanz nimmt die Besorgnis über Gefährdung durch Lebensmittel zu (Korrelationskoeffizient -0.25).

Zugleich machen Kafka und Alvensleben darauf aufmerksam, dass der Grad der Verunsicherung eng mit tief verankerten (*basic*) Werten und Einstellungen der Individuen zusammenhängt. Sie gehen darauf nicht weiter ein, fragen aber in ihrer Analyse der Verunsicherungseffekte ebenso nach dem veränderten Fleischkonsum im zurückliegenden Jahr. Dabei steigerten nach eigener Aussage zwei Prozent ihren Fleischverzehr, 51 Prozent ernährten sich unverändert, 42 Prozent verringerten den Verzehr und insgesamt aßen zwei Prozent kein Fleisch im letzten Jahr. Ungeachtet der Angabe durch die Befragten über den Verzicht auf Fleisch, konnte ein Zusammenhang zwischen der abnehmenden Häufigkeit des Fleischkonsums pro Woche und der Zunahme von Unsicherheit nicht bestätigt werden. Somit kommen Kafka und Alvensleben in ihren Untersuchungen zur Verunsicherung und Wahrnehmung der Konsumenten zu dem Schluss, dass zumindest für die 1990er Jahre der Einfluss der Unsicherheit auf den Fleischkonsum in der BSE-Krise von geringfügiger Bedeutung ist (Vgl. Kafka/Alvensleben 1998; Alvensleben 1998, 1994).¹⁷

Andere Einflussfaktoren bezieht beispielsweise Eckert (1998) zur Analyse des Rindfleischverbrauchs zwischen den Jahren 1994 und 1996 in Deutschland ein. In einem ökonometrischen Regressionsmodell untersucht sie den Einfluss der unabhängigen Variablen: Realeinkommen, Verbraucherpreise sowie Verbraucherpreise für Substitutionsgüter. Mit den klassischen ökonomischen Variablen *Realeinkommen* und *Verbraucherpreis für Rindfleisch* konnte sie zumindest 31 Prozent der Variation in der Nachfrage nach Rindfleisch erklären. Allein die hohe Differenz des Durbin-Watson-Koeffizienten von 1,048 gegenüber dem Wert 2 deutet darauf hin, dass nicht alle notwendigen Variablen zur Erklärung in die Funktion einbezogen sind. Eckert (1998) führt darum in ihre Berechnungen die *Informationsvariable* ein, was sich als Einflussfaktor in Form von negativen Meldungen zu BSE-Fällen signifikant auf das Nachfrageverhalten auswirkt.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch die Studie von Wildner (2002). Auf der Basis eines ökonomischen Nachfragemodells untersucht sie die Einflussfaktoren Preis, Einkommen und Berichterstattung über BSE. Der BSE-Index bildet sich aus allen erschienenen Artikeln der untersuchten

17 Auch Bergmann (1997) sieht insgesamt die möglichen Auswirkungen von Verbraucherverunsicherungen auf das Kaufverhalten weniger euphorisch.

Zeitungen und Zeitschriften¹⁸ zwischen 1990 und 1998. Neben der Abwanderung zu anderen Fleischsorten und Nahrungsmitteln bestätigt sie ebenso einen signifikant negativen Einfluss der BSE-Berichterstattung auf die Rind-, Kalbfleisch-, Wurst- und Wurstwarennachfrage. Die Analysen zeigen ebenfalls, dass die stärksten Auswirkungen im April 1996 auftraten, nachdem Wissenschaftler einen möglichen Zusammenhang zwischen BSE und den an Creutzfeldt-Jakob-Krankheit erkrankten Menschen bekannt gaben.¹⁹

Eine experimentelle Untersuchung (Böcker/Albrecht 2001) der Verbraucherreaktionen bezüglich der Differenzierung von Zuverlässigkeit oder *Vertrauenswürdigkeit der Anbieter* kann die Erkenntnisse nur begrenzt erweitern. Am Experiment nahmen 100 Probanden teil, die mehrheitlich Studenten waren. Dabei hatten 41 Teilnehmer direkte bzw. indirekte Erfahrungen mit Lebensmittelvergiftungen gemacht. Persönliche Erfahrungen mit Lebensmittelvergiftungen und das Geschlecht erwiesen sich letztlich als signifikante Einflussgrößen auf das Vertrauen nach einem Lebensmittelskandal. Dagegen konnten die Autoren keinen Nachweis für einen Zusammenhang zwischen steigender Anbieterdifferenzierung hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Lebensmittelsicherheit und dem Sinken des Verbrauchervertrauens in einen Anbieter erbringen.

In einem etwas anderen Zugang untersucht Hagenhoff (2003) den Einfluss der Berichterstattung über BSE zwischen 1990 und 2001 auf das *Problembewusstsein* der Bevölkerung. Als Ursache für diese Sensibilisierung nimmt sie ein Gefühl der Betroffenheit an, welches die Medien erzeugen. Demnach wird das Problembewusstsein der Laien durch Dramatisierungen, Emotionalisierungen, Diskreditierungen aus polarisierenden Einschätzungen und dem Zurückhalten widersprüchlicher Informationen geweckt. Aus dem Vergleich der Medienberichterstattung und der Bevölkerungsmeinung ergibt sich nach Hagenhoff ein Zusammenhang zwischen dem Problembewusstsein der Bevölkerung (BSE als Gefahr) und der Zunahme der Berichterstattung. »Dies bedeutet, dass das Problembewusstsein der Bevölkerung über BSE immer dann besonders hoch war, wenn die Printmedien-Berichterstattung sehr intensiv ausgefallen ist.« (Hagenhoff 2003: 210) Der Effekt geht aber vermutlich nicht allein auf die Printmedien, sondern auch auf die Fernsehnachrichten und -bilder zurück.

Im Gegensatz dazu beobachtet Meyer-Hullmann (1999) in ihrer Untersuchung des *Informationsverhaltens* zwischen den Jahren 1993 und 1995, dass selbst bei einer hohen Nutzung der Massenmedien ein »Mangel an Informiertheit« (Meyer-Hullmann 1999: 242) bei den Verbrauchern vorliegt.

18 Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurter Rundschau, Berliner Zeitung, General-Anzeiger Bonn, Der Spiegel und FOCUS.

19 Im Gegensatz dazu können Böcker und Mahlau (1999) in ihrer regionalen Inhaltsanalyse der *Kieler Nachrichten* keinen signifikanten kurzfristigen Einfluss der Berichterstattung über BSE auf den Rindfleischverzehr nachweisen.

Trotz der Angst vor gesundheitlichem Schaden durch erkrankte Rinder und einer ausführlichen Darstellung der Ereignisse um BSE in der Tagespresse konnte sie in ihrer Untersuchung kein allgemein erhöhtes, aktives Informationsverhalten feststellen. Allein die anteilmäßig geringe Gruppe der *Ernährungsbewussten* zeichnete sich durch eine gesteigerte, aktive Informationssuche aus. Der weit größere Teil der Befragten teilte dagegen ein eher passives Informationsverhalten und geringe Kenntnisse zu BSE. Erwähnenswert ist, dass gegenüber komplexen und detaillierten Berichten in der Tagespresse visuelle bzw. bildliche Darstellungen den nachhaltigsten Einfluss auf die Kenntnisnahme der Ereignisse hatten.

Aufschluss über das *Verbraucherverhalten* geben aber auch Untersuchungen zu Kaufentscheidungen bei Lebensmittelskandalen. Studien zur Reaktion auf die Gefährdung durch Rinderwahnsinn vor dem ersten BSE-Fall in Deutschland stellen beispielsweise eine allgemeine Tendenz zur Präferenz für die Lokalität bei den Konsumenten fest. Demnach bestimmen die *garantierte Herkunft* sowie der *Einzelhandel* verstärkt Einkaufsentscheidungen für Frischfleisch (vgl. Meyer-Hullmann 1999; Probst 1997). Weiterhin zeigt die ökonomische Studie von Hoff und Claes (1997), dass mehr und mehr das Einkaufskriterium *Sicherheit* gegenüber den Faktoren *Einkommen* und *Preis* an Bedeutung gewinnt. Meyer-Hullmann (1999) konnte zwischen 1993 und 1995 außerdem beobachten, dass insbesondere die Ernährungsbewussten mit Verzicht reagieren. Andere Konsumenten ohne Verzichtleistung achteten dagegen bei ihrem Einkauf verstärkt auf das Kriterium *Herkunft* oder schenkten den BSE-Skandalen keine große Beachtung.

Die Ergebnisse aus den Untersuchungen zu Informationsverhalten und Kaufentscheidungen lassen vermuten, dass sich die Verbraucher in ihren Wahrnehmungen und Reaktionsweisen in verschiedene Konsumentengruppen differenzieren. Diese Annahme wird noch bestärkt, wenn man sich die Ergebnisse der Verbraucherstudie von Karin Bergmann (2000) anschaut. In ihrer Trennung zwischen negativ und positiv zu industriell gefertigten Lebensmitteln eingestellten Konsumenten konnte die Autorin unterschiedliche Merkmale für die beiden Einstellungstypen identifizieren. Demnach haben vor allem negativ eingestellte Personen eine höhere Schulbildung, nutzen intensiver den Einzelhandel (Tante-Emma-Läden, Naturkostläden) und Wochenmärkte bzw. den Direktkauf, sind ernährungsbewusster und nutzen aktiver Informationen der Ernährungsberatung. Positiv eingestellte Konsumenten messen dagegen dem Gesundheitsaspekt des Essens wenig Bedeutung zu. Ob und welche Zusammenhänge möglicherweise in diesen Gruppen auch durch Werthaltungen und kulturelle Dynamiken erklärt werden können, wird in den Studien angedeutet (vgl. Alvensleben 1998; Bergmann 2000; Kafka/Alvensleben 1998), aber nicht untersucht.

Einen stärker kontextbezogenen Zugang wähle indessen Caplan (2000) für die Untersuchung des Verbraucherverhaltens in England. Das Forschungsprojekt war zwar als eine vergleichende Studie zur Relation zwischen dem Ess- und Gesundheitsverhalten der Bevölkerung in zwei verschiedenen englischen Regionen, einem walisischen Dorf und einem Stadtteil von London, angelegt, aber da die Studie zwischen 1993 und 1994 erfolgte, konnte Caplan auch einen Einblick in die Sichtweisen und Reaktionen der Verbraucher auf die BSE-Krise gewinnen. Dabei zeigt die Untersuchung der Verhaltensweisen, dass die Befragten in London teilweise ganz auf Rindfleisch verzichteten bzw. ihren temporären Verzicht an der Berichterstattung orientierten, zu ökologischen Lebensmitteln abwanderten, gegenüber dem *media hype* skeptisch waren oder aufgrund ihres hohen Alters dem Ereignis nur eine geringe Bedeutung zuschrieben. Im ländlichen Raum verzichtete man in alternativen Kreisen aus Protest gegen die konventionelle Landwirtschaft oder vertraute bei ungebrochenem Konsum von Rindfleisch in die Kenntnis über die ökologischen Erzeugungs- und Verarbeitungsprozesse ihrer Lieferanten. Ebenso setzten die Befragten auf dem Land auf die regionalen Produkte und die ansässigen Fleischer, die man seit Jahren kennt. Bemerkenswert an den Ergebnissen ist, dass sich die Verhaltensweisen klar nach den Regionen unterscheiden. Die Trennung geht nach Caplan auf die Konstruktion von unterschiedlichen Dichotomien zwischen Wissen (Gewissheit) und Nicht-Wissen (Risiko) der Befragten zurück: »people used oppositions such as organic/non-organic, local/non-local and small butchers/supermarkets.« (Caplan 2000: 193) Insbesondere im ländlichen Raum setzten die Befragten auf die Kenntnis lokaler Strukturen, wogegen die Großstädter auf die Supermärkte angewiesen seien, die kaum einen Einblick in die Herstellungs- und Vertriebsprozesse ihrer Produkte ermöglichten. Bemerkenswert ist schließlich, dass alle Befragten, unabhängig vom Wohnort und ihrer sozialen Lage, wenig Vertrauen in die massenmediale Berichterstattung und die Regierung bei Fragen der Lebensmittelsicherheit haben. Einschränkend muss an dieser Stelle aber angemerkt werden, dass die Untersuchung und ihre Aussage nur für England gelten.

Eine Analyse der Bewältigungsmuster deutscher Verbraucher in der BSE-Krise kommt jedoch zu ähnlichen Ergebnissen. So identifizieren Barlösius und Philipps (2006) anhand von 92 qualitativen Interviews, die in verschiedenen deutschen Städten durchgeführt wurden, ebenfalls unterschiedliche Umgangsweisen und Kontextualisierungen. Sie unterscheiden dabei zwischen sechs Alltagspraktiken, die selbst jeweils in Phasen ohne und mit kurzer Orientierung aufgeteilt sind. Diese Praktiken lassen sich wie folgt beschreiben: (1) *Expliziter Verzicht* – Der bewusste und öffentliche Verzicht auf Rindfleisch wird verbunden mit ethischen Bedenken hinsichtlich der Massentierhaltung und einer Skepsis gegenüber der politischen Handlungsfähigkeit. (2) *Unproblematischer Verzicht* – Eine Um-

stellung zu anderen Fleischsorten (Schwein, Geflügel) vollzieht sich unproblematisch, da nur eine geringe Präferenz für Rindfleisch besteht. (3) *Abwanderung bzw. Einschränkung auf »sichere« Produkte* – Die Kontrolle über die Situation basiert auf dem Vertrauen in bestimmte Siegel, Herkunft und Institutionen. (4) *Resistenz gegenüber medialer Skandalisierung* – Der ausbleibende Verzicht auf Rindfleisch begründet sich in der Wahrnehmung der Medien als Panikmacher, da die Skandale wie BSE als übertrieben und aufgebauscht gelten. (5) *Normalisierung* – Entgegen den Medienresistenten orientieren sich andere Verbraucher an der Medienberichterstattung. Solange Lebensmittel in den Schlagzeilen sind, verzichtet diese Gruppe der Befragten auf das skandalisierte Produkt. Und (6) *Weiter so* – Die Zuversicht in die Kontrollierbarkeit und Handlungsfähigkeit der Politik oder der Hersteller ermöglicht den uneingeschränkten Verzehr von Rindfleisch. Generell stellen die beiden Autoren ebenso wie Caplan (2000) fest, dass ein hoher Anteil der Befragten der Medienberichterstattung kritisch gegenübersteht. Welche Bedeutung und Reichweite diese Skepsis unter der Gesamtbevölkerung hat, lässt sich nicht beurteilen, da die Beobachtung auf keiner repräsentativen Erhebung beruht.

Die Untersuchungen in England (Caplan 2000) und in Deutschland (Barlösius/Philipps 2006) zeigen schließlich, dass es verschiedene Bewältigungsstrategien und Begründungen gibt. Insbesondere die interpretativ-rekonstruktive Herangehensweise ermöglicht es, die Handlungen stärker in ihrem alltäglichen Kontext zu betrachten, aber die Diskussion der Ergebnisse bleibt in beiden Studien theoretisch eher unterkomplex.

Für die vorgestellten Untersuchungen gilt, dass sie dem Einfluss der massenmedialen Berichterstattung im Allgemeinen eine sehr große Bedeutung einräumen. Insbesondere die negativen Meldungen über das Vorkommen gesundheitsschädlicher Stoffe in der Nahrung führen demnach zu Zweifeln an der Qualität der Lebensmittel und somit zum Vertrauensbruch. Konsumverzicht und Ausweichen auf andere Produkte sind dann nur die logische Folge der Krise (vgl. Eckert 1998: 3; Meyer-Hullmann 1999: 19; Halk 1993: 98).

Weiterhin beschränken sich die Untersuchungen von Bergmann (2000), Eckert (1998), Hagenhoff (2003), Meyer-Hullmann (1999) und Wildner (2002) bei der moralischen Aufladung negativer Meldungen nur auf die zweifelhafte Qualität eines Lebensmittels. Ob diese eine einzigartige Rolle in der moralischen Empörung bei den Verbrauchern spielen, ist aber fraglich, da gerade Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Negativmeldungen im Lebensmittelsektor und Misstrauen zeigen, dass auch andere Wertverletzungen die Gemüter bewegten. So übten beispielsweise während der BSE-Krise auch Bilder von Massentierhaltung, Tiertransporten, Schlachthäusern, zitternden Rindern und brennenden Kadaverbergen einen Einfluss auf die Gefühle der Betrachter aus (vgl. Heimes/Grünewald 2000). In einer anderen Studie (Halk/Koch 1990) heißt es:

die Verbraucher misstrauten weniger bestimmten Produktgruppen als vielmehr einer »unnatürlichen« Art der Erzeugung und Massenverarbeitung von Lebensmitteln. Dies deutet im Spektrum verletzter Werte ebenso eine Moralisierung der kapitalistischen Produktionsweise und des praktizierten Verhältnisses von Mensch und Tier (bzw. Natur) an (vgl. auch Caplan 2000).

Weitere Untersuchungen zu Nahrungsmittelskandalen und deren Zusammenhänge gehen nicht näher auf die Verbraucherreaktionen ein. Im Vordergrund solcher Arbeiten stehen vielmehr makrosoziologische, wissenschaftstheoretische bzw. politische Problemstellungen. So geht es im Rahmen der BSE-Vorfälle um die Krisen des Gewissheitsanspruchs der Wissenschaften, der Verwaltungen oder der Agro- und Fleischindustrie. Entsprechend lassen sich Aufsätze und Bücher zur BSE-bedingten Ungewissheit und dem problematischen Umgang mit dem Nicht-Wissen in den Wissenschaften und Expertengemeinschaften (vgl. Böschen/Viehöver/Zinn 2003; Bonß 1995; Dressel 2002; Japp 2000), in den nationalen und internationalen staatlichen sowie politischen Institutionen (vgl. Barlösius/Bruse 2005; Bartlett 1999; Carson 2004; Eder 2000; Ehrke 2001; Luhmann 2001a, b; Raschke 2001; Wolters 1998; Wynne/Dressel 2001) und in wirtschaftlichen Organisationen und Unternehmen (vgl. Matten 1998; Tacke 1999, 2000) finden. Die Ausblendung und Vernachlässigung der Verbraucher in den genannten Arbeiten ist umso erstaunlicher, da Löffstedt und Sjöstedt (2001) den Konsumentengruppen eine wachsende Bedeutung für das internationale Risikomanagement neben marktbasieren Institutionen und staatlichen Regulierungen zuschreiben. Kritisch heißt es: künftige Entscheidungen über Risiken bedürfen einer Integration dieser dritten Kraft, um eine effektive Kommunikation zwischen den Gruppierungen zu gewährleisten (vgl. auch Frewer 2003; Linnerooth-Bayer 2001).

Zusammenfassung

Mit der Diskussion der Ansätze und Ergebnisse in der Skandalforschung lassen sich gewisse Merkmale von Lebensmittelskandalen in einer Arbeitsdefinition zusammenfassen. Demnach wird bei einem Lebensmittelskandal einer Institution oder einem Unternehmen (aus dem Bereich Erzeugung, Verarbeitung oder Handel mit Lebensmitteln) eine moralische Verfehlung (beispielsweise bezüglich der Gesundheit oder der Qualität) vorgeworfen. Die Situation entsteht einerseits durch die Massenmedien oder andere Organisationen (Verbraucherverbände, NGOs, soziale Bewegungen), welche durch die Dramatisierung und Übertreibung des Missstandes eine Verunsicherung und emotionale Empörung bei Teilen der Skandalrezipienten bewirken. Andererseits lösen Unternehmensethiken

und Marketingkampagnen eine allgemeine moralische Aufladung des Konsums aus.

Die Konsumenten können dann während eines Lebensmittelskandals zwischen verschiedenen Reaktionen wählen. Sie können einerseits als politische Verbraucher reflektiert und selektiv nach normativen Maßstäben (z.B. ökologisch erzeugt) konsumieren oder andererseits als unpolitische Verbraucher zu einem anderen Substitut abwandern bzw. sich der Skandalisierung verweigern.

Der bisherige Kenntnisstand über die Skandalrezipienten verdeutlicht, dass sie es bei Skandalen mit Dramatisierungen und Übertreibungen von Missständen zu tun haben. Da die Skandale zumeist durch die massenmediale Berichterstattung oder durch Kampagnen nichtstaatlicher Organisationen bzw. neuer sozialer Bewegungen den Rezipienten erreichen, bleiben die Gefährdungen vermittelte Erfahrungen. Nur ein geringer Teil der Bevölkerung macht nähere Bekanntschaft mit den konkreten Konsequenzen aus Lebensmittelskandalen. Neben dieser Gruppe legen insbesondere solche Konsumenten eine höhere Aktivität bei der Informationsbeschaffung und Sensibilität für die Moralisationen von Lebensmittelskandalen an den Tag, die überdurchschnittlich oft eine höhere Bildung haben und sich ernährungsbewusst, technikfeindlich und umweltbewusst orientieren. Aus dieser Konsumentengruppe dürfte auch der politische Verbraucher hervorgehen. Andere reagieren dagegen mit der Abwanderung zu Waren mit garantierter Herkunft oder zum Einzelhandel bzw. sie entziehen sich der Skandalisierung von Lebensmitteln.

Die vorläufigen Ergebnisse der Untersuchungen zeigen somit, dass die Verbraucher sich in verschiedene Verhaltenstypen unterteilen lassen und diese sich teilweise durch bestimmte Einstellungen und Haltungen auszeichnen. Man kann zumindest davon ausgehen, dass die Moralisationen durch die Skandalierer auf bestimmte Werthaltungen und -erwartungen treffen müssen, um in der Bevölkerung Resonanz zu finden. Dabei bleibt der Zusammenhang zwischen den moralischen Verfehlungen und den Wahrnehmungen in bestimmten soziokulturellen Werthaltungen in den angeführten Studien weitgehend unberücksichtigt. Der Umstand ist umso erstaunlicher, als in der Risikosoziologie bereits Ansätze und empirische Untersuchungen vorliegen, die eine weitere Vertiefung der Zusammenhänge ermöglichen. Das nächste Kapitel wird sich daher eingehender mit den Entwicklungen in der soziokulturellen Risikoforschung beschäftigen.

Risikosoziologie

In den letzten Kapiteln habe ich vor allem die generellen Erkenntnisse und die Forschung zum Aufbau und Wandel von Skandalen thematisiert. Im Mittelpunkt standen die Lebensmittelskandale und die Verbraucherreaktionen, was den zentralen Moment der Wahrnehmung und der Beurteilung von Krisensituationen beinhaltet. Krisen, die durch Lebensmittelskandale ausgelöst werden, haben dabei ein Charakteristikum unserer Gegenwart: sie teilen die Merkmale der Kontingenz und unvorhergesehener Folgeprobleme, die sich mit dem Begriff des *Risikos* decken. So steht Risiko im Verständnis von Bonß (1995) für eine Situation, in der man unter den Bedingungen der Unsicherheit und der Ungewissheit entscheiden muss,¹ was aber voraussetzt, dass es auch Handlungsabsichten gibt, welche wiederum eine Zurechenbarkeit der Folgen und damit der Verantwortung für die Handlungen erlauben (vgl. Bonß 1995: 53f.). Zugleich sind Zurechenbarkeitsprobleme, wie Japp (2000) anführt, nicht einfach von der Hand zu weisen. So macht eine offene Zukunft (Zeitdimension) nicht nur Entscheidungen erforderlich, sondern es lassen sich auch Erwartungen an wissensbasierte Möglichkeiten der Risikominimierung nur schwer bei gleichzeitiger Intransparenz und Komplexität erfüllen (Sachdimension). Weiterhin führt ebenso die Divergenz zwischen der Auffassungsperspektive der Experten (Entscheider) und der der Laien (Betroffenen) zu einem erhöhten Dissens (Sozialdimension). Allgemein wird daher in der soziologischen Risikoforschung zwischen Risiko und Gefährdung (bzw. Gefahr) unterschieden (vgl. Beck 1988; Bonß 1995; Douglas 1985, 1992; Japp 2000; Kleinwelfonder 1996; Luhmann 1991), wobei sich *Risiko* über die scheinbar kontrollierbare Ungewissheit von Entscheidungen definiert, wogegen *Gefahr* das subjektunabhängige Eintreten von bedrohlichen Ereignissen bedeutet. Wo also Institutionen und Organisationen über Entscheidungen ein Risikomanagement anstreben, empfinden die Betroffenen diese

1 Bonß (1995) spricht sogar bezüglich der Unsicherheitsorientierung aus Kontingenzen und Ambivalenzen von einer gesellschaftlichen »Normalform«.

als Gefährdungen, weil sie ohne Einfluss auf die Aushandlungsprozesse sind (vgl. Luhmann 1991: 31).

In Untersuchungen zur BSE-Krise kommen diese Unterscheidungen teilweise zum Tragen. Einerseits nimmt Jacob (1996) die Trennung zwischen Entscheider und Betroffenen auf und stellt in seiner repräsentativen Untersuchung aus dem Jahre 1995 fest, dass sich die Konsumenten von Rindfleisch als *Betroffene* sehen. BSE ist für die Verbraucher eine Gefahr, die Unsicherheit bewirkt und auf deren Entstehung sie keinen Einfluss haben. Andererseits lassen sich auch Strategien der Risikominimierung auf der Verbraucherseite vermuten, da es den Konsumenten durch das Vertrauen in bestimmte Institutionen oder in das Label *Garantierte Herkunft* möglich ist, im Umgang mit der Krise eigene Entscheidungen zu treffen. Zumindest ist bekannt, dass *vor* dem ersten BSE-Fall in Deutschland (24.11.2000) vermehrt beim Kauf von Rindfleisch auf die garantierte Herkunft geachtet wurde (vgl. Meyer-Hullmann 1999; Probst 1997),² was als eine Risikominimierungsstrategie gedeutet werden kann. Denn zur Suche nach einer schnellen vertrauensvollen Basis für Entscheidungen, um Risiken zu reduzieren, gehört die verstärkte Aufmerksamkeit für *Labels*, die etwas über die Herkunft und Beschaffenheit des Lebensmittels aussagen (vgl. Kjaernes 1999; Murcott 2003).

Es ist daher geradezu erstaunlich, dass Untersuchungen im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen und Verbraucherverhalten sich kaum den sozialen und kulturellen Kontexten bei Risikoattributionen zuwenden, obwohl die theoretischen und empirischen Erkenntnisse der Risikosoziologie differenzierte Aussagen über Laien bereitstellen. Aus diesem Grund wird sich dieses Kapitel mit den soziologischen Hauptströmungen zum Risiko beschäftigen.

Ansätze soziologischer und soziokultureller Risikoforschung

Das Thema Risiko ist in der Soziologie in einer breiten, theoretischen Diskussion aufgegangen. In Übersichtsdarstellungen werden dabei seit den frühen achtziger Jahren drei theoretische, soziokulturelle Hauptströmungen (Lupton 1999a, b; Zinn 2006)³ unterschieden, die Zinn (2006) um die im deutschen Raum verbreitete Systemtheorie ergänzt. Die beiden Autoren

2 Für Schweden siehe Murcott 2003 und für Schottland siehe Macintyre et al. 1998.

3 In der umfassenden Unterscheidung verschiedener theoretischer Risikokonzepte bietet Renn (1992) zwar einen Überblick der technologischen, ökonomischen, psychologischen, soziologischen und soziokulturellen Risikoperspektiven, aber seine Klassifikation beschränkt sich bei den soziokulturellen Risikoansätzen nur auf die Cultural Theory und bei den soziologischen auf heterogene, einzelne Studien.

heben in ihren Klassifizierungen insbesondere die zentralen Arbeiten von Niklas Luhmann, Ulrich Beck, Michel Foucault und Mary Douglas hervor. Letztere begann bereits Anfang der achtziger Jahre mit der theoretischen Ausarbeitung eines kulturanthropologischen Zugangs zur Risikoproblematik (vgl. Douglas/Wildavsky 1983; Douglas 1985, 1990, 1992). Eine zweite Perspektive eröffnen – auf der Grundlage von Michel Foucaults Arbeiten zur Gouvernementalität (Foucault 2000) – Untersuchungen zu Interventionstechniken und -strategien der staatlichen und anderer Regierungsapparate zur Einflussnahme auf die Bevölkerung über den Risikodiskurs (vgl. Castel 1991; Ewald 1991; O'Malley 1996). Die gegenwärtige soziologische Debatte um Risiko wird aber hauptsächlich von den Arbeiten Ulrich Becks (1986, 1988), Anthony Giddens (1991, 1996) und Scott Lashs (1993, 2000) bestimmt. Die Autoren liefern eine soziologische Diagnose der Rolle von Risiko in der Spätmoderne. Die systemtheoretischen Überlegungen von Niklas Luhmann (1991) zum Risiko sind dagegen zu meist auf den deutschsprachigen Raum beschränkt.⁴

Mit der Identifizierung von drei divergenten soziokulturellen Perspektiven als *risk society*, *governmentality* und *cultural/symbolic* verweist Lup-ton (1999b) aber auch auf Gemeinsamkeiten der theoretischen Zugänge.⁵ Im Gegensatz zum technisch-wissenschaftlichen Risikoansatz beziehen sie soziale und kulturelle und in einigen Fällen historische Kontexte mit ein, um auf den Zusammenhang von Risiko und seine soziale Bedeutung hinzuweisen. Beispielsweise sieht die technisch-wissenschaftliche Perspektive Risiko als ein objektives Phänomen, das sie messen und in einen kausalen Zusammenhang stellen kann. Daraus ergeben sich dann wissenschaftliche Expertisen zum Management von Risiken, ohne dass diese Gutachten soziale Kontexte bei der Risikodefinition berücksichtigen. Die

4 Als einen weiteren Ansatz zu Entscheidungen unter Risiko wäre die Rational-Choice-Theorie zu nennen. In den Grundannahmen des RC-Ansatzes geht man von Akteuren aus, die über Ressourcen verfügen und diese für ihre Ziele einsetzen können. Die Grenzen und Alternativen für den Akteur bilden Ressourcen bzw. Restriktionen wie Einkommen, Marktpreise, Zeit, institutionelle Regeln etc. und Präferenzen für bestimmte materielle Güter, sozialen Status oder soziale Anerkennung. Personen versuchen ihre Ziele mittels ihrer Ressourcen maximal, optimal oder zumindest »möglichst gut« zu erreichen. Dabei sollen Verhaltensänderungen vor allem durch Veränderungen von Restriktionen und nicht durch einen Wechsel von Präferenzen erklärt werden (vgl. Diekmann/Voss 2004). Einerseits spielen Weltansichten und -auslegungen als Orientierungsrahmen keine Rolle, andererseits geht die RC-Theorie davon aus, dass die Akteure stets bewusste Entscheidungen für ihre Zielerreichung treffen müssen. Ausgeblendet sind dadurch beispielsweise Routinehandlungen. Eine Überwindung dieser theoretischen Einschränkungen versucht Esser durch die Einbeziehung der Arbeiten von Alfred Schütz (vgl. Esser 1991).

5 Auch die Systemtheorie analysiert diese Aspekte des Risikos. Im Unterschied zu den genannten Ansätzen ist die Analyse der Risikowahrnehmung aber eine Frage von erster und zweiter Ordnung der Beobachtung.

soziokulturellen Ansätze gehen dagegen verstärkt auf soziale und kulturelle Gegebenheiten ein, da sie annehmen, dass sich das Konzept vom Risiko in den modernen Gesellschaften durch soziale, kulturelle und politische Bedingungen bestimmt. Die soziokulturellen Zugänge betrachten dazu verschiedene Aspekte des Risikos:

- Konzeptualisierung bezüglich dessen Herkunft und Zielstellung,
- Schuldzuweisungen der Risiken,
- die Rolle von Expertenwissen in der Identifizierung,
- Vermittlung und Management des Risikos,
- Zusammenhänge zwischen Risiko als einem wichtigen Phänomen und umfassenden sozial-strukturellen Trends,
- Risiko im symbolischen Gebrauch bestimmter Gruppen und Individuen (vgl. Lupton 1999b: 1f.).

Im Folgenden werden die einzelnen oben genannten Ansätze kurz zusammengefasst, das heißt, Ziel dieses Kapitels ist keine ausführliche Darstellung und Kritik dieser Arbeiten. Vielmehr soll sich zeigen, ob die jeweiligen theoretischen Zugänge Ansätze für eine Untersuchung von alltäglichen Bewältigungsmustern während eines Lebensmittelkandals bereithalten. Den Anfang bildet der systemtheoretische Ansatz von Niklas Luhmann; es folgen die Überlegungen zu einer zweiten Moderne von Ulrich Beck und Anthony Giddens, zur Anwendung der Gouvernementalitätsthese von Michel Foucault und der Kulturtheorie von Mary Douglas. Die Aufzählung theoretischer Risikoansätze nach Lupton (1999a, b) und Zinn (2006) wird aber noch um den sozialpsychologischen Ansatz von Festinger (1957) und zwei weitere konstruktivistische Konzepten (Schütz 1964, 1982; Schütz/ Luckmann 1991; Swidler 1986, 2003) ergänzt, die sich weniger mit Risiken als mit der Überwindung von Unsicherheiten und Irritationen beschäftigen. Festingers Dissonanztheorie stützt sich dabei auf eine kognitive Auflösung von Widersprüchen und Ungereimtheiten, wobei die Bedeutung von Schütz und Swidler aus ihrer unabhängig voneinander entwickelten Idee eines frei verfügbaren Repertoires an Fertigkeiten und Handlungsrezepten erwächst. Diese Ansätze dürften für die Untersuchung von Alltagsvorstellungen und -handlungen im Rahmen von Lebensmittelkandalen aufschlussreich sein, da sie nicht von Risiken, sondern von ungewissen und unbestimmten Situationen ausgehen. Entgegen einer Unterscheidung zwischen Risiko und Gefahr (vgl. Luhmann 1991), die auf eine Trennung zwischen aktivem Handeln und passivem Hinnehmen hinausläuft, werden ungewohnte, irritierende Situationen von Individuen oder Gruppen auf die eine oder andere Art aktiv bewältigt. Damit wird der Laie im Angesicht einer Gefahr nicht automatisch zum Betroffenen, der sich ohnmächtig den Entscheidungen anderer ausgesetzt sieht und apathisch bleibt, sondern er setzt sich aktiv dazu in ein Verhältnis, indem er auf die Gefahr verschiedenartig reagiert.

Das Kapitel schließt mit einer Zusammenfassung ab, die die relevanten Erkenntnisse für eine Untersuchung alltäglicher Umgangsweisen mit Lebensmittelskandalen wiedergibt.

Risiko in der Systemtheorie (Niklas Luhmann)

Die Systemtheorie nach Luhmann betrachtet die gesellschaftliche Wahrnehmung und Kommunikation von *Unheil* als Risiko. Es geht also darum, »daß und wie die Gesellschaft mit ihrer jeweils überzeugenden Unheilssemantik ihre Normalität reflektiert.« (Luhmann 1991: 5f.) Risiko steht als Begriff für die Situation, wenn eine Vielzahl an Unterscheidungen vorliegt, wobei Unterscheidungen im allgemeinen eine wichtige Rolle bei Luhmann spielen, da sie beim Beobachten, dem Unterscheiden des Bezeichneten, auftreten. Ausgehend von der Annahme, dass geschlossene, selbstreferenzielle Systeme ihre Umwelt nicht direkt beobachten können, sondern die Beobachtung auf spezifischen Strukturen (Codes und Programme) der jeweiligen Systeme beruht, unterscheidet Luhmann zwischen Beobachtung erster und zweiter Ordnung. Diese Trennung ist notwendig, da ein Beobachter seine gerade gebrauchte Unterscheidung nicht beobachten kann. Zum Beobachten einer Beobachtung erster Ordnung ist daher eine weitere Unterscheidung (Beobachtung zweiter Ordnung) erforderlich. Aus der Sicht des Beobachters erster Ordnung schafft seine Unterscheidung Faktizität, das heißt, die wahrgenommene Welt erscheint ihm als Realität. Aus der Perspektive des Beobachters zweiter Ordnung erzeugen die Beobachtungen erster Ordnung verschiedene Informationen und somit eine Vielfalt an Unterscheidungs- und Interpretationsmöglichkeiten (vgl. Luhmann 1991: 30). In seiner eigenen Analyse begrenzt sich Luhmann auf die Unterscheidung zwischen *Risiko* und *Gefahr*. Unter der Voraussetzung, dass die Zukunft offen und unsicher ist, ergibt sich daraus folgende Definition beider Begriffe:

»Entweder wird der etwaige Schaden als Folge der Entscheidung gesehen, also auf die Entscheidung zugerechnet. Dann sprechen wir von Risiko, und zwar vom Risiko der Entscheidung. Oder der etwaige Schaden wird als extern veranlaßt gesehen, also auf die Umwelt zugerechnet. Dann sprechen wir von Gefahr.« (Luhmann 1991: 31)

Unterscheidungen bleiben dabei in der Luhmannschen Systemtheorie weiter von den strukturellen Eigenarten eines Systems abhängig, da jedes geschlossene, selbstreferenzielle System – soziale und psychische Systeme eingeschlossen – beobachtet. Auch wenn soziale Systeme und psychische Systeme (Bewusstseinssysteme) grundsätzlich verschieden sind, gelten für beide die gleichen Beobachtungsregeln:

»In beiden Fällen handelt es sich um strukturdeterminierte Systeme, das heißt um Systeme, die jede Reproduktion ihrer eigenen Operationen, was immer die externen Anlässe sind, nur an den eigenen Strukturen orientieren. In beiden Fällen handelt es sich um Systeme, die durch den Vollzug ihrer eigenen Operationen Differenz erzeugen, Grenzen ziehen, eine eigene Geschichte akkumulieren (wie ein Beobachter feststellen kann) und mit all dem zugleich das definieren, was für sie Umwelt ist.« (Luhmann 1995b: 886)

Den psychischen Systemen kommt dabei eine besondere Rolle zu. Sie sind fähig Kommunikation zu stören oder zu irritieren, indem sie das Wahrgenommene nach den Regeln der Kommunikation kommunizieren (vgl. Luhmann 1995b: 893). Auf die Trennung zwischen Entscheider und Betroffene bezogen, zeigt sich für die Betroffenen, dass sie sich als amorphe Masse weder abgrenzen noch organisieren und damit kaum in der Lage sind, ihre Wahrnehmungen zu kommunizieren. Sie müssen deswegen beispielsweise durch Protestbewegungen *repräsentiert* werden, da diese sich um eine Reproduktion spezifischer Thematiken und die Anwerbung neuer Anhänger bemühen (vgl. Luhmann 1991: 121, 136). Auf Lebensmittel-skandale angewandt bedeutet dies, dass Störungen und damit Anlässe für die eine oder andere Wendung des Kommunikationsverlaufs auf diejenigen zurückgehen, die bestimmte Themen artikulieren und reproduzieren. Diese Aufgabe übernehmen dabei zumeist die Protestbewegungen und die Massenmedien (vgl. Luhmann 1995a: 22).

Die Luhmannsche Systemtheorie hat vor allem Überlegungen und Untersuchungen zur gesellschaftlichen Risikoproduktion und Risikowahrnehmung in sozialen Systemen angeregt, die sich besonders mit Lösungsstrategien und Lernfähigkeiten sozialer Systeme beschäftigten (vgl. Japp 2000, Tacke 2000). Ob und welche eigenen Beobachtungen erster Ordnung psychische Bewusstseinssysteme von ihrer Umwelt vornehmen, wird in den systemtheoretischen Untersuchungen allerdings kaum berücksichtigt.

Risiko in der Spätmoderne (Ulrich Beck, Anthony Giddens, Scott Lash)

Theoretiker der *Risikogesellschaft* betrachten vor allem das Phänomen des Risikos auf der makrostrukturellen Ebene. Dort beobachten sie in den heutigen westlichen Gesellschaften einen reflexiven Umgang mit Risiken und Unsicherheiten. In ihren Konzepten nachmoderner bzw. spätmoderner Gesellschaften veranschaulichen sie die Konsequenzen des Modernisierungsprozesses (Beck 1986; Giddens 1991, 1996). Dabei diagnostiziert Beck in seinem Buch *Risikogesellschaft* eine nachholende Gesellschaft, in der die Menschen das Verhältnis zum gestiegenen Wohlstand und Fortschritt der Moderne nicht mehr als unproblematisch ansehen. Vielmehr nehmen sie nun auch die ursächlich bedingten, negativen Folgen und

Auswüchse (Umweltverschmutzung, Arbeitslosigkeit, soziale Entstrukturalisierung etc.) der Moderne wahr. Die Menschen im Alltag beobachten die Gefährdungen und Risiken der Moderne aber nicht direkt, sondern diese werden prinzipiell argumentativ über Expertenwissen vermittelt. Demnach beruht auch das alltägliche Risikobewusstsein auf theoretischen und verwissenschaftlichten Risikokonstruktionen. Zugleich schärfen die Fachwissenabhängigkeit und das Versagen wissenschaftlich-technischer Rationalität das öffentliche Risikobewusstsein und die Kritik an Wissenschaft und Technik (vgl. Beck 1986: 78). In Folge des gewachsenen Bewusstseins für die Risiken der nachmodernen Gesellschaft bildet sich nach Beck schließlich ein reflektierter und kritischer Selbstbezug (z.B. über Bürgerinitiativen und neue soziale Bewegungen) heraus. Diese neue politische Kultur erhebt dann den Anspruch auf politische Partizipation und diskursive Einmischung in Aushandlungsprozesse sozialer Probleme (vgl. Beck 1986: 304ff.).

Anthony Giddens (1991, 1996) sieht zwar teilweise vergleichbare Konsequenzen der Moderne, aber er setzt nicht bei den Gefährdungen und Risiken an, sondern bei den Effekten der Globalisierung. Die raumzeitliche Abstandsausdehnung und Intensivierung sozialer Beziehungen führen nach Giddens zu Diskontinuitäten gegenüber allen Typen traditioneller sozialer Ordnungen. Mit der raumzeitlichen Abstandsausdehnung sind vor allem Prozesse einer *Trennung von Raum und Zeit* gemeint. Dies bedingt zum einen die Standardisierung und Quantifizierung von Zeit und zum anderen die Ablösung sozialer Beziehungen und Bindungen an lokale Räume (vgl. Giddens 1991: 17, 1996: 29f.). Mit dem Ablösungsprozess bzw. einer *Entbettung* ortsgebundener Interaktionszusammenhänge setzen sich an deren Stelle abstrakte Systeme wie Expertensysteme und symbolische Zeichen (z.B. Geld). Diese Systeme ermöglichen aber zugleich auch eine Rückbettung durch neue Formen des Vertrauens. Somit werden gesichtsunabhängige Bindungen gegenüber den gesichtsabhängigen für das Vertrauen unentbehrlich, das heißt, gegenüber personalen Beziehungen wächst die Bedeutung von Institutionen und Experten (vgl. Giddens 1996: 103). Neben der Trennung von Raum und Zeit sowie den Entbettungsprozessen ändert sich ebenso die *Reflexivität* in der Moderne. Sie wird Ausdruck einer chronischen und permanenten Änderung aufgrund neuen Wissens. »Die Reflexivität des Lebens in der modernen Gesellschaft besteht darin, daß soziale Praktiken ständig im Hinblick auf einlaufende Informationen über eben diese Praktiken überprüft und verbessert werden, so daß ihr Charakter grundlegend geändert wird.« (Giddens 1996: 54) Im Gegensatz zu Beck setzt Giddens Reflexivität aber nicht mit einer kritischen Haltung gleich, sondern Reflexivität ist ein allgemein menschliches Vermögen, »zu verstehen, was sie [Handelnde] tun, während sie es tun.« (Giddens 1995: 36)

Diese Fähigkeit der reflexiven Steuerung des Handelns hat aber in der Spätmoderne Konsequenzen für die Selbstidentität, da sie an abstrakte Systeme gebunden ist:

»In the post-traditional order of modernity, and against the backdrop of new forms of mediated experience, self-identity becomes a reflexively organised endeavour. The reflexive project of the self, which consists in the sustaining of coherent, yet continuously revised, biographical narratives, takes place in the context of multiple choice as filtered through abstract systems.« (Giddens 1991: 5)

Der Übergang von einer traditionellen Ordnung der Vormoderne zur Moderne ergibt aber keine neue gesicherte und stabile Ordnung. Die Moderne weist vielmehr ein spezifisches Risikoprofil auf, das neue Unsicherheiten und Ambivalenzen produziert:

- Globalisierung von Risiken im Sinne einer Verstärkung und weltweiten Betroffenheit
- Globalisierung von Risiken durch eine zunehmende Zahl zufälliger Ereignisse
- Risiken aufgrund der Umgestaltung der Natur
- Entstehung institutionalisierter Risikoumwelten (beispielsweise Investitionsmärkte)
- Bewusstsein vom Risiko als Risiko durch den Verlust der Gewissheit aus religiösem oder magischem Wissen
- weite Verbreitung des Risikobewusstseins und
- Bewusstsein von den Grenzen des Expertenwissens (vgl. Giddens 1996: 156).

Giddens zufolge werden daher im Alltag teilweise auch vormoderne Formen des Vertrauens (religiöser Glaube, Fatalismus) reaktiviert.

In seiner Kritik an Beck und Giddens möchte Lash (1993, 2000) seinen Fokus nicht auf die institutionelle Gesellschaft und ihre Bedeutung für das Individuum legen, sondern konzentriert sich verstärkt auf die kulturellen und ästhetischen Merkmale der *reflexiven Moderne*. Anstatt von Reflexivität als einem individuellen Vermögen, das eine Ordnung wieder herstellen kann, zu sprechen, akzentuiert Lash eine ästhetische Reflexivität, die Ambivalenzen und Ungewissheiten mitrechnet und seine Urteile aus sozial geteilten Vorstellungen bzw. Mentalitäten bezieht (vgl. Lash 1993: 10, 2000: 47). Ästhetische Reflexivität findet sich dabei in *risk cultures*. Sie lassen sich beschreiben als anti-institutionelle, flexible, kaum hierarchisch strukturierte Gruppen, die mehr von symbolischen und affektgeladenen Urteilen als von Nutzenkalkülen geleitet sind. Zugleich sind den *risk cultures* in einer ungewissen und ambivalenten Welt nicht-institutionelle Praktiken eigen, die neue Bedeutungen ausprobieren und einführen:

»[T]hey are characteristically risk cultures [...] in that there is a chronic uncertainty, a continual questioning, an openness to innovation built into them. They deal with risk, with identity-risks and ecological risks, not so much through rational calculation or normative subsumption, but through symbolic practices and especially through symbol innovation.« (Lash 2000: 60)

Neben der Vernachlässigung von »risk cultures« bietet die These von der Risikogesellschaft einerseits nur wenige theoretische Grundlagen für eine differenzierte empirische, soziokulturelle Analyse der Konsumenten. Zwar spricht Beck (1986) von einem Prozess der Individualisierung in der Nachmoderne, was zur Ausbildung von *Konsumstilen* führe, die insbesondere für *Fremdsteuern* durch die Werbung und Marktmechanismen anfällig seien, doch bietet er kein empirisch nachvollziehbares Konzept zur Analyse differenzierter Lebensstilmuster (vgl. Konietzka 1994: 155f.). Andererseits thematisiert Beck kaum Risikoeinschätzungen im Alltag. Tulloch und Lupton (2003) haben in ihrer Studie daher explizit die Wahrnehmung und Beurteilungen von Risiken unter Nichtexperten und Laien untersucht.⁶ Das besondere Interesse der Autoren galt der Frage: Wie reagieren, erleben und denken Menschen in ihrem Alltag über Risiken? Entgegen der These von Beck, dass die Bürger in der reflexiven Moderne vor allem die negativen Konsequenzen der Risiken wahrnehmen, zeigen die beiden Autoren, dass es auch ein positives Verhältnis zu Risiken gibt. In den Darstellungen der interviewten Personen ist Risiko negativ, wenn es für »uncertainty, insecurity and loss of control« steht und positiv im Sinne von: »adventure, the emotions of excitement, elation and enjoyment, the opportunity to engage in self-actualization and self-improvement« (Tulloch/Lupton 2003: 19). Insbesondere die bewusste Entscheidung für Risiken kann dem Einzelnen ein Gefühl von persönlicher Gestaltungsmöglichkeit (personal agency) geben.

Die Studie von Tulloch und Lupton (2003) zeigt auch, dass Risiken wie saurer Regen, Tschernobyl oder BSE für die Befragten kaum von Bedeutung waren. Die Hauptprobleme drehten sich um Immigrationerfahrungen, sexuelle Vorlieben oder das Altern, die sie als riskante Grenzüberschreitungen erlebten. Diese Bewegungen können auf der einen Seite mit Schritten ins Ungewisse verbunden sein. Auf der anderen Seite können sie auch Aufregung, Freude oder Selbstbestätigung bedeuten (vgl. Tulloch/Lupton 2003: 41f.).

Entgegen dem Vorgehen von Tulloch und Lupton (2003), die konkret nach Risikovorstellungen und -definitionen fragten, zeigt eine andere qualitative Untersuchung zur Selbst- und Risikowahrnehmung (Smith et al. 2006), dass die Gesprächspartner Risiken in der eigenen Biographie kaum thematisierten. Die meisten lehnten vielmehr die Idee einer Lebensplanung

6 Die Studie beschränkt sich auf qualitative Interviews in Australien und Großbritannien.

für sich ab und spielten ihre Gestaltungsmöglichkeiten herunter. Eigenverantwortliche Veränderungen des eigenen Lebenslaufes waren für jene Befragten eher mit der Wahrnehmung und Nutzung der besten Möglichkeiten aus bestimmten Situationen und Gegebenheiten als mit der strategischen Lebensplanung verbunden.

Generell sollte man für die Risikowahrnehmung und -beurteilung im Alltag vermutlich von einer *private reflexivity* (Lash/Wynne 1992) ausgehen. Dieses Verständnis verweist neben den öffentlichen Risikodiskursen in den Medien, der Wissenschaft, der Wirtschaft etc. auf vielschichtige Reaktionen und Vorstellungen der Laien. Die Einschätzungen und Handlungen der Nichtexperten sind dabei von lokalen, privaten, alltäglichen und intimen Umständen und Kontexten abhängig (vgl. Lash/Wynne 1992: 7; Lupton 1999a: 108; Otway/Wynne 1993; Tulloch/Lupton 2003: 8).

Risiko in der Gouvernementalitätsperspektive (Michel Foucault)

Im Gegensatz zu den wissenschaftlich beobachteten Risiken realer ökologischer Gefährdungen durch die industrielle Modernisierung (Beck 1986, 1988) wird Risiko im Anschluss an Foucault (2000) als eine heterogene Regierungsstrategie zur Einflussnahme auf die Bevölkerung in liberalen Gesellschaften verstanden. Der konstituierende und vermittelnde Diskurs über Risiken ist dabei eng verbunden mit der Herausbildung von Expertenwissen, wie es Foucault in seiner Gouvernementalitätsperspektive beschreibt. Demnach orientiert sich Regierungskunst an der Ökonomisierung der politischen Amtsführung durch eine umfassende Überwachung und Kontrolle von Individuen. Zweckbestimmung des Regierens ist dann, die Bevölkerung zu führen, was aber als Form des Regierens in seiner Gesamtheit Interventionstechniken und -strategien voraussetzt, die es erlauben, diese recht spezifische und hoch komplexe Form der Macht auszuüben. Foucault sieht dabei beispielsweise in der Bereitstellung von Sicherheiten ein wichtiges technisches Instrument von Gouvernementalität (Foucault 2000: 64).

So zeigt Ewald (1991) an der Konstruktion von Risiken die Herausbildung von Versicherungen. Risiken entsprechen dabei keinen Tatsachen, sondern zum Risiko kann alles werden. Es hängt nur davon ab, wie man das Ergebnis bzw. eine Gefahr einschätzt. Versicherer greifen dazu nicht auf das individuelle Risiko zurück, sondern leiten Risiken aus statistischen Wahrscheinlichkeiten von Unfällen ab, die in der Bevölkerung als Gesamtpopulation auftreten. Mit der Absicherung von Wahrscheinlichkeiten verlegen Versicherer aber zugleich die Verantwortung für Unfälle und Missgeschicke von Gott oder dem Schicksal in die individuellen Handlungen:

»To calculate a risk is to master time, to discipline the future. To conduct one's life in the manner of an enterprise indeed begins in the eighteenth century to be a definition of a morality whose cardinal virtue is providence. [...] Above all, it means no longer resigning oneself to the decrees of providence and the blows of fate, but instead transforming one's relationships with nature, the World and God so that, even in misfortune, one retains responsibility for one's affairs by possessing the means to repair its effects.« (Ewald 1991: 207)

Die Sicherheiten bietet der Staat, der sich damit aber zugleich auch seine Existenz und Fortdauer garantiert.

Im Anschluss an Foucault geht es aber nicht nur um die Konstitution von Risiko und Sicherheiten, sondern um moralische Kommunikationsmuster in Form von Verhaltensnormen und Gesundheitsanforderungen. Individuen stellen einen Vergleichsmaßstab bereit, der ihnen erlaubt, festzustellen, wie gut sie der Norm entsprechen. Was abweicht, wird als »riskante« Lebensweise identifiziert, wobei die Positionierung als Risiko von einem Netzwerk an Faktoren ausgeht, welches auf der Beobachtung anderer beruht (vgl. Lupton 1999b: 4f.). Exemplarisch kann hier die Untersuchung von Robert Castel (1991) im Bereich der klinischen Medizin von Geisteskranken und in der Sozialarbeit in den USA und Frankreich angeführt werden. Castel zufolge ist innerhalb der klinischen und medizinischen Behandlung von Geisteskranken eine neue Vorsorgestrategie durch die Bildung von riskanten Gruppen zu beobachten. Seiner Darstellung folgend, wurden früher für die Öffentlichkeit gefährliche einzelne Individuen bei Anzeichen von Pathologien in geschlossene Anstalten überführt. Also erst bestimmte Merkmale eines konkreten Individuums führten zum Eingreifen, wobei die neue Präventionsstrategie ihre Diagnose auf einem Bündel von als riskant eingestuften, statistischen Merkmalen aufbaut:

»A risk does not arise from the presence of particular precise danger embodied in a concrete individual or group. It is the effect of a combination of abstract factors which render more or less probable the occurrence of undesirable modes of behaviour.« (Castel 1991: 287)

Vorsorgemaßnahmen beruhen somit auf statistischen Korrelationen zwischen heterogenen – als riskant angesehenen – Merkmalen (beispielsweise unverheiratete Mutter, hohes Alter, frühere Krankheiten etc.). Das Subjekt oder das konkrete Individuum spielen jedoch keine Rolle mehr.

O'Malley (1996) führt zwar kritisch an, dass die Einführung neuer Sozialtechnologien auf der Basis von statistischen Berechnungen keine scheinbar umfassende und unausweichliche Entwicklung nahm, sondern auch von Entwicklungen anderer Technologien geprägt ist; für O'Malley scheint aber das *neo-liberal subject* im Risikomanagement auf Kosten-Nutzenabwägung reduziert. Der Fokus in der Gouvernementalitätsperspektive liegt damit hauptsächlich auf Formen des Regierens und deren

Technologien und weniger auf alltäglichen Risikoattributionen bestimmter sozialer Verbrauchergruppen oder einzelner Konsumenten.

Risiko in der Kulturtheorie (Mary Douglas)

Die kulturanthropologische Perspektive von Mary Douglas (Douglas/Wildavsky 1983; Douglas 1985, 1990, 1992) bietet gegenüber den genannten soziokulturellen Ansätzen ein theoretisches Konzept der Risikowahrnehmung und -beurteilung in bestimmten sozialen Kontexten. Sie entwickelte dazu in ihrer frühen Arbeit *Ritual, Tabu und Körpersymbolik* (1986) die ersten Ansätze für ein struktur-funktionalistisches Analyseinstrument zur Einordnung kultureller Bewertungs- und Rechtfertigungsweisen nicht-westlicher Gesellschaften. Dabei geht sie von der theoretischen Annahme aus, dass die Bedeutung von Reinheit und Verunreinigung/Infizierung (vgl. Douglas 1966) zwischen individuellen Körpern, zwischen sozialen Gruppen innerhalb von Gemeinschaften und zwischen Gemeinschaften die Konstruktion kultureller Grenzen unterstützt. Das Konzept geht davon aus, dass Verunreinigungen oder Infizierungen Gefahren in sich bergen, die die soziale Ordnung bedrohen. Damit erfolgt eine Politisierung der Gefahren, das heißt, reale Gefahren werden mit bestimmtem Fehlverhalten verknüpft. Folglich führen alle Bemühungen, solche Gefahren von der Gruppe fernzuhalten, zur Etablierung kulturell spezifischer Vorstellungen von Verhaltensnormen und -vorschriften und somit zugleich zu Verständnissen von der eigenen Identität und der des Anderen. Diese Annahme ist in nicht-westlichen Gesellschaften eng verknüpft mit den Begriffen *Tabu* und *Sünde*. In modernen westlichen Gesellschaften liegt nach Douglas dagegen eher das Konzept des Risikos den Auseinandersetzungen und dem Erhalt der kulturellen Grenzen zugrunde, denn der Verweis auf bestimmte *Risiken* bzw. *riskante Andere* erlaubt die Schuldzuweisung bei Missständen,⁷ wobei in kulturell divergierenden Gruppierungen verschiedene Auffassungen von »riskanten« Gegenständen, Individuen und Institutionen vorkommen. Die Einschätzung von Risiken ist demnach weniger ein individuelles Urteil als vielmehr eine kulturell geteilte Übereinkunft und Erwartung (vgl. Douglas 1985, 1992a, b, c).

Zusammen mit Aaron Wildavsky (Douglas/Wildavsky 1983) entwickelte Douglas für moderne westliche Gesellschaften ein struktur-funktionalistisches Analyseinstrument, das sogenannte grid/group-Modell. In diesem Modell spiegelt die *group*-Achse den Grad der Einbindung in die Gruppe und *grid* die Art der Kontroll- und Regelstrukturen in Interaktionen sozialer Beziehungen wider. Im Einzelnen lassen sich damit ver-

7 Die Feststellung von riskantem Handeln dient als ein »kriminalistisches« Hilfsmittel (forensic resource), das eine Erklärung von Fehlern und eine Voraussage negativer Folgen erlaubt (vgl. Douglas 1990).

schiedene Kulturtypen bilden. So sind Organisationen mit starken Kontrollstrukturen und Gruppeneinbindungen eher hierarchisch, das heißt, es besteht eine hohe Konformität mit der Gruppennorm und ein großes Vertrauen in die Institutionen bei Risiken. Dagegen sind Organisationen mit schwachen Kontrollstrukturen und Gruppeneinbindungen stark individualistisch geprägt. In der Handhabung von Risiken bauen sie dann auf die eigenen Fähigkeiten. Die egalitäre Gruppenstruktur (schwache Kontrollstrukturen, starke Gruppeneinbindung) lehnt eine hierarchische Ordnung in der Gruppe ab, so dass die Gruppenbindung über die Abgrenzung von anderen (Feinden) erfolgt, die auch als Risiko bzw. als Ursache für Risiken gelten. Zuletzt kennen fatalistische Gruppierungen keine starke interne Gruppenbindung, sind aber zugleich einer äußeren dominanten Regelstruktur und Kontrolle ausgesetzt. Für Fatalisten lassen sich Risiken nicht handhaben, da für sie die Welt zufällig und unvorhersehbar ist bzw. sie hinter jedem Ereignis eine Verschwörung vermuten (vgl. Douglas 1985, 1990, 1992). Sollten sie aber Risiken ausgesetzt werden, versuchen sie, diese von sich fern zu halten (Gross/Rayner 1985, Rayner 1993).⁸

Generell bilden die Aussagen der Menschen dort einen relevanten Zugang für die Analyse, wo sie es wichtig finden, sich gegenüber anderen zu erklären, warum sie so handelten, wie sie es taten (Douglas 1982b: 201). Insbesondere in Momenten des Unglücks kommen die kulturellen Haltungen und Neigungen ans Licht, da diese Situationen einer Klärung bedürfen. Ebenso müssen Überzeugungen gefestigt und Verhalten gerechtfertigt werden. Gross und Rayner schreiben dazu:

»Obviously, not all words are required all the time to lend their support to action. But there will be moments of truth: when a misfortune strikes [...], the acceptable explanations will need to be plausible to people who have constructed their universe in a certain way. Or when a crisis comes, alignments that were loose and ambiguous will be tightened, and statements of values will be clarified. [...] cultural analysis focuses on the testing time when people stand up and are counted and what they say then. It looks especially for the values that would need to be publicly supported if the institutional forms are to survive, or if there is some pressure to make words match deeds.« (Gross/Rayner 1985: xxiii-xxiv)

Das strukturalistische Modell wird dabei einerseits von verschiedenen Seiten als ahistorisch, starr und als unterkomplex für moderne westliche Gesellschaften kritisiert (vgl. Japp 2000; Krohn/Krücken 1993; Kropp 2002; Pofel/Keller 1998; Renn 1992; Wilkinson 2001), andererseits bietet die grid/group-Analyse einen soziokulturellen Zugang zur Risikowahrnehmung, der über psychologische oder kognitive Ansätze hinausgeht

8 Die ersten allgemeinen Entwürfe des zugrundeliegenden grid/group Modells erarbeitete Douglas in ihrem Aufsatz *Cultural Bias* (1982b) für kulturelle Risikoattributionen in sozialen Gruppen und Organisationen.

(vgl. Bergmann 2000; Kleinwellfonder 1996; Krimsky 1992⁹). Zur Untersuchung des alltäglichen Umgangs der Verbraucher mit Lebensmittelskandalen bietet sich daher eine weitere Auseinandersetzung mit dem kulturanthropologischen Ansatz von Mary Douglas an, wobei in den nächsten Schritten genauer zu klären ist, wo die Stärken und Schwächen der theoretischen Überlegungen liegen.

Auf der Grundlage der kulturanthropologischen Ausführungen hat es nämlich eine breite Rezeption der Cultural Theory in den Politikwissenschaften (siehe Ellis/Coyle 1994; Schwarz/Thompson 1990; Thompson/Ellis/Wildavsky 1990) und Sozialwissenschaften (siehe Caulkins 1999; Douglas 1982a; Spickard 1989; Wilkinson 2001) gegeben und es wurden empirische Untersuchungen und theoretische Weiterentwicklungen unternommen. Insbesondere im angloamerikanischen Sprachraum (Dake 1991; Hampton 1982; Jenkins-Smith/Smith 1994; Wildavsky/Dake 1990), aber auch für Frankreich (Brenot/Bonnefous/Marris 1998), Schweden und Brasilien (Sjöberg 1997) sowie Deutschland (Kuckartz 2000)¹⁰ hatte es Bemühungen zur Bestätigung und Ausweitung der Cultural Theory gegeben.

Die empirischen Untersuchungen lassen sich dabei in zwei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe umfasst die Studien, die zu dem Ergebnis kommen, dass ein empirisch repräsentativer Nachweis der Kulturtypen gelungen ist. Im Gegensatz dazu konnte die zweite Gruppe in ihren Analysen die theoretischen Annahmen empirisch nicht bestätigen. Ich werde daher die Studien etwas näher betrachten.

Zur ersten Gruppe gehören beispielsweise die Arbeiten von Dake (1991) und Jenkins-Smith/Smith (1994). In der Zielstellung der empirischen Untersuchung der Cultural Theory geht Dake (1991) beispielsweise von der Rahmung der Angst vor Gefahren und Risiken durch verschiedene Kontexte (politisch, historisch, sozial) aus, wobei die Vorstellungen vom Risiko ebenfalls mit bestimmten Weltbildern (*worldviews*) korrespondieren sollen. Die Weltbilder bzw. Kosmologien selbst wurden als kulturelle Werthaltungen über bestimmte Einstellungen und Präferenzen (beispielsweise Themen zu Patriotismus, Gesetz und Ordnung, wirtschaftlichem Wachstum, Fairness und Gleichheit etc.) gemessen. Hinzu kamen politische Orientierungen, Einschätzungen technischer Risiken, ge-

9 Krimsky sieht die Risikoforschung durch die Cultural Theory auf den folgenden Feldern erweitern: »1. the ontological status of risk; 2. a theory of risk selection; and 3. testable models that connect sociological variables with individual attitudes toward risk« (Krimsky 1992: 19).

10 In der repräsentativen Umfrage des Umweltbundesministeriums 2000 wurde u.a. nach der persönlichen Präferenz der entwickelten Naturmythen der einzelnen Kulturtypen (vgl. Thompson/Ellis/Wildavsky 1990) gefragt. Die Erhebung fand eine prozentuale Verteilung der Naturvorstellungen, ging aber nicht weiter auf mögliche Zusammenhänge zwischen Naturmythos und sozialem Kontext ein (Kuckartz 2000).

sellschaftlicher Problemlagen etc. Letztlich konnten bestimmte Persönlichkeitsmerkmale, politische Orientierungen und gesellschaftliche Problemsichten mit den Kulturtypen (Hierarchisten, Individualisten und Egalitäre) in einen Zusammenhang gebracht werden, auch wenn die Unterscheidbarkeit zwischen hierarchischen und individualistischen Typen weniger trennscharf ausfiel. So gehört zumindest zu den Ergebnissen, dass »a) cultural biases are related pervasively and strongly with societal concerns; (b) Hierarchy and Individualism are related to concern about societal deviance, but that Egalitarianism is less so; (c) the worldviews of hierarchy and individualism may be differentiated by examining attitudes toward market issues; and (d) Egalitarianism is related to concerns involving technology and the environment, but that hierarchy and individualism are not.« (Dake 1991: 73) Dies bedeutet aber nicht, dass hierarchische und individualistische Typen keine Risiken wahrnehmen, sondern Egalitäre sehen vielmehr spezifische Gefährdungen: technologische und ökologische. Dies deckt sich schließlich auch mit den Ergebnissen, die auf die Bereitschaft zu gesellschaftlichen Risiken eingehen. In Verbindung mit bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen wie geduldig, nachsichtig, umsichtig und auf der Suche nach Stabilität, die Dake dem hierarchischen Typus zuschreibt, zeigt sich eine Offenheit für gesellschaftliche Risiken durch Technologien. Dagegen sind Egalitäre (eher aggressiv, selbstständig, Bereitschaft zum Wandel etc.) negativ zu gesellschaftlichen Risikoentscheidungen eingestellt. Ebenso korrelieren auch politische Orientierungen negativ signifikant mit den Kulturtypen: »Societal Risk-Taking is negatively related to Political Orientation ($r = -.33$) and to Policy Orientation ($r = -.37$), suggesting that conservatives tend to take a pro-risk stance toward technology, and that liberals are relatively risk averse in this domain« (Dake 1991: 75).

Ähnlich sind Jenkins-Smith und Smith (1994) vorgegangen, als sie die Beurteilung atomarer Risiken in der Bevölkerung auf der Grundlage verschiedener Faktoren, die die generelle Wahrnehmung der Politik charakterisieren, untersuchten. Dazu haben sie die kulturelle Haltung über die Werte aus der Frage zur starken Zustimmung, Zustimmung und Ablehnung von Autorität gemessen. Neben anderen persönlichen Einstellungen und Einschätzungen der atomaren Risiken, politischen Zuordnungen (konservativ oder liberal) und dem Vertrauen in Organisationen erhoben sie auch sozialdemographische Variablen (Alter, Bildung, Einkommen etc.). In ihrer multiplen linearen Regressionsanalyse kommen die Autoren daraufhin zu den Ergebnissen, dass (1) Personen mit konservativer Selbsteinschätzung signifikant weniger Risiken wahrnehmen, (2) größeres Vertrauen in nationale Umweltgruppen die Risikoperzeption erhöht, (3) bei Vertrauen in die Atomindustrie und staatliche Organisationen von einer geringeren Risikowahrnehmung ausgegangen werden kann und (4) je größer die individuelle Neigung zur egalitären Haltung ausfällt, desto größer ist das

wahrgenommene Atomrisiko (vgl. Jenkins-Smith/Smith 1994: 23). Neben weiteren möglichen Zusammenhängen ist erwähnenswert, dass der sozioökonomische Status Risikowahrnehmungen beeinflusst. So registrieren Personen mit einem hohen sozioökonomischen Status weniger Risiken als jene am unteren Ende der sozioökonomischen Leiter (vgl. Jenkins-Smith/Smith 1994: 25).

Diesen beiden Studien und auch anderen, die auf den Ergebnissen aufbauen (Wildavsky/Dake 1990, Wildavsky 1993), ist kritisch vorzuhalten, dass sie *erstens* nur drei der kulturellen Risikotypen (hierarchisch, individualistisch und egalitär) zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen und offen lassen, ob und wie die Fatalisten Risiken wahrnehmen. Beispielsweise hat Rayner (1993) die Fatalisten in seine Überlegungen mit einbezogen und ihnen eine Risikoaversion zugeschrieben. *Zweitens* setzen die Studien die Kulturtypen voraus und bestätigen sie über psychometrische Daten, anstatt sie - entsprechend dem grid/group-Modell - aus dem sozialen Kontext herzuleiten (zur Kritik siehe Boyle/Caughlin 1994: 193; Caulkins 1999: 123; Wilkinson 2001: 10f.).

Die zweite Gruppe an Erhebungen orientierte sich an den genannten Studien und versuchte eine Bestätigung der Ergebnisse (Brenot/Bonnefous/Marris 1998; Sjöberg 1997). Beispielsweise hatte sich eine quantitative Untersuchung der Risikowahrnehmung der französischen Bevölkerung (Brenot/Bonnefous/Marris 1998) der methodologischen Operationalisierungen von Dake (1991) und Wildavsky/Dake (1990) bedient, jedoch fand sie nur schwache Korrelationen zwischen den kulturellen Haltungen und Risikowahrnehmungen. Die Autoren führen diese Problematik unter anderem auf die verwendeten psychometrischen Skalen zurück, die oft im Unklaren lassen, was sie exakt messen und warum sie gemessen wurden. So geben die Antworten nur wenige Informationen darüber, wie die Menschen in bestimmten sozialen Kontexten mit potentiellen und realen Gefahren umgehen. Die Autoren schließen daraus: »A more contextual approach to both risk perceptions and to the relevant cultural dimensions should yield more interesting results« (Brenot/Bonnefous/Marris 1998: 739). Sjöberg (1997) kommt nach seiner Durchsicht von empirischen Untersuchungen in den 1990er Jahren und seinen Studien in Schweden und Brasilien sogar zu dem Schluss, dass die Cultural Theory nur einen kleinen Teil (5 Prozent) an der Vielfalt möglicher Risikowahrnehmungen erklärt. Es muss also festgestellt werden, dass die grid/group-Analyse einige gewichtige Probleme aufwirft, die eine nähere Betrachtung und Besprechung erfordern.

Die *grid/group-Analyse* wurde von Mary Douglas zum universellen Vergleich von Industriegesellschaften und Stammeskulturen entwickelt (vgl. Douglas 1986, 1982a). Dieser Anspruch an Universalität macht bereits einen hohen Grad von Vereinfachung erforderlich, was Schwierigkeiten bei der Operationalisierung (vgl. Brenot/Bonnefous/Marris 1998;

Boyle/Coughin 1994; Coyle 1994; Ostrander 1982) bzw. der empirischen Anwendung in modernen westlichen Gesellschaften (vgl. Krohn/Krücken 1993; Poferl/Keller 1998) verursacht. Ein zentrales Problem stellt beispielsweise die Übertragbarkeit der vier Kulturtypen (hierarchisch, individualistisch, egalitär, fatalistisch)¹¹ auf die heterogenen, vielfach wechselnden Gruppenbezüge von Individuen und der zunehmenden Wählbarkeit von Selbst- und Weltdeutungen in (post)modernen Gesellschaften dar. Kann man also überhaupt davon ausgehen, dass die Kulturtypen sich unter diesen Bedingungen konstituieren und reproduzieren? Diese Problemstellung hat die Forschung bis heute nicht befriedigend gelöst. Zwar lassen sich empirische Untersuchungen aufzählen, die sich um einen Nachweis von Risikoeinschätzungen (vgl. Dake 1991; Jenkins-Smith/Smith 1994; Wildavsky/Dake 1990; Wildavsky 1993) oder Naturmythen¹² der einzelnen »ways of life« (vgl. Kuckartz 2001; Reusswig 2002; Steg/Sievers 2000) bemühen, aber allen ist gemein, dass sie die Kulturtypen vorwegnehmen, ohne diese aus dem sozialen Kontext (grid/ group-Raum) herzuleiten oder einen Zusammenhang nachzuweisen.¹³

Soll ein Nachweis der vier Kulturtypen gelingen, müssen wir uns die Frage stellen, welche Alternativen zum rigiden Schema existieren. Innerhalb der theoretischen Diskussion zum Ansatz der Cultural Theory werden erste Vorschläge zur Spezifikation angeführt, so gehen Boyle/Coughin (1994) und Coyle (1994) von kontinuierlich graduell ansteigenden grid/ group Achsen aus, was die starre, dichotome Viererteilung der Grundtypen aufbricht und eine flexiblere Positionierung sowie die Hybridbildung von Typen erlaubt. Rayner (1993) argumentiert sogar, dass sich die Kulturtypen in hoch komplexen Gesellschaften gar nicht in Reinform finden lassen, sondern stets als Mischformen aus den Grundtypen auftreten. In einer anderen Schrift (1992) zieht der Autor beispielsweise die *mobility* der *stability*-Hypothese bezüglich der Kosmologien und sozialen Kontexte vor. In der *mobility hypothesis* geht Rayner davon aus, dass, anstatt Individuen mit einer ähnlichen kulturellen Haltung im gemeinsamen sozialen Kontext

11 Ein fünfter Typ *Hermit* (autonom, außerhalb der sozialen Kontexte) bei Thompson/Ellis/Wildavsky (1990) wird von Douglas (1996) und Coyle (1994) unterschiedlich zugeordnet, für Douglas ist der Hermit ein Sonderfall der Fatalisten (völlig isoliert) und für Coyle der Individualisten. Coyle schreibt: »Hermit's [...] essentially are libertarians with a preference to being left alone« (Coyle 1994: 223).

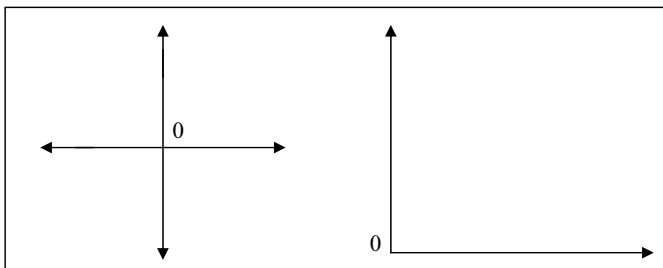
12 Die Naturmythen der einzelnen Kulturtypen finden sich in den Arbeiten von Douglas 1992, 1996, Schwarz/Thompson (1990) und Thompson/Ellis/Wildavsky 1990.

13 Eine systematische empirische Überprüfung des Zusammenhangs zwischen den angenommenen kulturellen Typen und ihrer Verankerung im sozialen Raum der grid-group Achsen haben einige Forscher nur ansatzweise vorgenommen. Zumeist finden sich dazu Arbeiten, die einzelne (historische) Gruppierungen untersuchten (vgl. Douglas 1986, 1996; Ellis 1994; Malecha 1994).

zu finden, sich Individuen frei im sozialen Kontext bewegen, was bedeutet, dass man nur etwas über Kosmologien in bestimmten Kontexten sagen kann. Eine ähnliche Position vertreten Hampton (1982) und Thompson (1982), wobei es in ihrem Modell eine Grauzone gibt, in der sich die Typen vermischen. Die idealen und extremen Kulturtypen treten demnach nur in den Ecken des grid/group-Raumes auf. Ein solches Modell erlaubt zumindest eine Verortung der idealen Kulturtypen im sozialen Raum der grid- und group-Dimensionen, ohne von der These Rayners (1992, 1993) ausgehen zu müssen, dass es keine Kulturtypen in Reinform in bestimmten sozialen Gruppierungen gibt.

Eine weitere wesentliche Veränderung schlägt Coyle (1994) vor, wenn er den Schnittpunkt der Null auf den grid/group-Achsen von der Mitte an den linken unteren Rand verlegt (Siehe Abb. 1). Zwar erzeugt die Null in der Mitte klare Unterscheidungen, aber der Nullpunkt in der linken, unteren Ecke als Anfang der grid/group-Achsen gewährleistet Kontinuität. Individuen lassen sich dann theoretisch an jedem beliebigen Punkt im Modell eintragen. Außerdem erlaubt die zentrierte Null eine Positionierung von Individuen außerhalb von sozialen Gruppen und Verhaltenserwartungen, was fraglich ist, wenn man bedenkt, dass »[s]ocial relations [are] maybe minimal, but never entirely absent« (Coyle 1994: 221). Bezieht man also in die weitere Modifikation des grid/group-Analyseinstrumentes auch die Ausführungen von Coyle (1994) zum Nullpunkt der Achsen mit ein, haben wir bereits ein theoretisches Modell, das einer einfachen Vierfelderverteilung folgt, sondern eine flexible Positionierung von Fällen im sozialen Raum der grid/group Dimensionen erlaubt.

Abb. 1 Nullpunkt im grid/group-Modell



Ein weiteres Problem des grid/group-Modells ist die Aussagekraft der gemessenen Grade auf beiden Achsen. Zwar gilt die grid-Achse als Grad der Kontroll- und Regelstrukturen, die die sozialen Beziehungen prägen, als weitgehend empirisch gesichert, aber die group-Achse konnte noch nicht befriedigend operationalisiert werden (Hampton 1982; Boyle/Coughlin 1994; Caulkins 1999). Geht man dazu an die Anfänge der grid/group Ana-

lyse bei Douglas (1986)¹⁴ zurück, zeigt sich, dass Douglas die grid-Achse aus den Arbeiten von Basil Bernstein (insbesondere Bernstein 1970) herleitet. Sie bezieht sich dazu auf Bernsteins Annahmen, dass die formalen Sprachstrukturen zu den Strukturen sozialer Beziehungen in Relation stehen. So setzte Bernstein dem *positionalen* (statusorientierten) das *personale* (an Autonomie und Einmaligkeit des Individuums orientiertes) Familiensystem entgegen. Beide sozialen Beziehungen unterscheiden sich dabei in der Kontrolle und Regelung des Verhaltens von Kindern: »Die statusorientierten Appelle beziehen ihre Wirksamkeit aus Statusunterschieden, die personorientierten Appelle dagegen überwiegend aus einer Manipulation des Denkens und Fühlens« (Bernstein 1964: 60; zitiert nach Douglas 1986: 45). Douglas hebt in diesem Kontext hervor, dass das personale Familiensystem gerade mit typischen Merkmalen der Modernisierung in Industriegesellschaften (höhere Bedeutung der Bildung, mehr Mobilität) korreliert und leitet daraus die *Gruppendruckachse* des sozialen Drucks und der Kontrolle ab. Dieser Aspekt findet sich auch bei Douglas im Text *Cultural bias* (1982a) in der Definition wieder. Dort heißt es nämlich:

»[G]rid suggests the cross-hatch of rules to which individuals are subject in the course of their interaction. As a dimension, it shows a progressive change in the mode of control. At the strong end there are visible rules about space and time related to social roles; at the other end, near zero, the formal classifications fade, and finally vanish« (Douglas 1982b: 192).

Die Definition von *group* – »itself is defined in terms of the claims it makes over its constituent members, the boundary it draws around them, the rights it confers on them to use its name and other protections, and the levies and constraints it applies« (Douglas 1982b: 191) – kennt keine vergleichbare empirisch gesicherte Herleitung. Die Dimension der sozialen Einbindung bereitet daher wahrscheinlich für moderne westliche Gesellschaften Schwierigkeiten, da fraglich ist, ob Individuen heute noch solchen starken Gruppenerwartungen unterliegen. Solange jedoch nicht geklärt ist, ob und wie solche Gruppenbindungen auch in komplexen und pluralen Gesellschaften existieren, lässt sich das Analyseinstrument nicht auf die Vielfalt sozialer Beziehungen anwenden.

Anstatt aber spekulativ aus empirischen Überlegungen heraus die group-Dimension mit Akzeptanz bzw. Ablehnung des dominanten Sozial-

14 Ich gehe dabei von der 2. überarbeiteten Auflage des Buches (1973) *Natural Symbols. Exploration in Cosmology* (dt. *Ritual, Tabu und Körpersymbolik*) aus. Zwar hat Spickard (1989) in seinem Artikel die Veränderungen der grid/group-Theorie in den verschiedenen Beiträgen von Mary Douglas aufgezeigt, doch kommentiert Douglas (1989, siehe auch 1982b: 192) diese »verschiedenen« Modelle und führt zum Hintergrund der *grid*-Dimension an, dass die Anfänge der grid-Achse mit der 2. überarbeiteten Auflage von *Natural Symbols* gelegt werden.

systems (Lockhard/Coughlin 1992) oder mit Stärke und Charakter der sozialen Beziehungen (Boyle/Coughlin 1994) gleichzusetzen, bieten sich mögliche Verbindungen zum sozialen Raum bei Pierre Bourdieu (1999) an. An mehreren Stellen sieht Douglas nämlich Ähnlichkeiten ihrer Theorie zum theoretischen Konzept des Habitus, des sozialen Feldes und der Kapitalformen bei Bourdieu.¹⁵ So heißt es in *The Self as a Risk-Taker* (Douglas 1992c), dass ihre Analyse der Kulturtypen dem Bourdieuschen Habitus-Konzept entspricht, da auch er von einer Verteilung des sozialen Feldes entsprechend der individuellen Ausstattung mit ökonomischem und symbolischem Kapital ausgeht. An den hierarchischen Typen führt Douglas beispielsweise aus, dass diese mit ökonomischem und symbolischem Kapital gut ausgestattet sind. Ebenso greift Douglas (1996) zur Veranschaulichung des Umgangs mit spiritueller oder traditionell westlicher Medizin auf Bourdieus (1999) Theorie des ästhetischen Urteils zurück. In ihren Ausführungen heißt es, dass Individuen mit hohem ökonomischen, und sowohl hohem als auch niedrigem kulturellen Kapital eher die traditionelle westliche Medizin unterstützen, wogegen Individuen mit hohem kulturellen und niedrigem ökonomischen Kapital eher eine gesellschaftlich kritische Position einnehmen und sich somit Konditionen für eine Sympathie mit der spirituellen (ganzheitlichen) Medizin eröffnen (vgl. Douglas 1996: 29ff.), wobei sich diese Merkmale auch mit den Beschreibungen des egalitären Kulturtypus vereinbaren lassen. So schreibt Douglas: dieser sei »unimpressed by the prestige of established medicine, and open to alternative health advice« (Douglas 1992c: 108f.). Außerdem äußerten sich Egalitäre nach Douglas gegen den Massenkonsum und achteten eher auf Gesundheit und natürliche Produkte.

Gegen eine Übertragung des Bourdieuschen Analyseinstruments auf das grid/group-Modell führt Mary Douglas jedoch selber Argumente ins Feld: Einerseits sei das Analysemodell von Bourdieu auf den spezifisch französischen Fall zugeschnitten und andererseits rücke die Hervorhebung des Legitimierungsprozesses über Kunst den Kleinbürger und die Arbeiterklasse in eine Kontraposition zum Großbürgertum, anstatt ihre Eigenart herauszuarbeiten (Douglas 1996: 112). Gegen eine Vermengung und Gleichsetzung sprechen schließlich auch die empirischen Unzulänglichkeiten des grid/group-Modells und die theoretische Vorwegnahme der Kulturtypen. Ungeachtet dessen möchte ich aber festhalten, dass beide Ansätze von der Annahme ausgehen, dass sich bestimmte Verhaltensmuster aus den Positionierungen im sozialen Raum ergeben. Für die Risikowahrnehmungen und -bewertungen im Alltag lässt sich daher vermuten, dass diese neben dem öffentlichen Risikodiskurs auch von den Chancen abhängen, die sich aus dem Besitz verschiedener Kapitalarten bzw. Ressourcen ergeben.

15 Siehe auch Douglas (1982c).

Unsicherheit und konstruktivistische Ansätze (Leon Festinger, Alfred Schütz, Ann Swidler)

Aus soziologischer oder sozialpsychologischer Sicht drängen sich für die Auseinandersetzungen mit Bewältigungsstrategien im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen die kognitive Dissonanztheorie (Festinger), die wissenssoziologische Lebenswelttheorie (Schütz) und die Kulturtheorie (Swidler) auf. Ich möchte daher ebenfalls kurz auf diese theoretischen Ansätze eingehen.

Die Dissonanztheorie (Festinger 1957) dreht sich dabei um kognitive Elemente (Aussagen über Objekte, Menschen oder die eigene Person) und den Relationen zwischen geäußerten oder gedachten Sätzen. Die Aussagen können unabhängig von einander sein oder in Relation zueinander stehen. Im letzteren Fall wird zwischen konsonanten (widerspruchslloser Zusammenhang) und dissonanten Relationen (widersprechende kognitive Elemente) unterschieden. Beispielsweise können Aussagen wie »Ich rauche viel« und »Rauchen ist gesundheitsschädlich« für eine Person als unverträglich erscheinen und dann einen unangenehmen, gespannten Zustand auslösen (kognitive Dissonanz). Dies führt nach Festinger (1957) automatisch zu Prozessen, die die Dissonanz beseitigen oder wenigstens reduzieren sollen, wobei er selbst zwei Strategien zur Dissonanzreduktion anführt. Entweder werden die kognitiven Elemente derart geändert, dass aus bislang dissonanten Relationen konsonante werden, oder die Neuaufnahme kognitiver Elemente verändert das Gefüge von Konsonanz und Dissonanz. Manche Kognitionen können sich aber als änderungsresistent erweisen, da es entweder eine starke Bindung (hohe öffentliche Akzeptanz, Gewohnheiten) gibt oder weil eine Vielzahl von konsonanten Relationen von einem kognitiven Element ausgeht. Eine Änderung könnte dann dazu führen, dass aus zuvor konsonanten dissonante Relationen werden.

Der kognitiven Dissonanztheorie ist jedoch kritisch entgegenzuhalten, dass nicht alle Individuen Widersprüche und Unverträglichkeiten von kognitiven Elementen ähnlich unangenehm empfinden. Ob und auf welche Art eine Person schließlich Dissonanzen problematisiert, hängt vielmehr vom biographisch erlebten und sozial vermittelten Erfahrungshorizont ab.

In ähnlicher Weise sprechen Alfred Schütz und Thomas Luckmann von einer »Unverträglichkeit« (Schütz/Luckmann 1991: 36) bisher relevanter Auslegungen und Bezugsschemata für aktuelle Erfahrungen, wenn eine neuartige Situation auftritt. Oder anders ausgedrückt: Diese Unzulänglichkeit kann einem Individuum bewusst werden, weil Lösungen zu Problemen vergangener Erfahrungen und Handlungen nicht mehr greifen und eine Neuauslegung der aktuellen Erfahrung erforderlich ist.

Erschütterungen sind aber nicht die absolute Ausnahme, sondern gehören nach Schütz zu den Erfahrungen der alltäglichen Lebenswelt. Grundsätzlich empfindet der »wache und normale Erwachsene« die all-

tägliche Wirklichkeit als selbstverständlich, fraglos und bis auf weiteres als unproblematisch gegeben. An der alltäglichen Wirkwelt nimmt »der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr« teil, um in ihr zu handeln, sich mit anderen Menschen zu verständigen oder mit ihnen zusammenzuwirken (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 25). Das alltägliche Handeln beruht dabei auf sedimentierten, situationsbedingten früheren Erfahrungen und Auslegungen, die einen fraglosen, gewohnheitsmäßigen Besitz an Problemlösungen bereitstellen, welche selbst wiederum aus einem teilweise individuell angeeigneten und einem teilweise sozial vermittelten Wissensvorrat an Lösungen zu Problemen bestehen. Schließlich sind diese Erfahrungssedimente auch noch einmal nach verschiedenen Wissensformen zu unterscheiden. So gibt es in abgestufter Form Gewohnheitswissen (körperliche Fertigkeiten wie gehen oder schwimmen) und Gebrauchswissen (automatische Tätigkeiten wie Klavier spielen, rasieren, rauchen etc.). Auf der nächsten Stufe steht das Rezeptwissen als ein verinnerlichtes, routiniertes Gebrauchswissen, das automatisch abrufbar ist. Dieses Wissen stellt letztlich vertraute, fraglos anwendbare Rezepte zur Auslegung und Bewältigung typischer Situationen bereit (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 137ff., Schütz 1972: 65).

Die Anwendungen von Rezeptwissen und Deutungen von Situationen sind durch verschiedene zeitliche, räumliche und soziale Bedingungen begrenzt. So ist die Situation durch die ontologische Weltstruktur (Zeit, Raum) und durch die Biographie des Individuums bestimmt. Unabhängig von den unverrückbaren Elementen der Situation gibt es nach Schütz jedoch auch *offene*, »auf die ich einwirken kann, die ich verändern kann.« (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 149) Diese offenen Elemente sind grundsätzlich »unbeschränkt auslegbar, aber aus praktischer Sicht ist jede Situation nur *beschränkt auslegungsbedürftig*. [...] Die Situation braucht nur insofern bestimmt zu werden, als dies zu deren Bewältigung notwendig ist.« (Schütz/Luckmann 1991: 149) Da die Bestimmung der offenen Elemente der Situation mit Hilfe des jeweiligen Wissensvorrats erfolgt, unterscheidet Schütz zwischen unproblematischen *Routine-Situationen* und *problematischen Situationen*. Unproblematisch sind Konstellationen, wenn diese mittels des Gewohnheitswissens bestimmt werden. Lassen sich hingegen solche Situationen nicht routinemäßig auslegen und bewältigen,¹⁶ dann beginnt das Individuum bewusst, nach ähnlichen Deutungen und Typisierungen in seinem Wissensvorrat zu suchen. Ist das Wissen aber nicht »vertraut« genug – also lassen sich die offenen Elemente nicht auf als ty-

16 Man denke hier an das Beispiel in *Der Fremde* (1972) von Alfred Schütz. Darin beschreibt er die Krisis und Erschütterung des Vertrauens des Immigranten bzw. jedes Menschen, der in eine neue Umgebung oder Gruppe kommt, da erprobte und vorhandene Rezepte in der Situation der Annäherung nicht die erwarteten Antworten und Reaktionen der anderen hervorgerufen.

pisch erachtete Aspekte und Attribute von Gegenständen, Personen oder Vorgängen beziehen –, um mit der aktuellen Situation fertig zu werden, ist eine Neuauslegung der offenen Elemente erforderlich. Jedoch bricht das Individuum die Auslegung ab, sobald eine Vertrautheitsstufe erreicht ist, die für die Situationsauslegung und subjektive Bewältigung typischer Situationen *ausreicht* (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 189).

Es gibt aber unterschiedliche Bedingungen und Motive, die eine Person dazu bewegen können, sich eingehend mit einem Gegenstand oder Vorgang vertraut zu machen oder der Situation indifferent gegenüber zu stehen. Um zu erkunden, wann und wie Menschen ihre gelebte Alltäglichkeit unhinterfragt fortführen bzw. in Frage stellen, beschreibt Schütz (1964) drei Idealtypen. Er betont aber zugleich, dass die Idealtypen in der Wirklichkeit nie in Reinform auftreten, sondern als Mischform in jedem Individuum zu finden sind.

Der erste Typ ist der *Experte*, der auf einem begrenzten Gebiet des Wissens aufbaut, das als gesichert und klar strukturiert vorliegt. Problematisierungen der Wirklichkeit beim Experten sind freiwillig und gehen auf das ausgewählte Untersuchungsfeld zurück (vgl. Schütz 1964: 130). Im Gegensatz zum Experten agiert der *Mann von der Straße* aus pragmatischen Motiven. Bei der Bewältigung alltäglicher Probleme greift er auf Gebrauchs- und Rezeptwissen zurück. Die daraus resultierenden Lösungsvorschläge gewährleisten die ungehinderte Fortführung seiner alltäglichen Routine. Das Was und Warum einer Störung interessieren ihn jedoch nicht:

»Imposed relevances he takes into account merely as elements of the situation to be defined or as data or conditions for his course of action. They are simply given and it does not pay to try to understand their origin and structure.« (Schütz 1964: 129f.)

Eine Zwischenposition nimmt der *gut informierte Bürger* ein. Er strebt einerseits nicht das Wissen eines Experten an, andererseits gibt er sich mit dem vagen Rezept- und Gebrauchswissen des Mannes von der Straße nicht zufrieden. Er ist vielmehr bestrebt, Informationen zu suchen, um zu einer vernünftig begründeten Meinung zu kommen. Seine Unrast rührt dabei aus dem Wissen um eine unendliche Anzahl von möglichen Auslegungen der Situation. Er muss daher die Situation ausloten, das heißt, er versucht so viele Informationen wie möglich einzuholen, um für die aktuelle Situation zu einer vernünftigen Auslegung zu kommen (Schütz 1964: 130f.).

Die Annahme, dass ein Individuum auf bestimmten Wissensgebieten ein Experte, ein Mann von der Straße oder ein gut informierter Bürger ist, bedeutet in anderen Worten: dem Einzelnen steht ein unterschiedlich großer Wissensvorrat zur Verfügung, um aktuelle Situationen zu meistern.

Weniger von einem Repertoire an Wissen, sondern an Fertigkeiten spricht Swidler (1986, 2003) in ihrer Definition von Kultur. In ihrem Kul-

turverständnis grenzt sie sich von der Vorstellung ab, dass die Kultur Werte und Normen bereitstellt, woran die Menschen ihre Handlungen ausrichten, denn diese verkürzte Auffassung vernachlässigt nach Swidler die kulturelle Vielfalt und deren variable Nutzung, da diese von starken ideologischen Überzeugungen bis zum zufälligen, indifferenten Gebrauch von Plattitüden reichen könne. Kultur sollte man daher als ein Repertoire an Fertigkeiten oder als einen »Werkzeugkasten« (*tool kit*) aus »habits, skills, and styles from which people construct ›strategies of action« verstehen (Swidler 1986: 273). In diesem Sinn ist Kultur ein Set an Fertigkeiten, das man mehr oder weniger gründlicher lernen und mit mehr oder weniger Geschick und Überzeugung ausführen kann:

»Thinking of culture as repertoire makes us aware that cultural symbols, rules, or rituals only sometimes ›work‹ for people. Just as a musician may have easier, more assured mastery over some parts of her repertoire than others, so our mastery of culture varies. Some cultural orientations are so ingrained that they require neither effort nor self-consciousness. Others require laborious concentration. And still other parts of a repertoire are insecurely learned, so that one may act out a cultural attitude without being very good at it.« (Swidler 2003: 25)

Im Zusammenhang mit ihrem Kulturverständnis bedeutet dies, dass die Kultur keine einheitliche Wirkung auf die Ausrichtung des Handelns hat, sondern ein Angebot von Verhaltensweisen und Fertigkeiten bereitstellt, aus dem Handelnde schöpfen können, um Handlungsstrategien aufzubauen. Unter Strategien versteht Swidler »a general way of organizing action« (1986: 277). Es geht also um den Versuch das eigene Leben zu organisieren bzw. schlicht um Problemlösungen. Dazu wird das kulturelle Repertoire durchsucht, um für die aktuelle problematische Situation Entsprechungen zu finden:

»[D]ifferent parts of people's life organization – core situations or problems – provide contexts within which particular pieces of culture make sense. People run through different parts of their cultural repertoires, selecting those parts that correspond to the situation or exemplary problem [...] that currently holds their attention.« (Swidler 2003: 25)

Swidler (1986) unterscheidet dabei zwei Situationen. Handelnden könnte daran gelegen sein, einerseits bestehende Handlungsstrategien aufrechtzuerhalten oder andererseits neue zu konstruieren. Diese Strategien kommen in zwei unterschiedlichen Kulturmodellen vor: *unsettled lives* bzw. *settled lives*.

Das unstetige Leben (*unsettled lives*) tritt in Zeiten sozialen Umbruchs auf, was dazu führen kann, dass Menschen neue, ungewohnte Lebensweisen ausprobieren. Zugleich sind solche Transformationsphasen das anschaulichste Beispiel für einen direkten kulturellen Einfluss auf soziale

Handlungen, da Ideologien eine bedeutende Rolle in der Organisation des sozialen Lebens spielen. Sie stellen Prinzipien, Symbole und Rituale bereit, die nicht nur das Handeln prägen, sondern neue Lebensstile oder Handlungsstrategien etablieren. Insbesondere während der Wirren des sozialen Wandels, wo die Menschen nach neuen Wegen suchen, ihr Leben zu organisieren, bieten Prinzipien und Doktrinen Anweisungen und Vorgaben für das Handeln. So versuchen die Menschen neue Lebensweisen, indem sie sich entsprechend umstellen und das Handeln danach ausrichten. Sobald diese neuen Lebensweisen in Konkurrenz mit anderen dominanter werden, verstärkt dies wiederum ideologische Aktivitäten. Ideologische Bewegungen bilden aber keine kompletten Kulturen, da viele alltägliche Praktiken und Vorstellungen weiterhin auf traditionelle Muster zurückgehen. Ungeachtet dessen hat Kultur in diesen unstetigen Phasen einen unabhängigen, kausalen Einfluss, weil sie neue Handlungsstrategien ermöglicht: »constructing entities that can act (selves, families, corporations), shaping the styles and skills with which they act, and modeling forms of authority and cooperation.« (Swidler 1986: 280)

Während ruhiger Phasen (settled lives) bietet die Kultur eine Vielzahl von Handlungsmustern für Individuen und Gruppen. Ein direkter und unabhängiger Einfluss der Kultur auf das Handeln ist kaum auszumachen, da die Individuen selektiv in verschiedenen Situationen auf unterschiedliche kulturelle Ressourcen zurückgreifen. Mögliche Brüche und Widersprüche zwischen Normen, Weltansichten und habituellen Handlungsweisen verursachen nur geringe Störungen, weil sich ein kleiner Ausschnitt an Handlungsstrategien bewährt hat. In diesen Phasen verfeinert und verstärkt die Kultur eher vorhandene Fertigkeiten, habituelle Verhaltensweisen und Erfahrungen, als dass es zur Herausbildung neuer Handlungsabläufe kommt.

Sowohl Swidler als auch Schütz gehen in ihren Ansätzen vom variablen Gebrauch eines Repertoires an Wissen, Fertigkeiten und Erfahrungen aus. Schütz betont einen teilweise selbst und teilweise sozial angelegten Wissensvorrat, wobei es Swidler insbesondere um die kulturellen Ressourcen geht, auf die Individuen oder Gruppen zur Lebensgestaltung zurückgreifen. Ebenso führen beide Autoren an, dass ungewohnte, neuartige Situationen (Swidler: sozialer Wandel, Schütz: problematische Situation) die Neuauslegung und -ausrichtung von Wissen bzw. kulturellen Ressourcen anstoßen können. Für Lebensmittelskandale bedeutet dies: Wenn die Menschen diese als Krise erleben, können Individuen oder Gruppen versucht sein, neue und alternative Handlungsstrategien auszuprobieren. Lassen sich dagegen solche Skandale durch vertraute und bewährte Handlungsstrategien bewältigen, greifen Individuen oder Gruppen auf ein begrenztes Repertoire an Handlungsmöglichkeiten zurück.

Die theoretischen Annahmen von Schütz und Swidler decken sich dabei mit den empirischen Beobachtungen alltäglicher Bewältigungsmuster während der BSE-Krise in Deutschland (vgl. Barlösius/Philipps 2006). Die

beiden Autoren hatten anhand von 92 qualitativen Interviews verschiedene Umgangsweisen identifiziert, die sich wiederum nach fehlender und kurzer Orientierungsphase unterschieden. Konnten die Befragten auf ein als sicher geglaubtes Repertoire an Handlungsstrategien zum Umgang mit diesem Lebensmittelskandal unvermittelt zurückgreifen, blieb eine Zeit der Neuorientierung aus. Andere mussten erst die neuartige Situation mit sich klären, bevor sie sich für die eine oder andere Handlungsoption entschieden.

Zusammenfassung

Die soziologische und soziokulturelle Risikoforschung zeigt, dass Risiken nicht immer mit objektiven Gefährdungen einhergehen, sondern dass sie auch Gegenstand von Diskursen oder das Produkt der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit sein können. Was Risiken sind und wie ihnen begegnet wird, ist aber keine Deutungshoheit der Wissenschaften oder des öffentlichen Diskurses, sondern alltägliche Risikoeinschätzungen sind vielmehr kulturell, sozial und lokal geprägt. Entgegen der These von Beck (1986), dass in der reflexiven Moderne vor allem die negativen Folgen der Risiken thematisiert werden, zeigen zudem empirische Untersuchungen (z.B. Tulloch/Lupton 2003), dass die Laien mit Risiko negative sowie positive Assoziationen verbinden. Risiko kann demnach ein Schritt ins Ungewisse, aber auch Abenteuer oder Selbstbestätigung bedeuten. Ebenso muss die wachsende Bedeutung und Verbreitung des Risikokonzepts in der modernen Gesellschaft keine bewusste und strategische Lebensgestaltung evozieren, sondern kann auch vormoderne Formen des Vertrauens (religiöser Glaube, Fatalismus) oder eine Ausrichtung an Gelegenheitsstrukturen einschließen.

Die Kulturtheorie von Mary Douglas (1985, 1990, 1992) vereint zwar viele der genannten Aspekte, aber es mangelt der These an empirischer Bestätigung. Dies ist keine neue Erkenntnis, aber die meisten Kritiken werfen ein wichtiges Merkmal ihrer theoretischen Annahmen zugleich mit über Bord. Die Kulturtheorie betont nämlich die Politisierung von Risiko in verschiedenen Kontexten. Demnach sind es nicht nur die zentralen, mächtigen Gruppen in den administrativen und staatlichen Institutionen, die bestimmen, was riskant ist, sondern auch in der Peripherie konstituieren Menschen und Gruppen ohne gesellschaftliche Einflussmittel eine eigene Idee von Risiken (vgl. Douglas 1992c). Zugleich verweist die Kulturtheorie wiederholt darauf, dass – neben den wissenschaftlich-technischen Abwägungen von objektiven Risiken – Risiko ein Mittel zur Kontrolle und Abgrenzung von anderen ist. So geben die theoretisch entwickelten Kulturtypen Beispiele für diese Politisierungen und Umgangsweisen mit Gefahren. Entsprechend der Stärke oder Schwäche von Grup-

peneinbindungen und Regelstrukturen tritt dann die Politisierung der Gefahr klarer oder weniger deutlich auf. Exemplarisch betreiben egalitäre Gruppen eine sehr engagierte Abgrenzungspolitik von anderen, Fatalisten dagegen scheinen ihrer Lethargie und Passivität zu erliegen. Einen anderen Aspekt der Politisierung egalitärer Gruppen eröffnet Lash (1993, 2000). Er kritisiert zwar Douglas Präferenz für den hierarchischen Kulturtypus, aber ihre Ansichten über egalitäre Gruppen und *risk cultures* decken sich in großen Zügen. Von zentraler Bedeutung bei den *risk cultures* sind letztlich deren praktizierte Subpolitiken, die durch Grenzüberschreitungen und gelebte Alternativen neue Perspektiven in einer ambivalenten und ungewissen Welt eröffnen.

Aus meiner Sicht besteht daher weiterer Forschungsbedarf zu den Prozessen der sozialen Differenzierung über Auslegungen von Risiken und Gefahren. Es ist zu vermuten, dass entsprechende Studien die soziale Konstruiertheit von Risiken weiter bestätigen und die Dynamik und Veränderbarkeit entsprechender Gewissheiten zeigen.

Eine Untersuchung alltäglicher Bewältigungsformen von Lebensmittelskandalen sollte jedoch nicht nur die bekannten soziologischen und soziokulturellen Risikotheorien (nach Lupton 1999a, b; Zinn 2006) einbeziehen, sondern ebenso die konstruktivistischen Ansätze von Festinger (1957), Schütz (1964, 1982; mit Luckmann 1991) und Swidler (1986, 2003) nutzen. Obwohl sich ihre Überlegungen zwar nicht aus der Risikoproblematik herleiten, gehen sie aber von irritierenden und ungewohnten Situationen aus und fragen sich, wie Individuen oder Gruppen diese bewältigen. Ein solcher Zugang dürfte daher den alltäglichen Bedingungen näher kommen, weil schließlich auch das Verständnis von Risiko scheinbar nur eine marginale Rolle im persönlichen Leben der Individuen spielt (vgl. Smith et al. 2006).

Besonders relevant an den Konzepten von Schütz und Swidler ist, dass sie für die Individuen und Gruppen im Alltag von einem Repertoire an Fertigkeiten und Handlungsrezepten ausgehen, die diese in bestimmten Situationen heranziehen und ausüben. Zugleich können die Menschen aber diesen Vorrat an Wissen und Fähigkeiten auch aufgrund neuartiger Verhältnisse (sozialer Wandel oder Ungewöhnliches) aktiv erweitern. Damit bleibt das Individuum als ein handlungsfähiges Subjekt erhalten, wogegen eine Trennung von Risiko und Gefahr (vgl. Luhmann 1991) zur Unterscheidung zwischen Entscheidern und Betroffenen führt und per Definition den letzteren eine passive Haltung in unsicheren Situationen zuschreibt.

Da die Risikosoziologie auf die soziale und kulturelle Gebundenheit von alltäglichen Risikoeinschätzungen verweist, möchte ich noch einen weiteren Aspekt der Lebensmittelskandale beleuchten. Bisher haben wir die Forschung zu Skandalisierung und Risiko betrachtet, unberührt blieb jedoch die Einbettung der Lebensmittelskandale in verschiedene Ess- und

Ernährungsgewohnheiten. Das nächste Kapitel beschäftigt sich daher mit der kulturellen Bedeutung und den sozialstrukturellen Zusammenhängen zwischen Essen und gesellschaftlichen Gruppen. Diese Kenntnisse sollen helfen, weitere Einflussgrößen aus verschiedenen kulturellen Werthaltungen, Reaktionsweisen und sozialen Gruppierungen zu gewinnen.

Die Soziologie des Essens

Das Thema Essen erfuhr verstärkt soziologische Aufmerksamkeit in den letzten Jahren (vgl. Barlösius 1999; Brunner 2000; Kutsch 1992, 2000; Prahl/Setzwein 1999), denn Nahrung ist nicht nur eine »Reihe von Produkten, die statistischen und diätetischen Studien unterworfen sind, sondern zugleich auch ein Kommunikationssystem, ein Vorrat an Bildern, ein Regelwerk des Gebrauchs, des Reagierens und des Sich-Verhaltens.« (Barthes 1982: 67) Es macht daher Sinn, sich mit der sozialen Dimension des Essens zu beschäftigen, um weitere Einflussgrößen beim alltäglichen Umgang mit Lebensmittelskandalen auszuleuchten. Die Skandalforschung hob bereits die Bedeutung der moralischen Verfehlung hervor und deren differenzielle Rezeption in der Öffentlichkeit. Die Risikosoziologie betonte dagegen für die Einschätzungen von Laien prägende soziale, kulturelle und lokale Kontexte. Dieses Kapitel widmet sich dagegen der Bedeutung von Essen und Speisen in verschiedenen sozialen Kontexten, um die soziale Dimension der Ernährung zu verdeutlichen. Gerade die Diskussion um die Relevanz sozialer Bedingungsgefüge, die bestimmte Essgewohnheiten bzw. Stilisierungen hervorbringen, wirft die Frage auf, ob diese auch die Deutungen und das Verhalten bei Lebensmittelskandalen beeinflussen. Schließlich können solche Skandale verfestigte Ernährungsweisen durchkreuzen und problematisieren. Bilden sich also Bewältigungsformen heraus, die sich aus den Essgewohnheiten ergeben? Dazu müssen wir aber erst einmal wissen, wie sich die Menschen über Essen und Trinken sozial differenzieren.

Die soziale Dimension des Essens

So wie der moderne Mensch seinen Schlaf braucht, sich in Kleidung hüllt, muss er auch essen und trinken. Der Mensch tut dies aber nicht versteckt vor den anderen oder absorbiert dazu unauffällig nebenbei seine Nahrung,

sondern die Nahrungsaufnahme gehört zu seinen expressiven Tätigkeiten. So kleidet und bettet er sich nicht nur nach bestimmten sozialen Vorgaben, die er mit anderen teilt oder über die er sich von anderen abhebt, auch das Essen ist ein sozialer Akt, der Identität und Distinktion fördert. Schließlich sind Nahrungsmittel und Speisen mehr als nur materielle Ressourcen, da die Menschen sie durch den gesellschaftlichen Gebrauch und das Sprechen willkürlich mit unterschiedlichen Bedeutungen belegen können. Roland Barthes (1964) unterscheidet daher zwischen zwei Termini: das *Bedeutende* und das *Bedeutete*. Das Bedeutete gibt dem Bedeutenden einen Sinn. Die assoziative Gesamtheit der beiden Begriffe bildet das Zeichen. Im Zeichen ist ein herausgestelltes Objekt (Bedeutendes) mit einer Bedeutung vereint: »[D]as Bedeutende ist leer, das Zeichen ist erfüllt, es ist ein Sinn« (Barthes 1964: 91). Das Bedeutende ist beispielsweise eine Speise, die mit einem bestimmten Sinn (Bedeutetes) belegt wird. So ist ein *Snack* neben seiner physiologischen Befriedigung ein Zeichen für eine kompakte, leichte und schnelle Nahrung des modernen Menschen. Oder *Kaffee* ist ein Bild für die Pause, Erholung und Entspannung, welcher, als Situation wahrgenommen, ein willkommener Anlass zur Unterbrechung der Arbeit ist (vgl. Barthes 1982).

Nahrungsmittel können aber auch moralische Standards reproduzieren (vgl. Douglas 1966, 1979; Eder 1988). So ermöglicht die kognitive Ordnung der Esstabus einen moralischen Standard; beispielsweise lassen sich über die binäre Schematisierung von *normal* und *anormal* Klassifikationen bilden. Anormale, also problematische bzw. verwirrende Zuordnungen werden dann mit einem Esstabu belegt. Douglas (1966) zeigt dies an der Unschärfe bei der Einordnung von Tieren. Mit einem Esstabu werden all jene Tiere ausgeschlossen, die den folgenden Kriterien nicht entsprechen: vier Beine, laufend, Paarhufer und Wiederkäuer (Douglas 1966: 56f.). In der Erstellung einer Ordnung lassen sich dadurch ungewöhnliche Phänomene ausschließen und moralisch als *anormal* aufladen, um dann die gewonnene Ordnung auf gesellschaftliche Verhältnisse zu übertragen: »Die logischen Relationen zwischen den verbotenen Tieren stehen vielmehr zugleich für moralische Relationen. Die Welt der Tiere (= Natur) ist immer auch eine moralische Welt, die als Metapher für die Welt der Menschen (= Gesellschaft) dienen kann.« (Eder 1988: 153)

Douglas und Isherwood (1996) betonen dagegen den sozialen und kulturellen Gebrauch von Waren. Sie gehen davon aus, dass Konsumgüter an sich neutral sind. Waren können also mit Bedeutung aufgeladen werden, das heißt, sie machen in ihrem sozialen Gebrauch kulturelle Kategorien sichtbar und stabil. Zugleich können Konsumgüter als Zeichen (*social marker*) innerhalb der kulturellen Kategorien dazu dienen, andere auszuschließen oder zu integrieren. Eine beständige Reproduktion und Neubestimmung des symbolischen Gehalts von Konsumgütern ermöglicht es

schließlich einem Individuum, eine Identität zu entwickeln und zu bestätigen:

»The choice of goods continuously creates certain patterns of discrimination, overlaying or reinforcing others. Goods, then, are the visible part of culture. [...] Within the available time and space the individual uses consumption to say something about himself, his family, his locality, whether in town or country, on vacation or at home. The kind of statements he makes are about the kind of universe he is in, affirmatory or defiant, perhaps competitive, but not necessarily so.« (Douglas/Isherwood 1996: 44-45)

Douglas und Isherwood (1996) heben aber auch hervor, dass der Gebrauch von Konsumgütern durch die Einbettung in bestimmte soziale Strukturen geprägt ist. Sie unterscheiden drei Konsumbereiche, in denen sich verschiedene Möglichkeiten des Konsumgebrauchs entsprechend zugrunde liegender, notwendiger Routinen (*periodicity*) ergeben. Die Notwendigkeit, alltägliche Tätigkeiten (Essen machen, Wäsche waschen, Bad reinigen etc.) unausweichlich auszuführen, ohne die Arbeit durch technische Geräte zu erleichtern oder durch Haushaltskräfte zu ersetzen, entspricht dabei einem niedrigen sozialen Rang. Auf der Basis notwendiger Routinen und des Ausgabeanteils des Einkommens für Lebensmittel unterscheiden die beiden Autoren schließlich folgende Konsumgruppen:

- *Geringer Freiheitsgrad*: ein großer Teil des Einkommens fließt in die Beschaffung von Nahrungsmitteln.
- *Mittlerer Freiheitsgrad*: der Konsument muss anteilmäßig weniger vom Einkommen für Lebensmittel aufbringen, so dass er ein Teil der Einnahmen für repräsentative, fortschrittliche Technologien ausgeben kann.
- *Hoher Freiheitsgrad*: nur ein geringer Anteil des Geldes verwendet der Konsument für die Ernährung, was einerseits mehr Freiraum für die Anschaffung von Technologien und andererseits für die Investition in Bildung (*information*) ermöglicht (vgl. Douglas/Isherwood 1996: 133f.).

Insbesondere die Konsumgruppe mit einem hohen Freiheitsgrad kann sich durch die Investition in Bildung Fähigkeiten zur Beurteilung von Informationen aneignen, die sie wiederum für einen höher bezahlten Arbeitsbereich qualifizieren.

Es geht also nicht darum, was Nahrungsmittel sind, sondern wie die Menschen sie strukturieren und gebrauchen. Insbesondere zur expressiven Zurschaustellung der eigenen Lebensweise nutzen verschiedene soziale Gruppen Lebensmittel und Speisen als *kulturelle Zeichen* unterschiedlich. Sie sind dann Ausdrucksmittel für eine bestimmte Schicht, Klasse, Geschlecht, Alter etc. Diese Nutzung von Nahrungsmitteln als kulturelle Zeichen findet sich in historischen sowie in gegenwärtigen Gesellschaften.

Beispielsweise beschreibt Veblen (1958) den demonstrativen Konsum (*conspicuous consumption*). Die finanzielle Stärke eines Haushalts repräsentiert sich demnach über Prestige, das heißt über Muße und demonstrativen Konsum. Dies bedeutete einerseits den demonstrativen Verbrauch von Gütern und andererseits die Trennung von niedrigen und ehrenwerten Tätigkeiten. Ehrenwert ist dabei verbunden mit der Befreiung von gemeiner Arbeit. Veblen zufolge bemühen sich alle Klassen um die Repräsentation von Prestige. Nur unter den Bedingungen äußerster Not gibt man dies auf, da es unter extremen Verhältnissen allein um die finanzielle Aufrechterhaltung der Wohlanständigkeit des Haushaltes geht.

Robert Elias (1990, 1988) beschreibt dagegen in seinem zweibändigen Werk *Über den Prozess der Zivilisation* die Herausbildung des Höfischen als Distanzierung der Oberschicht von den nacheifernden Unterschichten, wobei das Höfische vor allem verfeinerte Gesten und eine Selbstkontrolle der Affekte meint. Nach Elias ist dieser Wandel der Verhaltensweisen und Persönlichkeitsstruktur jedoch kein reiner Willensakt der oberen Schichten, sondern ist eng mit einer Veränderung von Interdependenzverhältnissen der Menschen untereinander verbunden. So beobachtet er im historischen Verlauf, dass sich die Verflechtungsordnung aufgrund der Ablösung gewalttätig konkurrierender Feudalherren und Krieger durch einen absoluten Staat änderte. Mit der Ballung des Gewaltmonopols in einem Souverän entstanden dadurch nicht nur größere befriedete Räume und eine wachsende Stabilität, sondern die Menschen rückten auch in dichter werdenden Interdependenzgeflechten zusammen. Schließlich zeigten sich die Veränderungen zuerst beim Adel, der seine militärische und wirtschaftliche Autarkie verlor. Dieser habe sich daraufhin dem aufstrebenden Bürgertum und seinen kaufmännischen Tugenden anschließen können, aber aus dem Verlangen heraus, sich zu unterscheiden, suchte er die Nähe des Königs, um Prestigeaufgaben zu übernehmen. Das Streben nach sozialem Prestige beförderte letztlich die Ausbildung von Selbstzwängen. Der frühere kriegerische Adel musste lernen, seine Leidenschaftsausbrüche zu kontrollieren, um die Gunst des Königs durch Intrigen und psychologische Taktiken zu gewinnen. Mit der Selbstkontrolle ging zugleich eine Dämpfung und Zurückhaltung der Affekte und die vorausschauende Sicht auf die möglichen Konsequenzen der eigenen Handlungen einher. So versuchte sich der Adel über die verfeinerten Gesten und Umgangsarten bei Hofe von den unteren Schichten und ihrem als vulgär wahrgenommenen Verhalten abzugrenzen. Elias beschreibt dies beispielsweise auch an einer Reglementierung und Stilisierung der Essenaufnahme: die Benutzung von Besteck, die Einführung von Verhaltensregeln bei Tisch oder die Reglementierung der Essenswahl.

Im Anschluss an Elias zeigt Stephen Mennell (1988) die geschichtliche Kultivierung des Essverhaltens in Großbritannien und Frankreich. Auch Mennell möchte die strukturierten Wandlungsprozesse ästhetischer As-

pekte von Essen, Kochen und kulinarischem Geschmack freilegen. Dazu geht er von den extremen Schwankungen zwischen ausreichender und karger Kost im Mittelalter aus, die als äußere Zwänge das Essverhalten der mittelalterlichen Menschen bestimmten. Erst eine verbesserte Lebensmittelversorgung brachte eine ausgewogenere Verteilung der Nahrungsmittel, eine größere Einheitlichkeit der Ernährung, weniger extreme Unterschiede zwischen Festessen und Alltagskost und letztlich eine größere Ebenmäßigkeit der Kontrolle über den Appetit.

»Zivilisierung der Eßlust [...] ist teilweise im Zusammenhang mit der wachsenden Sicherheit, Regelmäßigkeit, Verlässlichkeit, und Vielfalt in der Lebensmittelversorgung zu sehen. [...] Bereits eine kleine Verbesserung reichte aus, um eine kleine, mächtige Minderheit in den Stand zu setzen, sich durch die pure Menge dessen, was sie verzehrten, und durch die Regelmäßigkeit, mit der sie das taten, von den unteren Stufen der Gesellschaft zu unterscheiden. In dem Maße, wie die allgemeine Lage sich weiter verbesserte, verfügten breitere Segmente der wohlhabenderen gesellschaftlichen Gruppen über die notwendigen Mittel zur Nachahmung der Eliten.« (Mennell 1988: 55-56)

Aufgrund der zeitgleichen Staatenbildung und Arbeitsteilung verlängerten sich auch die Interdependenzketten, was die Machtbalance zugunsten der unteren Gesellschaftsschichten verlagerte. Der Strukturwandel förderte damit einen erhöhten Druck *von unten* und verstärkte die soziale Konkurrenz. Für das Distinktionsbestreben der aristokratischen Schicht bedeutete dies, dass die soziale Abgrenzung über die aufgenommene Menge an Nahrungsmitteln erschöpft war und sie in der Verfeinerung der Speisen eine neue Distinktionslinie suchen mussten, was insbesondere für Frankreich gilt. Der englische Adel behielt im Gegensatz dazu bis weit ins 19. Jahrhundert seine eigene politische Macht. Damit verfügten sie zur sozialen Distinktion zugleich über andere Mittel als allein den repräsentativen Konsum. Für die Entwicklung der deutschen Küche ist dagegen ein Nord-Süd-Gefälle zu beobachten (vgl. Barlösius 1988). Entsprechend der regionalen Nähe zu Frankreich bzw. England finden sich Einflüsse auf die Speisezubereitung im nord- und süddeutschen Raum. So waren im Norden die Handelskontakte nach England und den Niederlanden prägend. In aristokratischen Kreisen zeigt sich indessen über lange Zeit ein stark französischer Einfluss auf die gehobene Küche. Dies ändert sich erst durch eine betonte Nutzung regionaler Rezepturen mit lokal erzeugten und gezüchteten Lebensmitteln in der Neuen deutschen Küche der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Auch Georg Simmel (1957) stellt in seiner Abhandlung *Soziologie der Mahlzeit* von 1910 fest, dass der Mahlzeit als sozialisierender Kraft auch formale Vorschriften zum Essen und Trinken unterliegen. Zu den Formen ihrer Konsumierung gehören erstens die *Regelmäßigkeit der Mahlzeiten*: Menschen finden sich zu festgesetzten Zeiten an einem Tisch zusammen.

Zweitens zählt dazu die *Hierarchie der Mahlzeiten*: beim Ablauf der Essenseinnahme müssen die Anwesenden eine bestimmte Reihenfolge einhalten. Drittens soll sich der Naturalismus des Essens über ästhetische Stilisierungen in Form von schematisierten und überindividuellen Regulierungen aufheben. Die Anleitungen ermöglichen zugleich eine bewusste Wahl, das heißt, Verhaltensmuster und Konsumpräferenzen sind nicht allein durch die materiellen Ressourcen und sozialstrukturellen Merkmale bestimmt, sondern auch durch Stilisierungs- und Differenzierungsabsichten. Insbesondere in gebildeten Kreisen sieht er die ästhetische Stilisierung verwirklicht:

»Die Eßgebärden des Ungebildeten sind hart und ungelenk, aber ohne überpersönliche Reguliertheit; die des Gebildeten besitzen diese Regulative, indem sie beweglich und frei wirken - wie ein Symbol davon, daß die soziale Normierung ihr eigentliches Leben erst an der Freiheit des Individuums gewinnt« (Simmel 1957: 246f).

So zeigt Pierre Bourdieu (1999) in seiner Studie der feinen Unterschiede, dass privilegierte, materiell besser gestellte Kreise in Frankreich das Essen zu einem besonderen Ereignis (Qualität vor Quantität, Form vor Substanz oder Etikette statt Gelage) stilisieren, wogegen die Nahrung in den unterprivilegierten, armen Verhältnissen hauptsächlich satt machen soll. Jedoch reduziert sich selbst in den unterprivilegierten Schichten die Nahrungsaufnahme auf keinen rein physiologischen Akt, sondern man identifiziert sich mit der deftigen und kräftigenden Kost.¹ Die unterschiedlichen Ernährungsweisen korrespondieren bei Bourdieu mit den drei Arten des Geschmacks als je eigene Verhältnisse zur Kunst. Erstens: der *legitime* Geschmack (Luxusgeschmack), der sich an anerkannten, legitimen Werken der Kunst orientiert und in der herrschenden Klasse mit steigender Bildung zu finden ist. Zweitens: der *mittlere* (präventöse) Geschmack, der sich auf

1 Unterschiede lassen sich aber nicht nur zwischen sozialen Klassen finden. Beim Fleischkonsum in Kleingruppen manifestieren sich auch Geschlechtertrennungen (vgl. Bourdieu 1999: 309; Feichtinger 1995). Es muss aber nicht immer ein asymmetrisches Gefälle zwischen den Geschlechtern sein, wenn es um die Bedeutung von Speisen geht. Innerhalb einer Gemeinschaft kann eine bestimmte Speise symbolisch für die Männer stehen und eine andere für Frauen. Krasberg (1997) beobachtete beispielsweise in einem griechischen Dorf, dass sich Männer über Vieh und Fleisch identifizieren, wogegen Frauen eher ölige Speisen verzehren. Generell sieht Wirz (1997) die kulinarische Geschlechterordnung zwischen Mann und Frau auf der Ebene des Fleischkonsums, das heißt der Mann verzehrt Fleisch, wogegen die Frau eher zu Gemüse und Süßspeisen neigt, als ein historisches Phänomen des bürgerlichen 19. Jahrhunderts. Daher interpretierten Männer offensichtlich die Einführung der Bircher-Kost (Rohkost und pflanzliche Ernährung) als Angriff auf ihren patriarchalen Vorrang, weil der Ernährungsreformer Bircher-Brenner die Differenz zwischen starker männlicher (Fleisch) und schwacher weiblicher Kost anrührte.

minder bewertete Werke der legitimen Kunst einlässt, und seine Verortung in der Mittelklasse und in der intellektuellen Fraktion der herrschenden Klasse erfährt. Drittens: der *populäre* Geschmack (Notwendigkeitsgeschmack), welcher seinen Platz in der untersten Klasse, mit »leichten« Werken aufgrund ihrer Verbreitung entwerteter »ernster« Werke, hat. Zugleich nimmt der künstlerische, anerkannte Anspruch vom legitimen bis zum populären Geschmack ab (vgl. Bourdieu 1999: 36ff.).

Die Geschmäcker selbst beruhen auf einem erworbenen *Habitus*, der sich als körperliche wie mentale, innere wie äußere Haltung beschreiben lässt. Der *Habitus* konstituiert sich in einem dreidimensionalen sozialen Raum aus Kapitalvolumen, Kapitalstruktur und zeitlicher Entwicklung, der diese Größen als *inkorporiertes Kapital* hat. Zum Gesamtvolumen des Kapitals einer Hauptklasse der Lebensbedingungen heißt es, sie sei die Summe aller effektiv aufwendbaren Ressourcen und Machtpotentiale. Zur Strukturverteilung schreibt Bourdieu: die Unterteilung in Klassenfraktionen lasse sich an der patrimonialen Struktur ablesen, das heißt anhand des unterschiedlichen Umfangs der einzelnen Kapitalsorten innerhalb des Gesamtkapitals (vgl. Bourdieu 1999: 196f.; siehe auch Bourdieu 1983: 183, 1987: 98ff.).

Zur gängigen Kritik an Bourdieu und seiner Analyse der feinen Unterschiede zählt einerseits die Begrenzung der Aussagekraft seiner empirischen Untersuchung auf das Frankreich der 1970er Jahre und andererseits die einseitig gerichtete Variation der Lebensstile durch die kleinbürgerliche Imitation aristokratischer, großbürgerlicher Ästhetik. Eine Erweiterung erfahren diese Kritiken durch die Arbeiten von Michèle Lamont (1996) und Michel de Certeau (1988).

Lamont (1996) kritisiert an Bourdieu, dass er die Bedeutung kultureller Grenzen überschätzt und die Rolle anderer Grenzen (moralische, soziale) in Frankreich vernachlässigt. Ihre empirische Untersuchung von 160 Interviews in der französischen und amerikanischen oberen Mittelklasse hatte zum Ziel, die Denkstrukturen oder symbolischen Grenzen auszuloten, mittels derer Angehörige der oberen Mittelklasse andere Personen klassifizieren. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass es drei vorherrschende Typen von Bewertungsmaßstäben gibt: (1) die kulturelle Grenze verläuft entlang der Bedeutung von ästhetischem Intellektualismus und Kultiviertheit, der Intelligenz und Bildung; (2) die moralische Grenze betont Charaktereigenschaften wie Aufrichtigkeit, Arbeitsethik, Religiosität und Respekt vor anderen; (3) die soziale Grenze bemisst sich auf der Grundlage des materiellen Erfolges oder des zugeschriebenen Status von Prestige, der finanziellen Situation, der Klassenherkunft, Macht und Teilhabe an angesehenen Verkehrskreisen. Im Vergleich zwischen Franzosen und Amerikanern zeigt sich, dass soziale Maßstäbe den wichtigsten Typus in den Vereinigten Staaten darstellen und kulturelle in Frankreich bedeutender

sind. Moralische Maßstäbe haben dagegen in beiden Ländern die gleiche Bedeutung (vgl. Lamont 1996: 24f.).

Certeau (1988) hingegen kritisiert an Bourdieu die Einführung des Habitusbegriffs. Er beklagt einen Verlust an Eigenbewegung menschlicher Praktiken im Übergang vom Strategiebegriff in seinen ethnologischen Studien der Kabylen zur soziologischen Fassung des Habitus und seiner Reproduktionsgesetzmäßigkeit aus der Struktur angeeigneter Kapitalarten: »Von der Ethnologie bis zur Soziologie verändert sich der Held. Ein passiver und finsterer Akteur wird an die Stelle der listigen Vielfalt der Strategien gesetzt.« (Certeau 1988: 125) Der Habitus als Praktik kann dann nur das über Strukturen Verinnerlichte veräußern. Die Strukturen mögen sich zwar selbst noch ändern, aber der Habitus kann lediglich das hervorbringen, was er in den Strukturen erworben hat: »Dieser Analyse zufolge können sich die Strukturen verändern und zum (sogar einzigen) Ursprung sozialer Mobilität werden. Das Erworbene nicht. Es hat keine Eigenbewegung.« (Certeau 1988: 124)

Lamont und Certeau führen somit gegen Bourdieu an, dass soziale Abgrenzungsversuche nicht nur entlang ästhetischer Fragen und innerhalb habitueller angeeigneter Verhaltensmuster entstehen, sondern dass sich auch auf anderen Ebenen Distinktionsbemühungen ergeben können. Beispielsweise haben die Stilisierungen des Lebens der mittleren sozialen Lagen über Konsumgüter einen breiten Niederschlag in der Lebensstilforschung gefunden.

Lebensstil und Essen

Theoretische Ansätze

Aus den Themen der Entstrukturalisierung, Auflösung, Individualisierung und Pluralisierung der modernen Gesellschaft ergibt sich auch die Frage nach den Lebensstilen, die seit den 1980er Jahren im Diskurs um die soziale Ungleichheit eine Rolle spielen. Ausgehend von der Annahme einer Auflösung alter Klassen- und Schichtstrukturen, was zu einer Infragestellung des vertikalen Paradigmas führt, widmen Lebensstiluntersuchungen gerade den »neuen« strukturierenden Merkmalen wie Freizeit und Konsum mehr Aufmerksamkeit. Damit verbunden sind Vorstellungen, dass es eine gewisse Wahlfreiheit für den Einzelnen gibt und sich die Lebensstilierungen in den Konsum- und Freizeitgestaltungen äußern.

Welche Bedeutung hätte eine solche gesellschaftliche Veränderung für den Umgang mit Lebensmittelskandalen? Bei strukturell verschiedenen sozialen Gruppen kann man noch von gemeinsam geteilten Handlungsmustern und Wissensformen für Krisensituationen ausgehen, aber eine Entstrukturalisierung wirft das Individuum auf sich selbst zurück. Die zu-

gespitzte Konsequenz daraus wäre, dass das Individuum entweder zum Spielball der Massenmedien, des Konsummarktes und seiner Akteure oder sein eigener Lebensgestalter (Stylist) wird. Unterschiede im Umgang mit skandalisierten Lebensmitteln ergeben sich dann nicht mehr aus verschiedenen sozialstrukturellen Bedingungen, sondern aus den Stilisierungsversuchen auf der einen und den Fremdeinflüssen auf der anderen Seite. Es ist also zu fragen, in welchem Umfang Lebensstilanalysen im Ernährungsbereich diese Verhältnisse bestätigen.

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass die These von der Relevanz der Lebensstile für das Alltagsleben der Menschen eine umfassende Kritik erfährt (vgl. Berger 1994; Dangschat 1996; Diewald 1994; Garhammer 2000; Geißler 1996; Hradil 1992, 2001; Karrer 2000; Konietzka 1994; Meyer 2001; Müller 1989, 1993, 1995; Ott 2005; Schulze 2001). Allgemein werfen die Autoren der Vielfalt an Lebensstilansätzen und der festgestellten Pluralität an Lebensstilen eine ungenügende Begriffsschärfe bzw. eine mangelnde substanzielle theoretische Grundlegung vor, da dies zu einer Beliebigkeit der Lebensstildimensionen führe. Kritisch heißt es, dass die Lebensstilansätze generell im Rahmen der Entstrukturalisierungs- und Individualisierungsthese von einer persönlichen Wahlfreiheit eines Individuums ausgehen, wobei sich diese Pluralität an Lebensstilen aber nur in den oberen und mittleren sozialen Lagen nachweisen lasse.² Eine Vielfalt an Lebensstilen findet sich demnach in großen Städten, innerhalb einer relativ gut gebildeten und beruflich sowie finanziell abgesicherten Gruppierung in einem Alter zwischen 25-45 Jahren (vgl. Dangschat 1996: 113), so dass es bei der Konzeptualisierung von Lebensstilen in der Gesamtgesellschaft zu einem *blinden Fleck* in den unteren sozialen Lagen kommt.³ Dies führen die Kritiker auf den fehlenden Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und Lebensstil zurück, wobei sie betonen, dass ebenso soziale Faktoren Lebensstilisierungen prägen. Weiterhin sollten nach Karrer (2000) Lebensstilanalysen weniger die Wahl der Güter als vielmehr deren sozialen Gebrauch thematisieren, also anstatt unterschiedliche Praktiken zu registrieren, sollte man nach den Modalitäten der Praktiken fragen, denn was Nähe oder »Distanz schafft, ist nicht das Gut an sich, sondern sein sozialer Gebrauch« (Karrer 2000: 45).

Die Ansätze zu Lebensstilen oder Lifestyles lassen sich ebenso in einen Zusammenhang mit Lebensmitteln und Ernährungsweisen bringen. Insbesondere im Wandel vom Selbstversorger zum Verbraucher spiegelt

2 Eine Differenzierung in untere und obere soziale Lagen findet sich bei Goerg 1998; Hölscher 1998; Schroth 1999.

3 In der Untersuchung zum Verständnis von Gesundheit und Ernährung bei Frauen aus den unteren sozialen Lagen in Großbritannien zeigten sich beispielsweise zwei Typen von Sichtweisen. Die *Fatalisten* fühlten sich dem Schicksal ausgeliefert und sahen keine Möglichkeiten der Kontrolle. Ganz anders die *Lifestyle*-Typen, die durch Ernährungsaufsicht eine Kontrolle von Krankheiten für möglich hielten (Pill 1983; Pill/Stott 1985).

sich eine Veränderung maßgeblicher Bedingungen wider: so gehörte ein Großteil der Bevölkerung in vormodernen Zeiten zu den Selbstversorgern, die ihre Nahrungsmittel selbst anbauten oder im direkten Tausch erwarben. Erst die einsetzende Verstädterung machte die städtischen Bewohner von der Zulieferung und Bereitstellung von Nahrungsmitteln durch den Groß- und Einzelhandel abhängig. Diese tief greifenden Strukturveränderungen beschreibt Teuteberg (1987) als den

»Wandel vom äußerst genügsam lebenden, von Missernten, Naturkatastrophen, Seuchen, Teuerungen und Hungersnöten häufig bedrohten ländlichen Selbstversorger zum städtischen Verbraucher, der aus der Fülle von Angeboten auswählen kann und bei wachsendem Massenwohlstand immer neue Bedürfnisse artikuliert, aber auf der anderen Seite vom Medium Geld, anonymen Marktmechanismen und rasch wechselnden Werbe- und Modeeinflüssen abhängig wurde« (Teuteberg 1987: 1).

Neben der zunehmenden Abhängigkeit der Verbraucher von einer externen Lebensmittelerzeugung und -produktion sowie von Experten, Ratgebern und Werbeleuten erfuhr das einzelne Individuum auch mehr Unabhängigkeit. Die neuen Freiheiten und Wahlmöglichkeiten ergaben sich aus der Entstehung neuer Haushaltstechniken, einer größeren Vielfalt an Produkten in Supermärkten, vermehrten Möglichkeiten des Außer-Haus-Essens oder der Veränderung der Haushaltsstrukturen zu einem höheren Anteil von Singlehaushalten (vgl. Warde 1997: 23).

Dieser gesellschaftliche Prozess könnte mit Ulrich Beck (1986) als die Ablösung der alten Klassen und Schichten durch vielfältige, frei florierende Konsumstile beschrieben werden, denn für eine wachsende Zahl an Lebensformen und -wegen gewinnt gerade der Konsum an Bedeutung für die Abgrenzung von anderen. Individuen orientieren sich demnach nicht mehr an traditionellen Regeln, sondern haben mehr Raum für eine persönliche Wahl, wobei die materielle Basis für die gestiegenen Gestaltungsmöglichkeiten einzelner Individuen auf Modernisierungsprozesse zurückgeht, die mehr Wohlstand, Handlungs- und Freizeitspielräume bescheren. Der Prozess wird als *Fahrstuhl-Effekt* (Beck 1986) beschrieben und meint, dass in der ganzen Gesellschaft die Gestaltungsmöglichkeiten gewachsen sind.

Nimmt man diesen Ansatz zur Grundlage für die Beschreibung sozialstruktureller und soziokulturell bedingter Essstile, lässt sich aufgrund der Prozesse der Modernisierung und Individualisierung der Gesellschaft von einer allgemeinen neuen Konsumtionsform ausgehen. Gerade die wachsende Vielfalt an Produkten und die Fragmentierung des Marktes erlauben es, dass Individuen zunehmend verschiedene Lebensmittel konsumieren. Die massenhaft verfügbaren Waren verlieren dabei ihren alleinigen materiellen Gebrauchswert und lassen sich symbolisch aufladen. Die frei verwendbaren Konsumgüter ermöglichen dann als Zeichen die Kultivierung

eines Lebensstils. In postmodernen Ansätzen wird daher gerne von einer aufkommenden *Ästhetisierung der Lebensformen* (aesthetization of life) oder *Stilisierung des Lebens* (stylization) als einer Kunstform gesprochen, die auf einen unbegrenzten und wandelbaren symbolischen Gebrauch von Waren zurückgreift (vgl. Featherstone 1991). Zu diesen Stilgruppen gehören beispielsweise *neo-tribes*, deren Mitgliedschaft freiwillig, temporär und eine Frage der eigenen Wahl ist:

»The neo-tribe is self-conscious about its rules. Obedience is voluntary, a matter neither of necessity nor habit. Members can drop out at any time, but for so long as they voluntarily subscribe they obey the rules to the letter to confirm their membership.« (Warde 1997: 185)

Aktive Kampagnengruppen sind zwar vielfältig und schließen den Schutz von Tierrechten, den Erhalt von authentischen (*real*) Lebensmitteln, die Unterstützung des Vegetarismus oder der ökologischen Anbauweise etc. ein, aber in Bezug auf Essen ist der *neo-tribalism* letztlich stark auf Jugendliche und Protestgruppen beschränkt (vgl. Warde 1997: 185).

Auch Featherstone (1991) sieht keine umfassende postmoderne Konsumkultur aufkommen, sondern verortet Prozesse der Stilisierung neuer Lebensformen in einem bestimmten Segment der Mittelklasse. Insbesondere die *cultural intermediaries* unter jungen Menschen in den Berufsfeldern des Marketings, der Werbung, der Öffentlichkeitsarbeit, des Designs, in den Medien und in sozialen Berufen (Sozialarbeiter, Therapie- und Beratertätigkeiten etc.) würden durch Konsumaktivitäten neue Lebensstilformen kreieren und diese in der Öffentlichkeit verbreiten: »The new tastemakers, constantly on the look out for new cultural goods and experiences, are also engaged in the production of popular pedagogies and guides to living and lifestyle.« (Featherstone 1991: 35)

In Anlehnung an Bourdieus Studie *Die feinen Unterschiede* (1999) entsprechen nach Featherstone die neuen Geschmacksproduzenten den Gruppierungen des neuen Kleinbürgertums. Diese würden in ihrem Bestreben, sich von den anderen sozialen Klassen und insbesondere von der etablierten Mittelklasse abzugrenzen, ein generelles Interesse an einer Stilisierung des eigenen Lebens verfolgen. Aufgrund ihres geringen ökonomischen und kulturellen Kapitals sind sie dabei gezwungen, ihr Leben einem permanenten Lernprozess zu unterziehen, das heißt, sie machen sich beständig mit den neusten Trends, Geschmäckern, Moden, Stilen und Lifestyles vertraut, um vermehrt hedonistische und expressive Konsumformen zu fördern (vgl. Featherstone 1991: 90ff.).

Eine ähnlich gelagerte anti-hierarchische Einstellung zum Massenkonsum beschreibt Campbell (1987) in der Nachkriegsgeneration der späten 1960er Jahre als *autonomen* oder *imaginativen Hedonismus*. Der Hedonismus ist dabei keine jüngere Erscheinung, sondern lässt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückdatieren. Mit den aufkommenden Vorzügen der

Konsumgesellschaft, die für manche Schichten die Situation einer andauernden Deckung der Bedürfnisse realisierte, zog der *traditionelle Hedonist* Genuss aus einem künstlich erzeugten Mangelzustand bzw. aus einer Intensivierung bekannter Genüsse. Der *moderne* bzw. *imaginative Hedonist* zieht sein Vergnügen nicht mehr aus der konkreten Manipulation von Objekten und Ereignissen, sondern erzeugt durch seine imaginative und kreative Kraft mentale Vorstellungen von Produkten, deren intrinsische Genüsse er konsumiert. Neue Waren stimulieren den imaginativen Gebrauch in Form von Fantasien und Tagträumen. »The modern consumer will desire a novel rather than a familiar product because this enables him to believe that its acquisition and use can supply experiences which he has not so far encountered in reality.« (Campbell 1987: 85)

Im Anschluss an Campbells Hedonismus als *ethic of fun* zieht Gronow (1997) Parallelen zur Opposition der neuen Kleinbürger bei Bourdieu (1999) gegenüber der alten Mittelklassenmoral. Überhaupt sieht sie in Bourdieus Beschreibung und Analyse des Lebensstils der neuen Mittelklasse seinen interessantesten Beitrag.

Ihr eigenes Hauptaugenmerk legt Gronow (1997) auch nicht auf die Prägungen hierarchisch geordneter Lebensstile und Traditionen, sondern auf die Einflüsse von Modezyklen. Mode versteht sie als eine Norm oder einen Standard des guten Geschmacks⁴, deren Bedeutung mit der Herausbildung der Konsumgesellschaft zusammen fällt. Heute unterliegen die Modezyklen zwar einer schnelleren und rasanteren Veränderung, aber trotzdem können sie dem Konsumenten in seiner Wahl der richtigen Mahlzeit und gesellschaftlich akzeptierten Speisen und Getränke sozial bindende Geschmacksstandards bieten (vgl. Gronow 1997: 92).

Einen weiteren Esstil innerhalb der Mittelklasse macht Barlösius (1999) aus. Ausgehend von der Aussage Bourdieus (1999: 292), dass die neue Lebensart der Mäßigung um der Schlantheit willen in seiner Anerkennung mit steigender Stufenleiter wächst und sich diese Lebensart von der Moral des guten Essens bei Bauern und Arbeitern absetzt, weist sie die Annahme zurück, dass Mäßigung, Askese und Enthaltbarkeit Kennzeichen des distinguierten Essstils seien. Sie geht vielmehr in ihrer These davon aus, dass die von Bourdieu behauptete Gegensatzstruktur »ein drittes – relativ eigenständiges – Geschmacksmuster [übersieht], das schon sehr früh entstand und stets mit Mäßigung und Natürlichkeit gegen den Luxusgeschmack opponierte. Der dazugehörige Eßstil ist bestimmt vom Streben nach einfacher, frugaler, reiner, gesunder und natürlicher Nahrung« (Barlösius 1999: 117).

Aufgrund geringer Ressourcen teilen somit der mittlere (prärentiöse) und der *naturgemäße Essstil* das Merkmal der Askese, wobei letzterer die Entsagung wählt. Mit der freiwilligen und bewussten Enthaltbarkeit

4 Geschmack drückt sich für Gronow (1997: 1) durch angenehme und unangenehme Empfindungen aus.

möchten sie ein alternatives Verhältnis zur Natur realisieren, um sich zugleich als moralisch überlegener Essstil von der künstlichen Kultur abzugrenzen:⁵ »Der distinguierte Eßstil wird als überfeinert und dekadent und damit als gesellschaftlich und politisch nicht zukunftsfähig kritisiert.« (Barlösius 1999: 118)

Zumeist leben diese Individuen, die als moralischen Standpunkt Enthaltsamkeit statt Maßlosigkeit und Sorglosigkeit vertreten, in Großstädten und in protestantisch geprägten Regionen. Zudem kommen sie oft aus Mittelschichtberufen des Handels, gehen einer freien Tätigkeit nach oder arbeiten im Staatsdienst (vgl. Barlösius 1999: 120f.).

Trotz des Wandels und einer Vervielfältigung von Konsumformen und Essstilen aufgrund von Modernisierungs- und Individualisierungstendenzen können wir nicht von einer umfassenden Flexibilisierung oder Auflösung der Ernährungsweisen ausgehen. Vielmehr ist das Essverhalten heute etwas flexibler, zufälliger und weniger fremdbestimmt als früher, was auch mit einer höheren Akzeptanz für die Vielfalt und einem gewachsenen Bewusstsein für alternative Speisen einhergeht (vgl. Warde 1997: 189).

Diesen Eindruck verstärken noch einige empirische Studien zum Essverhalten. Aus Mangel an entsprechenden deutschen Studien gehe ich an dieser Stelle auf Untersuchungen in Großbritannien und den USA ein. So haben sich beispielsweise Strukturen und Abläufe bei Mahlzeiten als sehr stabil erwiesen, wie Douglas (1979) in ihrer Untersuchung der Strukturen und Regelmäßigkeiten bei Mahlzeiten in Abhängigkeit von dem sozialen Kontext und den unterschiedlichen Gelegenheiten (Abendessen unter der Woche und an Wochenenden, Geburtstage, Feiertage etc.) in Großbritannien zeigt. Demnach unterscheiden sich die Mahlzeiten zwischen niedrig und hochgradig strukturierten Essgelegenheiten. Der Grad der Komplexität von Essnormen und Speiseanordnungen nimmt von der gewöhnlichen Mahlzeit unter der Woche über das Sonntagsessen bis zu besonderen Gelegenheiten (Geburtstag, Hochzeit, Trauermahl) zu. Weiterhin verdeutlichen die aufgezeigten Strukturen, dass die Ernährungsweisen von Familien mit Kindern aus der Arbeiterklasse in Großbritannien relativ stabil sind und sie Neuheiten nur akzeptieren, wenn sie innerhalb dieser Struktur serviert werden. Aus den Ergebnissen kann man daher schließen, dass nicht nur ökonomische Restriktionen und physische Bedürfnisse Einflussfaktoren für die Ernährungsweise sind, sondern auch die Struktur und die Muster von Sequenzen und Kombinationen beim Essen.

Eine weitere nationale Besonderheit ist die universell verbreitete ideale Vorstellung von einer richtigen Mahlzeit (*proper meal*) in Großbritannien. Damit sind Erwartung an eine soziale Zusammenkunft der Familie beim

5 So verstehen sich die Vegetaristen bereits Anfang des 19. Jahrhunderts als eine Gegenkultur zu den bestehenden Verhältnissen (vgl. Barlösius 1999: 119f.).

Essen und die Zubereitung der Speisen durch die Frau verbunden (vgl. Charles/Kerr 1988; Murcott 1982, zitiert in Murcott 2003).

Andere Untersuchungen offenbaren Grenzen gesteuerter Ernährungs-umstellung. So wurden die Ernährungswissenschaften und ihre Bemühungen, eine gesunde Ernährungsweise aufgrund ihrer Kenntnisse über Fette, Proteine und Kohlenhydrate zu vermitteln, oft in ihre Schranken verwiesen, weil beispielsweise die Arbeiterschaft in den USA ihren Status durch den Konsum von teureren Lebensmitteln wie Rindfleisch aufwertete (vgl. Levenstein 1988: 56), Mütter mit der Weigerung der Umstellung von Ernährungsgewohnheiten innerhalb der Familien zu kämpfen hatten (vgl. Wilson 1989: 177) oder sich die Einführung neuer Produkte trotz verstärkter Bemühungen der Werbung als sehr schwierig erwies (vgl. Fiske 2000b: 26; Levenstein 1988: 33; Warde 1997: 35)

Generell ist daher zu vermuten, dass sich bestimmte Essstile weiterhin innerhalb sozialer und kultureller Kontexte ausbilden und bestehen, wegen Auflösungsprozesse und Lebensstilisierungen im Ernährungsbereich nur einen geringen Teil erfasst haben. Der nächste Abschnitt soll daher einen Eindruck von verschiedenen, empirisch untersuchten Geschmacksformen und Ernährungsweisen geben.

Empirische Lebensstilstudien

Die bekannteste Lebensstiluntersuchung basiert auf der Analyse von Daten der INSEE-Erhebung (Institut national de la statistique et des études économiques) von 1970. Pierre Bourdieu (1999) leitet daraus auf der Grundlage von Unterschieden beim Essen und des Körperbildes soziale Differenz und Distinktion in der französischen Gesellschaft ab, wobei er zwischen zwei zentralen gegensätzlichen Geschmacksformen⁶ unterscheidet: zum einen den *Luxusgeschmack*, der auf Freiheit beruht und sich durch eine Vorliebe für leichte, feine und raffinierte Speisen auszeichnet und zum anderen den aus Not und Zwang geborenen *Notwendigkeitsgeschmack*. Letztere Geschmacksform zieht beim Essen eher schwere, fette und grobe Kost sowie ausgelassene Feste vor. Der Gegensatz von Form und Substanz drückt sich zudem im Kleidungsstil, in der Wohnungseinrichtung und beim Musik- und Kunstgeschmack aus. Den gesellschaftlichen Grund sieht Bourdieu in der Erfordernis der unteren Klassen, ihre Arbeitskraft effektiv und kostensparend zu reproduzieren, wobei sich die obere Klasse von der körperlichen Notwendigkeit distanzieret und somit den Genuss der Bedürftigkeit vorzieht.

6 Bourdieu schreibt über das Klassifizierende des Geschmacks folgendes: »Die sozialen Subjekte, Klassifizierende, die sich durch ihre Klassifizierungen selbst klassifizieren, unterscheiden sich voneinander durch die Unterschiede, die sie zwischen schön und hässlich, fein und vulgär machen und in denen sich ihre Position in den objektiven Klassifizierungen ausdrückt und verrät« (1999: 25).

Unabhängig von der Analyse durch Bourdieu unterscheidet auch Goblot (1994) in Frankreich zwischen einem bourgeoisen und einem proletarischen Nahrungsmuster. Die bourgeoise Ernährungsweise betont dabei die Anordnung der Speisen sowie die Art und Weise ihrer Konsumierung, wogegen die proletarische auf die sättigenden Speisen setzt. Deutlich ist auch hier der Gegensatz zwischen Form und Substanz. Ebenso weisen Grignon und Grignon (1980)⁷ Unterschiede zwischen verschiedenen Klassen⁸ in Frankreich aus, die sich anhand der Wahl von Speisen und ihren Zubereitungsweisen im sozialen Raum differenzieren. Es sind die *herrschenden Klassen*, die überwiegend teure Fleischsorten, Fisch, Käse, frisches Gemüse und Obst mit einem einfachen und schnellen Kochstil verbinden. Die *unteren Klassen* ernähren sich dagegen vermehrt von Kartoffeln, Teigwaren, Brot und Margarine. Diese Produkte sind zwar billiger, erfordern aber einen zeit- und arbeitsaufwendigeren Kochstil.

Lebensstilansätze im Zusammenhang mit der Ernährung werden vor allem in der Markt- und Sozialforschung eingesetzt. So hat beispielsweise Plasser (1994) eine Lebensstilanalyse von Ernährungsgewohnheiten für Österreich durchgeführt. Die Lebensstiltypen wurden anhand einer Clusteranalyse der Daten aus einer repräsentativen Bevölkerungsstichprobe (N=4.000) zu den Einstellungen zum Essen und der subjektiven Bedeutung von Gesundheit und Genuss gewonnen. Plasser unterscheidet für Österreich schließlich folgende Typen:

- Rationale Esser (ca. 33 Prozent, häufig ältere, traditionsorientierte Personen): sie legen ein besonderes Augenmerk auf die Effizienz der Ernährung (soll sättigen) und die Mahlzeiten als einen festen Bestandteil des geregelten Tagesablaufs.
- Feinschmecker (ca. 25 Prozent, jüngere bis mittlere Altersgruppen in gehobenen Berufen): als bewusste Genießer ist Essen ein Teil ihrer Identität und Suche nach Lebensfreude.
- Sorglose Esser (ca. 25 Prozent, jüngere Männer, in größeren Haushalten, Arbeitermilieu): sie haben eine undifferenzierte Einstellung zum Essen und somit zeigen sie auch keine Mäßigung aufgrund gesundheitlicher oder rationaler Gründe.
- Gesundheitsapostel (ca. 20 Prozent, überwiegend weibliche Personen): im Gegensatz zu den sorglosen Essern haben sie ein ausgeprägtes Gesundheits- und Ernährungsbewusstsein. Damit verbunden ist eine hohe Akzeptanz von Bio- und Light-Produkten.

Plasser macht durch ihr Ergebnis deutlich, dass die Einbettung des Ernährungsverhaltens nicht allein von den zur Verfügung stehenden mate-

7 Die Darstellung der Ergebnisse von Goblot (1994) und Grignon/Grignon (1980) beruhen auf den Ausführungen bei Barlösius 1999: 110-116.

8 Der Begriff Klasse geht an dieser Stelle auf die Verwendung bei Grignon/Grignon (1980) zurück.

riellen Ressourcen abhängt, sondern ebenso von sozialstrukturellen Merkmalen des Alters und des Geschlechts. Dabei deuten sich zwar mögliche Zusammenhänge zwischen der sozialen Lage der Befragten und ihrem Ernährungsstil an, diese werden aber nicht eingehender untersucht. So versäumt sie die Analyse möglicher Aspekte der Stilisierung von Tischgebräuchen und Speisen durch den Typ des *Feinschmeckers* und der sattmachenden Kost des *rationalen Essers*, um mit dem Lebensstilkonstrukt gesellschaftliche Distinktionsmerkmale zu thematisieren. Letztlich merken Prah und Setzwein (1999) kritisch an, dass das Raster sehr grob sei, und die Verteilung sich teilweise an Klischees orientiere (vgl. Prah/Setzwein 1999: 74).

Einige der Ergebnisse zu Alters- und Geschlechterdifferenz bei Plasser (1994) finden sich aber auch in der empirischen Untersuchung nachhaltigen Konsums (vgl. Empacher/Götz/Schultz 2002; Empacher/Schultz 2002) wieder. Im Auftrag des Umweltbundesamtes hatte es sich das Institut für Sozial-Ökologische Forschung (ISOE) zur Aufgabe gemacht, die »Potentiale für nachhaltigen Konsum in unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen zu identifizieren, um zielgruppenspezifische Ökologisierungsstrategien zu entwickeln« (Empacher/Schultz 2002: 199). Im Untersuchungsansatz konzentrieren sich die Autoren vor allem auf die Möglichkeiten und Muster der Alltagsgestaltung in bezug auf nachhaltigen Konsum. Zentraler Gegenstand ist die Identifizierung unterschiedlicher Ansatzpunkte für Ökologisierungsstrategien anhand der Konsumstile als überindividuelle Muster aus Orientierung, Verhalten und sozialer Lage. Aufgrund des funktionellen Charakters war keine vordergründige Rekonstruktion der Typologie aus Lebensstilen bzw. Milieus (als Kombinationen aus sozialstrukturellen Merkmalen wie Einkommen, Bildung, Beruf etc. und subjektiven Wertorientierungen sowie Einstellungen) vorgesehen.

In ihrer Studie unterscheiden sie drei übergreifende Grundorientierungen des Konsums, die wesentlich sind für die Typisierung der Verbraucher und als Anschlusspunkte für die Entwicklung zielgruppenspezifischer Ökologisierungsstrategien dienen. Eine grundsätzliche Einstellung zum Konsum und zur Alltagsgestaltung polarisiert sich in die kreative Gestaltung des Konsums gegenüber dem Konsum als unangenehme Last. In der zweiten Dimension unterscheiden sie zwischen partnerschaftlichem Geschlechtermodell (Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern) und traditionellen Familienstrukturen (der Mann als Alleinverdiener und die Frau als Hausfrau). Weiterhin sehen sie in den Orientierungen an einem ganzheitlichen Körperbild und Gesundheitsbewusstsein (Einheit von Körper und Geist) und einem funktionalistischen (Körper als Mittel zur Leistung) zentrale Einflussgrößen auf die Ausprägung der Konsumorientierungen. In diesen Dimensionen konnten sie eine Vielfalt von Konsumtypen verorten, wobei sie für die Ökologisierungsstrategien die Vielzahl auf vier Zielgruppen reduzierten. Die erste Gruppe sind die *Umweltorientierten*

(partnerschaftlich, ganzheitlich, kreative Ausrichtung), welche vor allem als durchorganisierte »Ökofamilien« in größeren Städten leben, eine höhere Schulbildung haben und finanziell recht gut gestellt sind, ansonsten handelt es sich vorwiegend um junge Leute mit geringem Einkommen und in der Mehrzahl Frauen. Die *Überforderten* sind die zweite Gruppe, die dem Konsum keine große Bedeutung beimessen wollen bzw. können. Die Konsum-Genervten bestehen in der Mehrheit aus Männern, aus spaß- und erlebnisorientierten Jugendlichen und sozial Unterprivilegierten. Die Gruppe der *Traditionellen* bilden einerseits Ältere (konsumieren Qualität und solide Produkte) und andererseits unauffällige Familien, die sich an der Masse orientieren und aus dieser nicht herausfallen möchten. Als letzte Gruppe führt die ISOE-Studie die *Privilegierten* mit einem hohen Konsumniveau an. Sie lehnen jedoch das Label »Öko« ab, da für sie die Umweltdiskussion unter Ideologieverdacht steht.

Erwähnenswert ist auch die Studie *Lebensstile und ihr Einfluss auf das Ernährungsverhalten von Jugendlichen* (2002) von Jürgen Gerhards und Jörg Rössel. Die Autoren haben die Einflüsse von Lebensstilen im Vergleich zur Ressourcenausstattung der Herkunftshaushalte von Schülern auf das Ernährungsverhalten untersucht. Zur Untersuchung kamen N=420 standardisierte Fragebögen sowie 25 Leitfadengespräche mit Schülern aus Leipziger Gymnasien und Mittelschulen. Auf der Grundlage des Ansatzes von Schulze (1996) als Konzept der milieuspezifischen Lebensstile legten sie für die Präferenzmuster sozialen Handelns ein besonderes Augenmerk auf die Freizeitgestaltung. In Anlehnung an das Hochkultur-, Trivial- und Spannungsschema unterschieden Gerhards und Rössel das Spannungsschema in außerhäusliches und innerhäusliches. Ebenso erweiterten sie die Schemata um das Fernseh- und Sportschema, wobei sie kein Trivialschema unter den Jugendlichen feststellten. Zu ihren Ergebnissen zählt, dass die soziale Herkunft keinen Einfluss auf das Ernährungsverhalten hat, wogegen sich entsprechend der Lebensstile Unterschiede abzeichnen. Ihrer Untersuchung zufolge ernähren sich Jugendliche aus dem Sport- und Hochkulturschema bewusster und gesünder. Die schlechtere Ernährung in den Spannungsschemata führen sie darauf zurück, dass das Essen keine Bedeutung für die Lebensführung hat. Besonders prägend ist das Elternhaus mit Hochkulturorientierung und Sportorientierung, wogegen die gestiegene Konsumvielfalt die spannungsorientierten Lebensstile ermöglicht.

Weiterhin liegen für den deutschen Raum die Sekundäranalysen von Köhler (1991) für Westdeutschland sowie Thiel und Thai (1995) für Ostdeutschland vor. Die Ergebnisse der Untersuchungen zeigen, dass die Ernährungsweisen nicht nur vom Alter, Geschlecht und Einkommen abhängen, sondern dass insbesondere die Bildung und der berufliche Status wichtige Rollen spielen. So kann Köhler (1991) in Anbetracht gesunder Ernährung (frisches Obst und Gemüse/Salat, Fruchtsäfte, Vollkornbrot und Milchprodukte) anschaulich darstellen, dass gerade der Verzehr von Le-

bensmitteln, denen gesundheitsfördernde Eigenschaften zugesprochen werden, klar mit Geschlecht, beruflichem Status, formaler Berufsbildung und Haushaltsnettoeinkommen korreliert. So ernähren sich vermehrt Frauen sowie Personen mit höheren Abschlüssen (Universität, Hochschule, Fachhochschule) und höherem beruflichem Status (höhere Beamte und Angestellte) gesundheitsbewusster. Das heißt, gegenüber Arbeitern und gleichgestellten Beamten essen sie häufiger Milch, Vollkornbrot, Käse, Joghurt, Gemüse und Salat, aber weniger häufig Fleisch, Wurstwaren oder Schinken. Köhler argumentiert in Anbetracht der Ergebnisse, dass die Chancen einer gesunden Ernährung vom beruflichen Status, Einkommen, Familienstand und der Geschlechterrolle beeinflusst sind. Modernisierungsprozesse vereinheitlichen zwar zunehmend das Konsumangebot und die Zugangschancen, lösen aber nicht die bestehenden Bindungen an Lebensweisen und sozioökonomische Merkmale auf. »Gesellschaftliche Modernisierungsprozesse vollziehen sich bei unterschiedlichen sozioökonomischen und kulturellen Bedingungen mit unterschiedlicher Dynamik für die jeweils Betroffenen, und sei es allein mit unterschiedlicher Geschwindigkeit.« (Köhler 1991: 24f.)

Köhler betont an einer anderen Stelle (1993), dass seit der deutschen Einheit die Ernährungspolitik mit unterschiedlichen Essensmustern in West- und Ostdeutschland rechnen muss. So haben zumindest Thiel und Thai (1995) in einer Sekundäranalyse die Beziehung zwischen sozialer Lage, Armut und Ernährung in Ostdeutschland untersucht. Aus den vorhandenen Studien wählten sie die folgenden Parameter für Armut: Arbeitslosigkeit, Haushaltsnettoeinkommen und Dauer des Schulbesuchs, um so die Abhängigkeit der Ernährungsweisen von diesen Variablen zu analysieren. Dabei konnten sie einen signifikanten Unterschied zwischen hoher und niedriger Bildung feststellen. Die oberen Bildungsgruppen essen demnach mehr Brot, Käse, Fisch, Reis und Gemüse, wogegen die unteren mehr Kartoffeln verspeisen. Erwähnenswert ist, dass bis zur Vereinigung der beiden Staaten die oberen Bildungsgruppen signifikant weniger Wurstwaren verzehrten, wobei das Alter bei diesem Ergebnis einen starken Verzerrereffekt hat (vgl. Thiel/Thai 1995: 144). Weiterhin machte sich der Bildungsunterschied bei der Aufnahme von Vitamin C und Calcium signifikant bemerkbar, insbesondere die Gruppe mit höherer Schulbildung (> 12 Jahre) hatte bessere Vitamin- und Mineralienwerte. Allgemein wird der Verzehr in Abhängigkeit vom Arbeitsstatus gesehen, da die Energieaufnahme bei Arbeitslosigkeit geringer ist: »Arbeitslose essen durchschnittlich signifikant weniger Brot, Streichfette und Wurst, trinken weniger Kaffee/Tee und Alkohol und essen signifikant mehr Kartoffeln« (Thiel/Thai 1995: 150). So steigt auch der Pro-Kopf-Verzehr von Brot, Wurst und Alkohol nachweislich mit steigendem Haushalts-Nettoeinkommen.

Zusammenfassung

Im Rückblick auf die theoretischen Überlegungen und empirischen Untersuchungen zu Essstilen fällt auf, dass das Essverhalten zwar in manchen Gruppen eine Stilisierung erfährt, zumeist aber habituelle Muster in den sozialen Lagen reproduziert werden. Man kann daher von keiner allgemeinen Auflösung sozioökonomischer oder sozialstruktureller Bedingungen für die Ausbildung von Ernährungsweisen sprechen. Vielmehr beschränken sich Konsumformen wie der *neo-tribalism* im Zusammenhang mit Essen oft nur auf Jugendliche oder Protestgruppen (vgl. Warde 1997).

Die generellen Feststellungen über Ernährungsgewohnheiten und -veränderungen lassen sich zu großen Teilen auf die deutschen Verhältnisse übertragen. Die konkrete Forschung zu Ernährungsstilen und -mustern im deutschen Raum beschränkt sich zwar nur auf wenige Untersuchungen (Empacher/Götz/Schultz 2002; Empacher/Schultz 2002; Gerhards/Rössel 2002; Köhler 1991; Thiel/Thai 1995), aber aus ihnen geht bereits hervor, dass sich bestimmte Ernährungsweisen mit sozialstrukturellen und sozioökonomischen Merkmalen decken. Insbesondere Unterschiede der Bildungsabschlüsse zeigen in allen Studien prägende Auswirkungen auf das Konsum- und Essverhalten der Befragten. Während man sich in den oberen sozialen Lagen bewusster und gesünder ernährt, finden sich in den unteren sozialen Lagen kaum Anzeichen einer Lebensstilisierung durch die Ernährung.

Berücksichtigt man dazu noch die Ergebnisse der bereits vorliegenden Lebensmittelskandalforschung, wonach Ernährungsbewusste für solche Skandale sensibilisiert sind und aktiv reagieren (vgl. Bergmann 2000; Caplan 2000; Meyer-Hullmann 1999), ist eine Beziehung zwischen bestimmten Essstilisierungen und typischen Bewältigungsmustern nahe liegend. Zumindest scheint die Gruppe mit *naturgemäßem Essstil* nicht nur durch eine bewusste und gesunde Ernährung geprägt, sondern ebenso durch Moralisierung und eine kritische Haltung gegenüber der konventionell-industriellen Landwirtschaft und deren möglichen gesundheitlichen Risiken. Daraus kann sich schließlich eine konkrete Umgangsweise mit spezifischen Sichtweisen und Reaktionen ergeben. Unklar bleibt, wie die Verknüpfungen bei den anderen Ernährungsweisen zu bestimmten Bewältigungsmustern aussehen können, wenn ihre Essgewohnheiten weniger moralisch aufgeladen sind und damit kaum für das Thema Lebensmittelskandal sensibilisieren.

Mit diesem Kapitel schließe ich die Darstellung und Diskussion der empirischen und theoretischen Kenntnisse zu Lebensmittelskandalen und angrenzenden Themengebieten ab. Sie bilden das Vorwissen für die empirische Untersuchung alltäglicher Bewältigungsmuster, die ich im zweiten Teil dieser Arbeit vorstelle.

Das empirische Forschungsdesign

Die vorhergehenden Kapitel zur theoretischen und empirischen Forschung über Lebensmittelskandale, zum Essverhalten sowie zur Wahrnehmung und Einschätzung von Risiken haben gezeigt, dass die Bevölkerung sehr unterschiedlich auf Ereignisse wie BSE oder andere Skandale reagiert (vgl. Kafka/Alvensleben 1998; Noelle-Neumann/Köcher 2002). Die Reaktionen reichen vom temporären bis zum permanenten Verzicht, über Reduzierungen bis zum Beibehalten früherer Essgewohnheiten und als Erklärungen für dieses Verhalten werden Preisunterschiede, Einkommen, Verunsicherung oder Informationsverhalten herangezogen. Zwar können empirische Untersuchungen anhand dieser Einflussgrößen die verschiedenen Reaktionsweisen zum Teil erklären, aber es finden sich auch immer wieder Hinweise auf weitere – kaum berücksichtigte – Merkmale (Werte, Normen, soziale Kontexte). Auffallend sind beispielsweise jene Konsumenten mit einer erhöhten Aktivität bei der Informationsbeschaffung und mit Sensibilität für die Moralisierungen von Lebensmittelskandalen, die oft eine höhere Bildung haben und in ihrer Orientierung eher technikfeindlich, ernährungs- und umweltbewusst sind (vgl. Bergmann 2000; Kafka/Alvensleben 1998). Über andere Konsumentengruppen mit einem geringen Interesse an weiterführenden Informationen erfährt man dagegen kaum etwas. Hier lassen sich Vermutungen einerseits über die Risikominimierung durch die Nutzung von Herkunftsgarantien oder über das Vertrauen in den Fleischwareneinzelhandel anstellen, andererseits können Aktivität oder Passivität bei der Informationsbeschaffung auch auf unterschiedliche Bedeutungen des Essens für bestimmte soziale Gruppen zurückgehen. So dokumentiert die Forschung zum sozialen Essverhalten (vgl. Bourdieu 1999; Köhler 1991), dass die Wahl der Speisen und die Art der Essensaufnahme mit unterschiedlichen sozialen Kontexten variieren. Generell zeigt die Forschung zum alltäglichen Umgang mit Risiken (vgl. Tulloch/Lupton 2003), dass die Reaktions- und Deutungsmuster der

Nichtexperten von sozialen, kulturellen und lokalen Kontexten geprägt sind.

Die vorliegende Arbeit möchte daher mittels qualitativer Interviews verschiedene Aspekte des alltäglichen Umgangs mit Skandalen im Lebensmittelbereich untersuchen. Es geht dabei vor allem um die Deutungen und Bewältigungsformen von Laien, die auf die aktuelle Situation eines Lebensmittelskandals mit der Reproduktion von Gebrauchswissen oder durch eine Neuauslegung reagieren (vgl. Schütz/Luckmann 1991; Schütz 1982, 1964).¹ Zudem werde ich ansatzweise den Verflechtungen solcher Alltagspraktiken mit dem sozialen Hintergrund der Menschen nachgehen, da es Hinweise auf eine Beziehung zwischen bestimmten sozialen Werten, Normen sowie Merkmalen und differenzierten Sicht- und Verhaltensweisen bei Lebensmittelskandalen gibt.

Ausgehend von den soziokulturellen Überlegungen von Douglas (1985, 1992) wäre beispielsweise zu erwarten, dass sich spezifische kulturelle Bewältigungstypen auf bestimmte soziale Kontexte zurückführen lassen. Daher habe ich Mary Douglas' Arbeit zu meinem Ausgangspunkt für diesen Untersuchungsgegenstand gemacht. Schließlich verweisen auch andere Autoren (vgl. Kleinwelfonder 1996; Lupton 1999; Wilkinson 2001) zur Untersuchung des Umgangs mit Risiken bzw. Gefährdungen auf die Arbeiten von Douglas und darauf aufbauende Ansätze (vgl. auch Kapitel zur Risikosoziologie). So sind entsprechend des Konzeptes von Douglas und dem damit verknüpften grid/group-Modell vier verschiedene Typen von *ways of life* zu unterscheiden, wobei sich die Kulturtypen aus einer Klassifikation entlang zweier Grunddimensionen sozialer Organisation ergeben: dem Grad der Einbindung in die Gruppe (group) und der Art der Kontroll- und Regelstrukturen (grid).

Mit diesen vier postulierten kulturellen Grundtypen verbindet Douglas (1985, 1992) schließlich typische Muster der Risikoattribution. Was also die Menschen als Gefahr einschätzen, passt zu ihrem Natur- bzw. Weltbild. Entsprechend typische Deutungs- und Umgangsweisen mit technologischen Risiken beschreiben zudem Douglas und Wildavsky (1983) in *Risk and Culture* oder Rayner (1993). Letzterer unterteilt dabei die Kulturtypen in zwei Gruppen. Demnach haben die Egalitaristen (NOPES = Not on Planet Earth) und die fatalistische Kultur (NIMBY = Not in my

1 Unberücksichtigt bleiben jene Institutionen und Organisationen, die ebenfalls zur Entstehung und Handhabung eines Lebensmittelskandals beitragen. Insbesondere die Skandalforschung zeigt, dass die Laien als das Publikum bzw. die Skandalrezipienten nur einen Teil in der Trias des Skandals bilden. Es bedarf auch eines Skandalisierten (ein Unternehmen, eine Behörde, eine Person), das einen Missstand erzeugt, der wiederum von einem Skandalisierer (Protestbewegungen und -organisationen, Massenmedien) an die Öffentlichkeit gebracht wird. Die eingehende Beschäftigung mit den Skandalisierten und den Skandalisierern würde jedoch bereits einen eigenen Forschungsgegenstand ausmachen.

backyard) eine Tendenz zur Risikovermeidung. Die individualistische (NIMBLES = Not in my botton line) und die hierarchische Kultur (NIMTOS = Not in my term of office) haben eher eine Tendenz zum Vertrauen.

Die Vorgabe einer begrenzten Zahl an Kulturtypen schränkt jedoch die möglichen Rationalitäten und Denkstile der Verbraucher ein. Daher entschied ich mich dazu, die inneren Logiken und Muster in Leitfadengesprächen frei entwickeln zu lassen. Dieses Vorgehen wurde zudem durch die Annahme unterstützt, dass Schuldzuweisungen, Rechtfertigungen und Bewertungen von fremden und eigenen Handlungen besonders gut in Krisensituationen deutlich werden, weil gerade solche Situationen die Verteidigung und Bestätigung der eigenen Rationalitäten und Strategien erforderlich machen (vgl. Gross/Rayner 1985; Swidler 1986).

Die mangelnde empirische Bestätigung und Operationalisierung des grid/group-Modells (vgl. Brenot/Bonnefous/Marris 1998; Pofel/Keller 1998; Sjöberg 1997) zur Untersuchung verschiedener kultureller Bewältigungstypen in modernen Industriegesellschaften stellte schließlich das Forschungsvorhaben vor das Problem, wie sich die Thesen der Cultural Theory auf die heterogenen, vielfach wechselnden Gruppenbezüge von Individuen und der zunehmenden Wählbarkeit von Selbst- und Weltdeutungen in spätmodernen Gesellschaften übertragen lassen. Es ist zum Beispiel offen, ob und wie sich unter diesen Bedingungen die postulierten Kulturtypen konstituieren und reproduzieren.

Immerhin lassen sich innerhalb der theoretischen Diskussion zum Ansatz der Cultural Theory einige Verbesserungsvorschläge finden. Unter anderem gehen beispielsweise Boyle/Coughin (1994) und Coyle (1994) von kontinuierlich graduell ansteigenden grid-group Achsen aus, was die starre Viererteilung der Grundtypen aufbricht und die Positionalisierungen sowie Hybridbildung der Typen erlaubt. Andere Autoren gehen sogar von einer Grauzone im sozialen Raum aus, wo sich die Typen vermischen und nur an den Rändern als extreme Kulturtypen auftreten (vgl. Hampton 1982; Thompson 1982). Eine systematisch-empirische Überprüfung des Zusammenhangs zwischen den angenommenen kulturellen Typen und ihrer Verankerung im sozialen Raum der grid/group-Achsen haben Sozialwissenschaftler aber nur ansatzweise vorgenommen (vgl. Douglas 1989, 1996; Ellis 1994; Malecha 1994; Mars 1982) oder unberücksichtigt gelassen (vgl. Dake 1991; Dake/Wildavsky 1990; Jenkins-Smith/Smith 1994).

In Ermangelung eines überzeugenden grid/group-Modells habe ich schließlich dessen implizite Annahmen – verschiedene soziale Kontexte bedingen und prägen unterschiedliche Sichtweisen und Einschätzungen über Risiken – auf das Konzept der sozialen Milieus (vgl. Vester et al. 2001) übertragen, wobei für diese Entscheidung zwei Gründe sprechen: Erstens stellt die Struktur und Verteilung des sozialen Raums bei Michael Vester (2001) eine konsequente Weiterentwicklung der Bourdieuschen Erfassung und Positionierung sozialer Klassen dar. Zweitens hatte Mary

Douglas ihre Kulturtypen mit bestimmten Habitusformen bei Bourdieu gleichgestellt. Es gibt zwar keinen empirischen Nachweis, dass diese Gleichstellung von Douglas berechtigt ist, aber es soll hier genügen, um über diesen Link (Bourdieu), zu einem empirisch bestätigten sozialen Raum für Deutschland zu kommen.

Nach Aussage der Autoren um Michael Vester konnten sie in ihrem Buch *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel* (2001) zeigen, dass die »Klassenkulturen des Alltags« auch gegenwärtig in der Bundesrepublik Deutschland, »gerade wegen ihrer Umstellungs- und Differenzierungsfähigkeit, außerordentlich stabil« (Vester et al. 2001: 13) sind. In einer groß angelegten Untersuchung haben sie dazu den Ansatz von Bourdieu (1999) um die Sinus Lebenswelten ergänzt und weiterentwickelt, um einen Nachweis für die differenzierte Verteilung sozialer Milieus zu erbringen. Unter Milieus verstehen sie dabei folgendes:

»Milieus bezeichnen Gruppen mit ähnlichem Habitus, die durch Verwandtschaft oder Nachbarschaft, Arbeit oder Lernen zusammenkommen und eine ähnliche Alltagskultur entwickeln. Sie sind einander durch soziale Kohäsion oder auch nur durch ähnliche Gerichtetheit des Habitus verbunden. Insofern sie ähnliche Orte im sozialen Raum einnehmen, sind sie die historischen Nachfahren der sozialen Klassen, Stände und Schichten.« (Vester et al. 2001: 24f.)

Diese sozialen Milieus verteilen sich in einem sozialen Raum entlang zweier Achsen. Die vertikale Herrschaftsachse gibt die Hierarchie der organisatorischen Entscheidungs- und Anweisungskompetenzen und der ungleichen Verteilung anderer Ressourcen einer Gesellschaft wieder. Die Differenzierungsachse repräsentiert dagegen im ökonomisch-beruflichen Feld eine Zunahme der kulturellen und ökonomischen Kompetenzen. Entsprechend dieser Strukturvorgaben identifizieren die Forscher um Michael Vester für Westdeutschland (1995) dreizehn und für Ostdeutschland (1997) elf soziale Milieus (Vester et al. 2001: 49, 51). Eine detaillierte Beschreibung der einzelnen sozialen Milieus findet sich bei Vester et al. (2001).

Die Hypothesen zu den Kulturtypen gehen davon aus, dass die Werte und Vorstellungen in bestimmten sozialen Settings die Voraussetzungen und Grundlage für die Erzeugung und Weitergabe der Risikoeinschätzungen schaffen (vgl. Douglas 1985, 1992). Dies würde bedeuten, dass bestimmte soziale Milieus ihre eigenen Vorstellungen und Handlungsstrategien zum Umgang mit Lebensmittelskandalen bereithalten. Eine weitere Hypothese der Cultural Theory sagt aus, dass kontrastierende Typen in den gegenüberliegenden Ecken eines sozialen Raums auftreten (vgl. Hampton 1982; Thompson 1982). Überträgt man diese Annahme auf die hypothetische Landkarte der sozialen Milieus von Vester et al. (2001), dann befinden sich an den äußersten Rändern des sozialen Raums für Westdeutschland das Postmoderne Milieu (POMO), das Konservativ-techno-

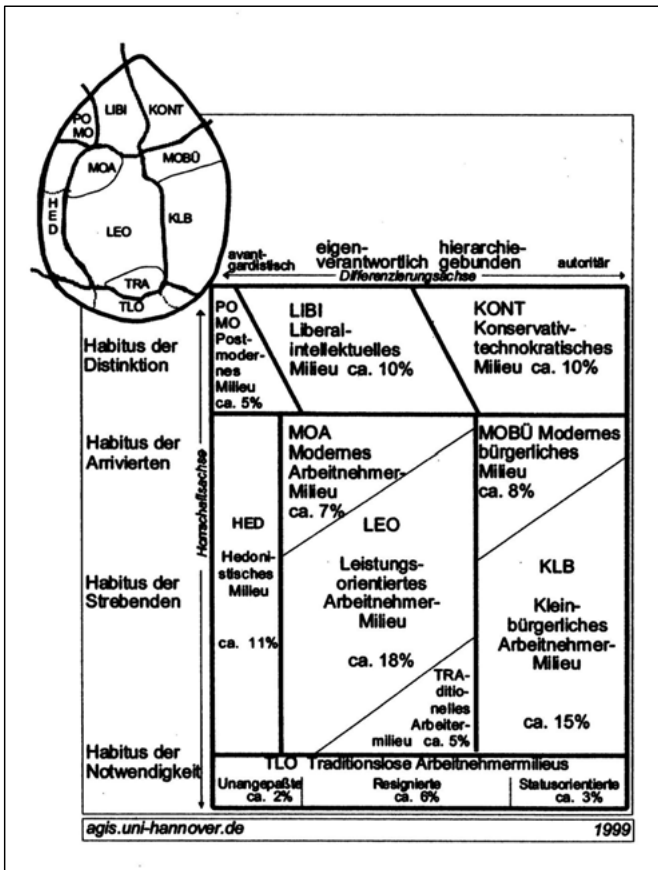
kratische Milieu (KONT), das Unangepasste traditionslose Arbeitnehmermilieu (U-TLO) und das Statusorientierte traditionslose Arbeitnehmermilieu (S-TLO). Die Verteilung der sozialen Milieus in Westdeutschland unterscheidet sich zu Ostdeutschland. Dort entsprechen jenen Milieus das Links-intellektuell-alternative Milieu (LIA), das DDR-verwurzelte Milieu (DDR) sowie das undifferenzierte Traditionslose Arbeitnehmermilieu (TLO). Eine Differenzierung in den unteren Milieus ergibt sich jedoch erst beim Hedonistischen Milieu (HED) und dem Kleinbürgerlichen Arbeitnehmermilieu (KLB), die sich auf der untersten Ebene der ›respektablen‹ Volksmilieus gegenüber stehen (siehe Abb. 2 und 3).

Für mein Forschungsvorhaben legten die Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland nahe, dass ich in beiden Teilen Deutschlands gesonderte Interviews durchführe. Um die Vergleichbarkeit zu erhöhen, wurden zudem in beiden Bundesgebieten die Milieus der unteren respektablen Volksmilieus herangezogen. Die Interviewpersonen kommen demnach also aus den folgenden sozialen Milieus:

Selbstständige, Freiberufler und Wissenschaftler sowie qualifizierte und leitende Angestellte der Verwaltungs-, Bildungs-, Sozial- und Informationsberufe bilden in Westdeutschland das *Konservativ-technokratische Milieu*. Sie haben hohe und höchste Bildungsabschlüsse sowie mittlere und gehobene Einkommen. Viele sind im Ruhestand. Die Mehrheit des Milieus vertritt in seiner traditionellen Ausrichtung zumindest nach außen noch die Tugenden von Innerlichkeit und Askese, Disziplin, Pflichterfüllung und sozialer Verantwortung, die mit einer Wertschätzung von Kultur und Kunst verbunden sind. Hinzu kommt eine Vorliebe für überlegten Konsum und langlebige Qualitätsgüter: »Zur Hochkultur gehören ein distinguiertes Lebensrahmen mit hohen Ansprüchen an Qualität und Kenner-schaft und ein Elitebewusstsein, für das auch der materielle Erfolg und eine anerkannte gesellschaftliche Stellung wichtig sind«. Man hat Respekt vor gewachsenen Strukturen und versteht seine soziale Verantwortung eher als hierarchisch und gönnerhaft. Hinzu kommt »das Streben, mit sich, der Familie und dem sozialen Umfeld in Harmonie zu leben.« (Vester et al. 2001: 505)

Eine vergleichbare Position im sozialen Raum nimmt in Ostdeutschland das *DDR-verwurzelte Milieu* ein. Die heute enttäuschten Angestellten, Beamten und Selbständigen mit hohen Bildungsabschlüssen (früher teilweise in leitenden Positionen in Staat und Wirtschaft) hatten mittlere und hohe Einkommen. Aufgrund des hohen Altersdurchschnitts sind die meisten jedoch heute im Ruhestand. Die ostdeutschen und die westdeutschen Technokraten haben dabei aber gemeinsam: das hohe Arbeitsethos, das Karriere- und Perfektionsstreben und das Elitebewusstsein. Zudem haben sie einen gehoben-anspruchsvollen Konsumstil (vgl. Vester et al. 2001: 529).

Abb. 2 Soziale Milieus in Westdeutschland



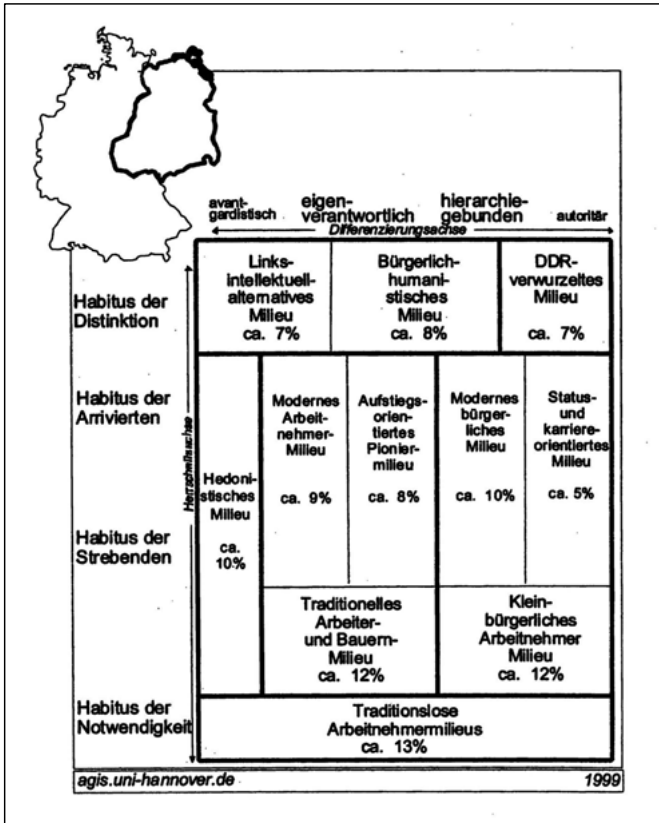
Quelle: Vester et al. 2001: 49.

Den Technokraten steht in Westdeutschland das *Postmoderne Milieu* gegenüber. Das Milieu ist relativ jung (unter 35 Jahre) und gebildet. Seine Angehörigen sind in avantgardistischen Kultur- und Medienberufen tätig, sind Unternehmer der neuen Technologien und symbolischen Dienstleistungen. Viele sind noch Schüler, Studierende oder Jungakademiker, die als mittlere Angestellte, kleinere Freiberufler und Selbstständige arbeiten. Sie suchen Autonomie und Unabhängigkeit von Hierarchien und inszenieren »ihr Bedürfnis nach Erlebnis, Konsum und Abwechslung als ichbezogenes Privileg ohne einschränkende Verpflichtungen.« (Vester et al. 2001: 510)

In Ostdeutschland findet sich an dieser Stelle im sozialen Raum das *Linksintellektuell-alternative Milieu*. Es umfasst viele qualifizierte Angestellte und Selbstständige in Bereichen der Wissenschaft, Forschung,

Technologie und Ausbildung, die oft hohe, meist kulturwissenschaftliche Bildungsabschlüsse und gehobene Einkommen haben. Die Angehörigen dieses Milieus haben dabei ein hohes Arbeitsethos und suchen nach Selbstverwirklichung im Beruf. »Die Prinzipien der Konsumaskese und der postmateriellen Werte werden, als Abwertung materieller Bedürfnisse und Gebot einer einfachen naturnahen Lebensweise, noch ernster genommen als im Westen.« (Vester et al. 2001: 532)

Abb. 3 Soziale Milieus in Ostdeutschland



Quelle: Vester et al. 2001: 51.

Im Hedonistischen Milieu finden sich betonte Abgrenzungsbestrebungen der Jugendlichen durch einen radikalen Antikonformismus und Individualismus, der die Selbstverwirklichung in Freizeit und Konsum anstatt in der Arbeit zum Mittelpunkt hat. Dabei definieren sie »sich als Gegenteil der angepassten Normalbürger ihrer Elterngeneration« (Vester et al. 2001: 521). Bei der Mehrheit muss jedoch von *Freizeithedonisten* ausgegangen

werden, die sich mehr Freiräume am Wochenende und in ihrer Freizeit wünschen und ansonsten die Schule besuchen oder kleineren Jobs nachgehen. Sie sind zwischen 20 und 30 Jahre alt und haben oft ihre angestrebten Bildungsabschlüsse und Einkommen noch nicht erreicht. Erwähnenswert ist darüber hinaus, dass das frühere ostdeutsche, subkulturelle Jugendmilieu den asketischen Habitus weitgehend abgelegt und sich dem westdeutschen Parallelmilieu angenähert hat.

Ebenso ist sich heute das *Kleinbürgerliche Arbeitnehmersmilieu* in Ost- und Westdeutschland sehr ähnlich. Es umfasst die Berufsgruppen der kleinen Beamten, Angestellten und Selbstständigen. »Das Bildungskapital ist solide, aber begrenzt und wenig modern. Es besteht überwiegend aus dem Hauptschulabschluss und zum Teil auch aus einer abgeschlossenen Fachausbildung.« Charakteristisch ist dabei für diese Milieugehörigen, dass sie die konventionelle Statusorientierung und traditionelle Werte wie Disziplin, Ordnung, Pflichterfüllung und Verlässlichkeit teilen. Insbesondere Arbeit besitzt einen hohen Stellenwert, da es »den Einzelnen und ihrer Familie eine geachtete soziale Position und materielle Sicherheit verschaffen soll.« (Vester et al. 2001: 519)

Diese charakteristischen Beschreibungen der ausgewählten sozialen Milieus bildeten die Grundlage für den Feldzugang. So lassen sich anhand der ausgewiesenen soziodemographischen Merkmale (Alter, Bildung, Einkommen etc.) Richtwerte benennen, die den Kreis der Interviewpartner eingrenzen. Beispielsweise haben Angehörige des ostdeutschen Linksinтеллекuell-alternativen Milieus mit abgeschlossenen Hoch- oder Fachhochschulabschlüssen ein hohes Bildungsniveau, sind zumeist in Bereichen der Wissenschaft, Forschung, Ausbildung, Technologie oder als Künstler und Kulturschaffende tätig. Laut Milieubeschreibung verfügen sie über mittlere bis hohe Einkommen. Die Interviews geben dann noch Aufschluss über Einstellungen und Werte der Milieurepräsentanten.

Die Auswahl dieser eben angeführten Milieus, die sich in der hypothetischen Landkarte nach Vester et al. (2001) gegenüberstehen, soll also die kontrastierende Wirkung der sozialen Milieus verstärken. So treten die Gegensätze im Rahmen der Einkommenshöhe, des Bildungsgrades oder der Berufsgruppen deutlicher zwischen weit entfernten als zwischen benachbarten Milieus hervor. Unberücksichtigt bleiben dann aber feinere Differenzierungen zwischen angrenzenden Milieus und der »Mitte« des sozialen Raums. Diese Einschränkung erscheint mir jedoch aus zwei Gründen vertretbar: *Erstens* soll die vorliegende Arbeit untersuchen, ob es überhaupt eindeutige sowie hinreichende Beziehungen zwischen bestimmten Bewältigungsformen von Lebensmittelskandalen und dem sozialen Kontext gibt, was sich anhand maximal kontrastierender Fälle besonders gut zeigen lassen müsste. Umgekehrt wird es dadurch nicht möglich sein, repräsentativ verteilte milieuspezifische Bewältigungsmuster zu identifizieren. Gegen dieses umfassende Vorhaben spricht jedoch auch *zwei-*

tens, dass es personelle und methodische Grenzen gibt. So kann ein einzelner Projektbearbeiter nur eine begrenzte Anzahl von Interviews sinnvoll auswerten. Würden jedoch Gespräche mit Repräsentanten aus allen sozialen Milieus geführt werden, die zudem noch weitere Unterschiede untereinander haben sollten, käme man schnell auf eine große Zahl an Interviewfällen.

Für die vorliegende Untersuchung wollte ich daher vier Angehörige aus jedem ausgewählten sozialen Milieu interviewen. Dabei sollten die Vertreter nicht nur aus dem gleichen Milieu kommen, sondern möglichst verschiedenen Berufen nachgehen sowie weibliche und männliche Personen umfassen, da Interviews allein mit Männern oder Frauen oder mit Menschen der gleichen Berufsgruppe bei der Interpretation der Ergebnisse die Frage aufwerfen könnten, ob die einseitige Befragung eine Auswirkung auf das Ergebnis hat. Es könnte beispielsweise unklar bleiben, ob nicht weibliche Angehörige eines Milieus Lebensmittelskandale anders bewältigen, wenn ich nur männliche Vertreter befragt hätte. Die Zahl der Interviewpersonen sollte aber zugleich in einem Rahmen gehalten werden, der aus auswertungspragmatischen Gründen für einen einzelnen Projektbearbeiter beherrschbar bleibt. So empfehlen Kelle und Kluge (1999: 49f.) für die Durchführung eines Forschungsprojektes eine Samplegröße, die bei der Auswertung den zeitlichen und personellen Ressourcen gerecht wird. Nach Abschluss der Interviewphase würden somit dann bei acht Milieus insgesamt 32 Gespräche für die Auswertung vorliegen.

Die Differenzierung unterschiedlicher sozialer Milieus in West- und Ostdeutschland bildet die Grundlage für die Untersuchung möglicher Beziehungen zwischen sozialem Kontext und bestimmten Weltansichten, Handlungsstrategien und Situationsdeutungen im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen.

Zur empirischen Untersuchung des Forschungsvorhabens sind schließlich verschiedene methodische Zugänge möglich. Der nächste Abschnitt gibt daher einen Überblick, welche Formen des qualitativen Interviews zur Auswahl stehen.

Methodisches Vorgehen

Das qualitative Interview

Zur Analyse alltäglicher Weltansichten, Handlungsstrategien und Situationsdeutungen im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen bieten sich qualitative Interviews an. Diese sind im Gegensatz zu standardisierten Frageformen offen gehalten, um keine Antwortvorgaben zu machen und den Befragten die Möglichkeit zu geben, ihre Ansichten und Erfahrungen frei zu artikulieren. Generell kommen qualitative Interviews in solchen Si-

tuationen zum Einsatz, wo der Gegenstand komplex, unübersichtlich, teilweise oder ganz unbekannt ist. Daraus ergibt sich, dass das Frageziel offen formuliert werden muss, um der Komplexität im untersuchten Gegenstand gerecht zu werden (vgl. Flick 1999: 14; Heinze 2001; Hopf 1991: 177).

Die Methoden und Verfahren der qualitativen Sozialforschung haben in den letzten Jahren eine vermehrte Aufmerksamkeit und Fundierung erfahren. Im Bemühen um eine Verfeinerung und Konkretisierung entwickelten die Forscher eine Vielzahl an spezifischen Instrumenten, die sich im Grad der Standardisierung – von offen bis teilstandardisiert – unterscheiden. Flick (1999) unterteilt dabei das qualitative Interview nach drei Verfahren: erzählgenerierende Interviews, Gruppendiskussionen und Leitfadenterviews.

Zu den *erzählgenerierenden Interviews* zählt als die bekannteste Form das narrative Interview. Dieses Verfahren wird insbesondere im Rahmen der biographischen Forschung eingesetzt. Ein Urheber ist beispielsweise Fritz Schütze (1983, 1984), der auf Stehgreiferzählungen setzt, um sich kritisch von standardisierten und teilstandardisierten Frage-Antwort-Schemata abzugrenzen. Im Nacherzählen einer selbst erlebten Geschichte soll sich dagegen ein umfassender und in sich strukturierter Zugang zur Erfahrungswelt des Interviewpartners eröffnen.

Das biographisch-narrative Interview umfasst drei Teile. In der Einstiegsphase soll der Interviewer die Haupterzählung anstoßen und ist angehalten, die Erzählung nicht durch Zwischenfragen oder Bewertungen zu unterbrechen bzw. zu steuern. Erst im Anschluss folgt ein Nachfrageteil, um nicht ausgeführte Erzählansätze zu vervollständigen. Das narrative Interview soll mit einer Bilanzierung durch Fragen über Beschreibungen und Argumentationen zum Sinn der ganzen Erzählung von Seiten des Interviewten abschließen (vgl. Flick 1999: 116; Hermanns 1991: 184; Riemann 2003: 121).

Zu den Vorteilen des narrativen Interviews zählen die minimalen Interventionen durch den Interviewer und die Erzählzwänge. Zu den Zwängen gehört erstens die Gestalterschließung, das heißt, eine begonnene Erzählung muss zu Ende gebracht werden. Zweitens ist die Kondensierung zu nennen: Aufgrund der begrenzten Zeit ist der Interviewte veranlasst, nur das Notwendige nachvollziehbar zu erzählen. Und drittens ist der Erzähler zu detaillierten Darstellungen gezwungen, um zum Verständnis seiner Erzählung erforderliche Hintergrundinformationen und Zusammenhänge mitzuliefern. Problematisch bei narrativen Interviews ist, dass einerseits nicht jede Interviewperson die Fähigkeit zum Erzählen mitbringt und andererseits sich das Verfahren nur für lebensgeschichtliche Befragungen anbietet. In Sinne von Hermanns (1991: 183) ist immer nur »die Geschichte von« etwas erzählbar. Thematische Haltungen und Vorstellungen lassen sich dagegen nicht abfragen (vgl. Flick 1999: 121; Hermanns 1991: 184).

Das Verfahren der *Gruppendiskussion* wird insbesondere wegen der Gesprächsdynamiken genutzt, um individuelle Meinungen besser zu rekonstruieren oder um Aushandlungsprozesse nachzuvollziehen. Die gemeinsame Diskussion kann Antwortende stimulieren, sie bei der Erinnerung von Ereignissen unterstützen und über die Antworten der einzelnen hinausgehen. Erkenntnisquelle einer Gruppendiskussion ist daher die Stimulierung und Dynamik einer Diskussion (vgl. Flick 1999: 131-133). Zugleich lassen sich Gruppenbefragungen, Gruppengespräche und Gruppendiskussionen unterscheiden. Befragungen in der Gruppe stellen zeitökonomische Varianten der Einzelbefragung dar. Als Gruppengespräche gelten vor allem alltägliche Gesprächssituationen, die wissenschaftliche Analysen zum Gegenstand machen können, um unterschiedliche typische Formen und Ablaufmuster zu untersuchen. Gruppengespräche finden aber auch in der Ethnologie als zufällige und informelle Gespräche Anwendung, um Informationen zu sammeln. Davon abgehoben spricht man von Gruppendiskussionen, wenn in einer Gruppe Kommunikationsprozesse von außen angestoßen werden, »um sich in ihrem Ablauf und der Struktur zumindest phasenweise einem normalen Gespräch« (Loos/Schäffer 2001: 13; i. Org. kursiv) anzunähern. Das Gruppendiskussionsverfahren hat schließlich zum Ziel, kollektive Deutungsmuster aufgrund gemeinsam geteilter und ähnlicher Erfahrungen der Diskussionsteilnehmer zu identifizieren (vgl. Bohnsack 2000: 134, Loos/Schäffer 2001: 36).

Bei der Gruppendiskussion spielen verschiedene Gruppentypen und die Position des Gesprächsleiters eine besondere Rolle. So unterscheidet man zwischen natürlichen (wie im Alltag) und künstlichen Gruppen (nach bestimmten Kriterien zusammengestellt). Des Weiteren spricht man von homogenen Gruppen, wenn die Teilnehmer in wesentlichen Dimensionen vergleichbar sind und von heterogenen, wenn relevante Eigenschaften differieren. Von unterschiedlich zusammengesetzten Gruppen verspricht man sich, dass sie die Dynamik von Gruppendiskussionen verstärken. In manchen Diskussionen soll dabei der Leiter diese nur durch Rednerlisten moderieren. Ihm kann aber auch die Aufgabe zufallen, das Gespräch thematisch oder dynamisch zu steuern. Im ersten Fall führt er neue Fragen ein und lenkt die Diskussion zu spezifischen Themen. Im zweiten Fall kurbelt er durch provokative Fragen oder Polarisierungen den Verlauf des Gesprächs an (vgl. Flick 1999: 133f.; Loos/Schäffer 2001: 44).

Gruppendiskussionen bieten sich immer dort an, wo die Dynamiken und sozialen Aushandlungen von individuellen Sichtweisen als Bestandteil der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit rekonstruiert werden sollen. Zugleich produziert dieses Verfahren einen großen Korpus an Daten, der transkribiert, gesichtet und analysiert werden muss.

Teilstandardisierte oder *Leitfadeninterviews* bilden die gängigsten Verfahren qualitativer Sozialforschung. Sie gehen zurück auf die Konzeption und den Einsatz von fokussierten Interviews nach Merton und Kendall

(1946, 1979). Zum Anspruch des Verfahrens gehört erstens: die Nichtbeeinflussung der Interviewpersonen, indem der Interviewer den Leitfaden flexibel gebraucht, sich zurückhält und erst unstrukturierte Fragen stellt, bevor er durch stärker strukturierte Fragen weiter zu den Bedeutungen der Antworten vordringt. Zweitens soll der Interviewer neben allgemein gehaltenen Fragen durch weitere Nachfragen konkrete Wirkungen und Bedeutungen eines Ereignisses für das befragte Subjekt erschließen. Er wird aufgefordert, Genauigkeit durch Verweilen bei Fragen zu erzeugen. Drittens ist der Interviewer angehalten, ein breites Spektrum aller relevanten Aspekte und Themen anzusprechen. Die Befragten sollen die Möglichkeit haben, soviel wie möglich mitzuteilen. Neben Darstellungen und Urteilen sollen viertens aber auch affektive, kognitive und wertbezogene Äußerungen herausgelockt werden, um den Interviews eine gewisse »Tiefe« zu geben (vgl. Flick 1999: 95-98).

Generell zeichnen sich Leitfadeninterviews im Gegensatz zu biographisch-narrativen Interviews durch offen formulierte Fragen und Themenbereiche aus, die auf der Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur beruhen. Zwar sollen die Befragten einen breiten Spielraum zur Strukturierung und Äußerung subjektiver Deutungen haben, zugleich muss der Leitfaden aber sicherstellen, dass eine weitgehende Fokussierung auf einen bestimmten Gegenstand und seine Bedeutung möglich ist. Dabei sind die Fragenbereiche flexibel zu nutzen, um die eigene Darstellung des befragten Subjekts zu gewährleisten. Mit anderen Worten: Der Leitfaden ist eher eine »Gedächtnisstütze« als ein exakt abzuarbeitender Themenkatalog (vgl. Flick 1999: 94ff.; Heinze 2001: 153; Marotzki 2003: 114).

Leitfadeninterviews bieten sich im Rahmen von Forschungsfragen an, die subjektive Vorstellungen und Haltungen jenseits lebensgeschichtlicher Befragungen ansprechen wollen. Der Interviewende nimmt zwar durch seine Themenvorgabe Einfluss auf die Strukturierung der geäußerten subjektiven Deutungen und Relevanzen, aber der Leitfaden ermöglicht, dass einerseits bestimmte Themen angesprochen werden und andererseits der Aufwand für Transkription und Auswertung durch eine gewisse Vorstrukturierung aufgrund des Leitfadens vergleichsweise gering bleibt.

Aus diesen Gründen habe ich das Leitfadeninterview zur Untersuchung der Sichtweisen, Handlungsstrategien und Situationsdeutungen bei Lebensmittelskandalen in verschiedenen sozialen Kontexten eingesetzt. Gegenüber dem biographisch-narrativen Interview und der Gruppendiskussion produziert dieses methodische Verfahren ein Datenmaterial, das sich thematisch fokussieren lässt und einen vergleichsweise geringen Aufwand für die Transkription und Auswertung mit sich bringt. Zugleich beschränken Leitfadeninterviews die Befragung nicht auf erzählbare, selbst erlebte Geschichten (narratives Interview) oder die Untersuchung kollektiver Sichtweisen (Gruppendiskussionsverfahren). Anhand des In-

interviewleitfadens² konnten vielmehr verschiedene Untersuchungsdimensionen berührt werden. Konkret wurden im Rahmen der Untersuchung folgende Fragedimensionen angesprochen:

Fragen nach der eigenen Ernährung und den Essgewohnheiten

Zum Einstieg in die Interviewsituation wählte ich offene Fragen zur Ernährung am Tag des Gespräches sowie den Essgewohnheiten unter der Woche und am Wochenende. Dies sollte der Interviewperson ermöglichen, sich an die Umstände eines wissenschaftlichen Interviews auf einem vertrauten Gebiet alltäglicher Handlungen zu gewöhnen. Von den weiteren Fragen zu Vorlieben beim Essen und Erwartungen an eine »richtige Mahlzeit« erhoffte ich mir einen Einblick in die Rolle der Ernährung für die Befragten. Dies kann Hinweise auf Sensibilitäten und Indifferenzen geben, da Personen, die ihrem Essen eine hohe Aufmerksamkeit widmen, vermutlich eher auf negative Meldungen über Lebensmittel reagieren.

Fragen zur Deutung von und den Erfahrungen mit Lebensmittelskandalen

Dieser Teil beginnt mit einer offenen Frage zum eigentlichen Thema der Untersuchung. Die Interviewpartner sollten selbstständig Lebensmittelskandale benennen und über ihre Erfahrungen berichten. Ich wollte damit erreichen, dass sie nur solche Skandale erwähnten, die auch eine Erinnerungsspur hinterlassen haben. Besonders interessant erschien die Erstnennung, da sie vermutlich am stärksten prägte. In diesem Zusammenhang fragte ich ebenso nach Ernährungsumstellungen, Erklärungen, Empfindungen und Handlungsstrategien im Umgang mit den genannten Ereignissen, um die subjektiven Auslegungen und Vorgehensweisen zu rekonstruieren.

Fragen nach der Nutzung und Einschätzung der Medien

Das verstärkte Forschungsinteresse am Informationsverhalten bei Risiken und Krisen aufgreifend, fragte ich gesondert nach Art und Umfang der Informationsbeschaffung. Diese Fragen ergänzte ich um eine Einschätzung der Medienberichterstattung, da bereits Caplan (2000) eine verbreitete Skepsis gegenüber den Massenmedien beobachtete und dies als einen Grund für das Essverhalten in der BSE-Krise anführte.

2 Der vollständige Interviewleitfaden ist im Anhang abgedruckt.

Fragen nach der eigenen und der politischen Handlungsfähigkeit in bezug auf Lebensmittelskandale

Mit den Fragen nach Verantwortungszuschreibungen und Lösungsbeiträgen sollten die Interviewpersonen ihre Sicht auf die eigene und politische Handlungsmöglichkeit darstellen. Nimmt sich der Befragte als Akteur wahr oder sieht er andere Institutionen und Organisationen in der Pflicht? Teilt er die Ansicht, dass die *Agrarwende* durch den Ausbau der ökologischen Landwirtschaft eine Lösung für die Vermeidung von Skandalen in der Erzeugung und Verarbeitung von Lebensmitteln ist?

Ergänzende Fragen zu allgemeinen Gefahren, Sicherheit und Qualität von Lebensmitteln sowie zu allgemeinen Werten

Zum Abschluss des Leitfadens habe ich Themenkomplexe aufgegriffen, die sich von den Fragen zu Lebensmittelskandalen entfernen. Dadurch wollte ich ergänzend allgemeine Auslegungen und Vorstellungen von Gefahren, Sicherheit und Qualität von Lebensmitteln und bestimmten Werten aufnehmen. Ich versprach mir davon ein erweitertes Kontextwissen über den Gesprächspartner.

Ebenso vervollständigte ich den Interviewleitfaden um einen Kurzfragebogen zu den soziodemographischen Daten. Diese standardisierten Fragen zur Person stellte ich im Anschluss an das Gespräch. Auf dem Bogen wurden ebenfalls Eindrücke und Angaben über das Umfeld und den Verlauf des Interviews festgehalten.

Der nächste Abschnitt gibt einen Überblick, wie sich die Gruppe der Interviewpersonen zusammensetzt. Es bildet die Grundlage für die Untersuchung von Bewältigungsformen in verschiedenen sozialen Kontexten.

Die Datengrundlage

Nach der Vorbereitung und endgültigen Fertigstellung des Leitfadens habe ich insgesamt 50 Interviews in der Zeit von Februar 2004 bis April 2005 durchgeführt. Die Interviews sind zwischen 45 Minuten und drei Stunden lang. Der Hauptanteil der Gespräche kommt aus Leipzig und Frankfurt am Main sowie aus dem Umland der beiden Großstädte. Den Kontakten und Gelegenheiten entsprechend, erfolgten weitere in Berlin, Dresden, Marburg, Eschwege, Treffurt, Ellerstadt und Wriezen.

Entsprechend den Milieubeschreibungen suchte ich den persönlichen Kontakt zu Angehörigen dieser sozialen Gruppen mit ähnlichem Habitus. Auf der Grundlage erster Interviews und der Vermittlungen von Gesprächspartnern (Schneeballverfahren) konnten dann weitere Gespräche erfolgen. Der größte Teil der Interviews entfällt dabei auf die ostdeutschen sozialen Milieus, da nur eine begrenzte Erhebung in Westdeutschland aufgrund zeitlicher und finanzieller Beschränkungen möglich war. Insgesamt

erfolgten in Ostdeutschland 30 Interviews, die sich fast gleichmäßig auf die ausgewählten sozialen Milieus verteilen (siehe Tab. 1).

Tab. 1 Interviews in ostdeutschen Milieus

KLB	HED	DDR	LIA
8 Fälle	7 Fälle	7 Fälle	8 Fälle

Für Westdeutschland sieht die Verteilung etwas anders aus. Einerseits konnte ich nur wenige Interviews durchführen und andererseits haben technische Probleme den Verlust von Datenmaterial verursacht. Die insgesamt 20 Interviews verteilen sich dadurch wesentlich ungleichmäßiger auf die ausgewählten sozialen Milieus als vergleichsweise bei den ostdeutschen Fällen (siehe Tab. 2).

Tab. 2 Interviews in westdeutschen Milieus

KLB	HED	KONT	POMO
4 Fälle	2 Fälle	5 Fälle	9 Fälle

Die Zuordnung erfolgte anhand von Milieubeschreibungen (vgl. Vester et al. 2001; Vester/Hofmann/Zierke 1995). Zugleich muss festgestellt werden, dass teilweise die Merkmale und Ausprägungen angrenzender sozialer Milieus kaum differenzieren. Beispielweise unterscheidet sich das Kleinbürgerliche Arbeitnehmersmilieu nur in wenigen Facetten von der benachbarten Gruppe der Respektablen des Traditionslosen Arbeitnehmersmilieus. In Vester et al. (2001) heißt es über diese Untergruppe: »Sie lehnen sich aus äußerer Notwendigkeit an die kleinbürgerlichen Werte der Respektabilität und Pflicht an. Ihr Ziel, sich ein angenehmeres Leben im Kreis einer möglichst intakten Familie leisten zu können, rechtfertigt es, sich anzustrengen und beruflich hochzuarbeiten.« (Vester et al. 2001: 524) Gegenüber den Angehörigen des kleinbürgerlichen Arbeitnehmersmilieus ist ihr Alltag aber stärker durch geringe Qualifizierungen und prekäre soziale Lagen geprägt. Aufgrund solcher feinen Unterschiede wurden Interviewpersonen, die eher zu einem angrenzenden sozialen Milieu passen, in grober Vereinfachung einem der ausgewählten Milieus zugeordnet.

Ähnliche und weitere Probleme begleiteten die Durchführung und Einordnung der Interviews. Der nächste Abschnitt geht näher auf diese und die Konsequenzen für das weitere Vorgehen der Untersuchung ein.

Probleme und Einschränkungen

An dieser Stelle gehe ich auf die Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Forschungsplanes ein. Es handelt sich um Probleme, die mit der Durch-

führung der Interviews und bei der späteren Identifizierung als Angehörige eines bestimmten Milieus auftraten, was zu Einschränkungen und Umstellungen führte, die die weiteren Untersuchungsschritte beeinflussten.

Die größte Schwierigkeit im Verlauf der Erhebungsphase zeigte sich bei der Suche nach Vertretern des hedonistischen Milieus. Zwar konnte ich die meisten Interviews innerhalb des ersten halben Jahres durchführen, die zeitlich verzögerten Gespräche mit jugendlichen Vertretern des oben genannten Milieus gehen jedoch auf Hindernisse bei der Rekrutierung zurück. Anfängliche Kontaktversuche in Jugendclubs und -einrichtungen führten nicht zum erwünschten Zugang. Nach fehlender Rückmeldung auf meine erste Aushangswelle erhöhte ich nach zweiwöchiger Wartezeit die Attraktivität für eine Gesprächsteilnahme durch das Angebot einer finanziellen Entschädigung im Fließtext. Als auch daraufhin niemand auf den Aushang einging, vergrößerte ich den Hinweis auf ein Interviewhonorar und machte diesen gut sichtbar. Da sich selbst auf diese Anfrage niemand meldete, wendete ich mich an Berufsschulen. Nach monatelanger Wartezeit und der Zusage für Interviews mit Berufsschülern (über 18 Jahre), versuchte ich dann so viele wie möglich durchzuführen, da die Teilnahme der Berufsschüler freiwillig erfolgte und ich mit Ausfällen rechnen musste. Zwar konnte ich weibliche und männliche Berufsschüler befragen, aber zumeist erfolgten die Interviews in einer Klasse. Dies hatte zur Folge, dass ein Großteil der befragten jugendlichen Angehörigen des hedonistischen Milieus dasselbe Ausbildungsziel anstrebt. Ein Ausfall meines Aufnahmegebietes führte bei der Befragung in Berufsschulen in Westdeutschland dazu, dass ein Großteil der Interviews verloren ging. Dies erklärt auch die geringe Zahl an Gesprächen im westdeutschen hedonistischen Milieu. Das vollständig erhaltene Interview mit Herrn Pohl gibt aber einen guten Eindruck von den Ausführungen der anderen Berufsschülerinnen und Berufsschüler.

Der lange Zeitraum zwischen dem ersten und letzten Interview hatte aber auf die zeitliche Nähe von Lebensmittelskandalen zum Zeitpunkt des Interviews kaum einen Einfluss. Zwar lag die BSE-Krise für alle Gesprächspartner bereits mehr als drei Jahre zurück, aber es gab weitere Lebensmittelskandale danach. Selbst während der Interviewphase traten neue und damit zeitnahe Skandale im Lebensmittelbereich (z.B. asiatische Vogelgrippe, neue BSE-Funde, Umetikettierung abgelaufener Waren) auf.

Eine weitere Überraschung stellte die endgültige Fallzahl der durchgeführten Interviews (N=50) dar. Die Gesamtzahl übertraf die angestrebte Menge an Gesprächen. Dies hat mehrere Gründe. Erstens versuchte ich für Interviews außerhalb meines Wohnortes möglichst viele Termine zu vereinbaren. Zweitens erwiesen sich manche Gesprächspartner nach Abschluss des Interviews als problematisch, da sie entweder kaum verwertbare Milieueigenschaften zeigten oder sich als Ostdeutsche in Westdeutschland herausstellten. Drittens und letztens konnte der Zugang zum he-

donistischen Milieu nur über Umwege und mit Verzögerungen erfolgen (siehe oben). Ich führte daher mehr Interviews als vorgesehen durch, um potentielle Ausfälle zu kompensieren.³

Im Rahmen der Untersuchung stellte sich ebenfalls heraus, dass der Nachweis über die richtige Zuordnung der Interviewpersonen zu den entsprechenden sozialen Milieus kaum nachvollziehbar zu gestalten ist. Es finden sich zwar Beschreibungen der Milieus (vgl. SINUS 2002; Vester et al. 2001), aber die milieuspezifischen Identifizierungen erfolgten für die genannten Studien unter hohem methodischen Aufwand und mittels großer Probandenzahlen. Beispielsweise basieren die Bestimmungen der Milieus und ihre Verteilung im sozialen Raum bei Vester et al. (2001) auf statistischen Verfahren mit mehreren tausend Probanden. Bei qualitativen Studien (vgl. Brand/Fischer/Hofmann 2003; Poferl/ Schilling/Brand 1997), die in ihren Untersuchungen von Umweltmentalitäten in verschiedenen sozialen Milieus eine Milieuzuordnung vornahmen, heißt es dagegen nur, dass die Einschätzung auf einer sozialwissenschaftlich geschulten Beobachtung und der Kenntnis des sozialen Feldes beruht. Es bestand somit die Möglichkeit, die Identifikation der Milieuzugehörigkeit vorzunehmen und das Ergebnis mit Verweis auf meine Fertigkeiten auf diesem Gebiet zu präsentieren.

Um daher für die Analyse verschiedener Bewältigungsmuster von Lebensmittelskandalen in verschiedenen sozialen Kontexten mit wenigen Interviewpersonen nicht allein auf der Milieuverteilung aufzubauen, habe ich bestimmte sozialstrukturelle Merkmale und verschiedene Wertvorstellungen zur anschaulichen Verteilung und Kontrastierung der Fälle ausgewählt. Die Auswahl der Merkmale und ihrer jeweiligen Merkmalsräume (zur Positionsbestimmung der befragten Personen in einem sozialen Raum) orientiert sich an deren Zugänglichkeit und Bewährtheit in der Sozialforschung. Mit der Zugänglichkeit ist die Erfassbarkeit bestimmter Merkmale mit geringem Aufwand gemeint. So lassen sich sozialstrukturelle Merkmale wie Bildung, Beruf, Einkommen im Haushalt und Beruf des Vaters bzw. der Mutter über soziodemographische Angaben abfragen, sie liegen mit dem Kurzfragebogen vor. Mit einem höheren Aufwand ist dagegen die Einordnung bestimmter Haltungen und Vorstellungen verbunden. Aus dem Interviewmaterial konnten zumindest Aussagen über den Essstil, bestimmte politisch relevante Themen und die Erwartungen an ein gutes Leben herangezogen werden.

Soziodemographische Merkmale (Bildungsstand, Beruf, Einkommen, Alter, Geschlecht etc.) werden beispielsweise in der Sozialstrukturforschung zur Positionierung von Individuen in bestimmte soziale Lagen oder Klassen verwendet und haben sich in diesem Sinne als soziale Indikatoren bewährt. Für die Bildung des sozialen Raums wurden aber

3 Aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen gab es keinen Puffer, um eventuell fehlende Interviews zu einem späteren Zeitpunkt nachzuholen.

ebenso die höchste berufliche Stellung des Vaters bzw. der Mutter einbezogen, da sie Auskünfte über die soziale Herkunft und den damit verbundenen Habitus des Individuums geben (vgl. Bourdieu 1999). Ebenso habe ich zwischen verschiedenen Essstilen (Geschmäcker bei Bourdieu 1999) unterschieden,⁴ die die Verteilung der interviewten Personen auf der vertikalen Achse bestätigen. In der Konstruktion des sozialen Raumes bleibt dieses habituelle Merkmal aber unberücksichtigt, da es sich nicht mit den anderen objektiven sozialstrukturellen Merkmalen (Beruf, Einkommen, Bildung) auf einer Ebene vergleichen lässt. Um gesellschaftliche Unterschiede bei Wertvorstellungen zu berücksichtigen, habe ich eine Gewichtung bei Krisenthemen und Erwartungen an ein gutes Leben vorgenommen. Beide Merkmale machen verschiedene Vorstellungen und Werthaltungen deutlich. Die Tabelle auf der nächsten Seite fasst die ausgewählten Merkmale und ihre Ausprägungen zusammen.

Damit erfolgt in diesem Zusammenhang keine Zuordnung der Interviewpersonen zu bestimmten sozialen Milieus, sondern in einen eigenständig konstruierten sozialen Raum. Dieses Vorgehen bietet den Vorteil, dass sich mögliche Überschneidungen von Sichtweisen oder Praktiken in bestimmten sozialen Kontexten veranschaulichen lassen. Es ist aber zu beachten, dass die Positionierungen und Verteilungen der Befragten nur für die gewählten Merkmale und ihre Anordnung gültig sind.

Die ausgewählten Merkmale bilden, in zwei Gruppen geteilt, die Grundlage für die Zuweisung der befragten Personen im sozialen Raum (siehe Tab. 3). Die vertikale Achse gibt die Handlungsbedingungen entsprechend der *Sozialen Lage* wieder. Dazu wurden folgende Merkmale zusammengefasst, um ein grobes Bild von der Position des Individuums auf dieser Achse zu geben: Bildungsstand, momentane berufliche Stellung, Nettoeinkommen im Haushalt und höchste berufliche Position entweder des Vaters oder der Mutter. Die ersten drei Merkmale gehören zu den klassischen Kriterien für die Zuordnung in eine Sozialstruktur. Die Verknüpfung aus der Höhe der Bildung, der Stellung im Beruf und des Einkommens vermittelt einen Eindruck von den Chancen des Individuums, auf bestimmte Situationen mit entsprechenden Mitteln reagieren zu können. Im Zusammenhang mit der Bewältigung von Lebensmittelskandalen

4 Bei Bourdieu (1999) repräsentieren sich der Luxusgeschmack in einer Vorliebe für leichte, feine und raffinierte Speisen und der Notwendigkeitsgeschmack durch eine schwere, fette und grobe Kost zur Regeneration des Körpers. Der mittlere Geschmack ist dagegen durch ein Bemühen um eine gehobene Konsumverwirklichung zu geringen Preisen gekennzeichnet. Dazu gehört nicht nur die Begeisterung für »minderbewertete Werke« der legitimen Künste, sondern auch das geschärfte Bewusstsein für eine *gesunde* Kost. Die bewusste Ernährung gilt aber letztlich auch als Distinktionsmittel der neuen Kleinbürger gegenüber den traditionellen Kleinbürgern (vgl. auch Barlösius 1999), was eine Unterscheidung auf der horizontalen Achse bedeutet. Damit lässt sich der Essstil nicht ohne größere Verluste als vertikales Differenzierungsmerkmal nutzen.

kann sich dies in verschiedenen Möglichkeiten niederschlagen. Beispielsweise ermöglicht ein hohes Einkommen die Nutzung preisintensiver Waren und Lebensmittel, eine hohe Bildung erleichtert das Verständnis wissenschaftlich geführter Diskurse und eine Führungsposition bietet Kontakte in andere Führungs- und Expertenkreise. Welche Möglichkeiten einem Individuum offen stehen, ist aber nicht nur Ergebnis individueller Bemühungen, sondern speist sich auch aus den mitgegebenen Bedingungen der sozialen Herkunft. So müssen sich soziale Aufsteiger im Gegensatz zu Etablierten erst Erwartungen, Verhaltensweisen und Wissensformen der Gruppe der höheren sozialen Lage aneignen. Individuen in den höheren sozialen Lagen haben somit den Vorteil, bereits mit einem entsprechenden Repertoire an Fertigkeiten und Wissensbeständen ausgestattet zu sein. Dies gilt auch umgekehrt. Rechnet man daher die soziale Herkunft und deren potentiellen Einfluss mit ein, dürfte sich eine feinere Differenzierung objektiver Bedingungen und Chancen der befragten Individuen im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen ergeben. Als aussagefähiges Merkmal der sozialen Herkunft wurde daher die höchste berufliche Position entweder des Vaters oder der Mutter gewählt.

Die horizontale Achse zur Differenzierung zwischen Absicherung und Autonomiebestrebung beruht auf den Aussagen zu Krisenthemen und Erwartungen an ein gutes Leben. Differenzen bei den Wertvorstellungen lassen einerseits vermuten, dass unterschiedliche Motivationen zur Distanznahme oder Partizipationsbereitschaft bei bestimmten Themen und Werten in der Gesellschaft führen. Andererseits könnte das Streben nach Selbstverwirklichung Energien für eigenverantwortliches Handeln freisetzen; wogegen der Wunsch nach einer intakten Familie und materieller Sicherheit eher die Suche nach familiärer Harmonie und Zugeständnisse an gegebene gesellschaftliche Verhältnisse bedingen müsste. Für den Umgang mit Lebensmittelskandalen kann dies bedeuten, dass sich unterschiedliche Handlungsstrategien mit bestimmten Wertvorstellungen decken. Verbindet dagegen eine Person Wertvorstellungen beider Pole (z.B. Selbstverwirklichung und materielle Sicherheit), dann nimmt sie eine Mittelstellung auf der horizontalen Achse ein.

Entsprechend der Bildung des arithmetischen Mittels der Merkmalsausprägungen⁵ ist eine Positionierung der befragten Personen auf den Achsen möglich. Leichte Verschiebungen wurden dann vorgenommen, wenn mehrere Personen die gleichen Werte auf den Achsen teilen. In die-

5 Die Merkmalsausprägungen wurden durch Zahlen ersetzt. Beispielsweise wurde bei der Bildung einer Person die Zahl 3 zugewiesen, wenn sie einen Hoch- oder Fachhochschulabschluss hat, und eine 1, wenn sie keinen Abschluss bzw. die Schule bis zur 8. Klasse besucht hat. Auf vergleichbare Art und Weise wurden für alle anderen Merkmalsausprägungen (nicht wertend) Zahlenwerte vergeben. Die Position ergibt sich aus der Formel: Merkmalsausprägung *Bildung* + Merkmalsausprägung *Beruf* + ... geteilt durch die Anzahl der einbezogenen Merkmale.

sem Fall liegen die Namen soweit auseinander, dass die Lesbarkeit wieder gegeben ist. Die Abbildung 4 zeigt das Resultat der räumlichen Verteilung aller vertiefend ausgewerteten Fälle (n=29) im sozialen Raum.

Tab. 3 Ausgewählte Merkmale

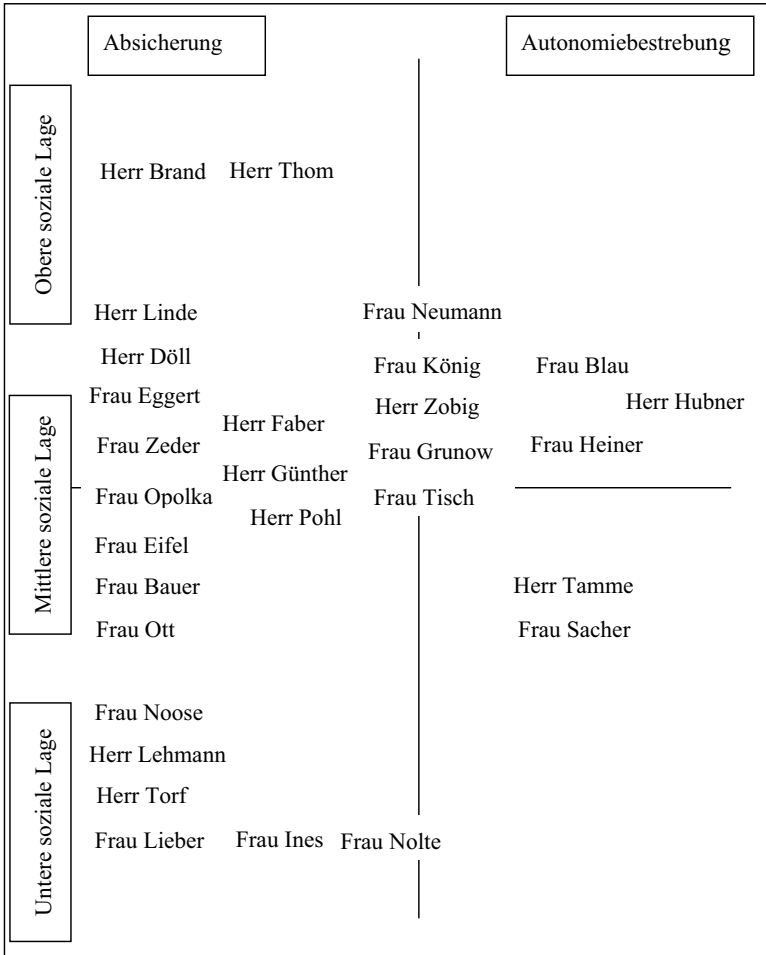
Merkm al	Beschreibung	Merkmals- ausprägung en	Beschreibung
<i>Bildung</i>	Formale Bildungsabschlüsse	<i>Hoch</i> <i>Mittel</i> <i>Gering</i>	Hoch- /Fachhochschulabschluss Abitur, Mittlere Reife 8. Klasse/Kein Abschluss (Re- al- und Hauptschule inbe- griffen)
<i>Beruf⁶</i>	Berufliche Stellung	<i>Gehoben</i> <i>Mittel</i> <i>Einfach</i>	Führungs- und Leitungsposi- tionen Mittlere Angestellte, Beamte, Freischaffende Einfache Angestellte, kleine Selbstständige, Arbeiter, ge- ringe oder keine Erwerbstätig- keit
<i>Haus- haltsein- kommen</i>	Nettoeinkommen pro Monat im Haus- halt ⁷	<i>Hoch</i> <i>Mittel</i> <i>Gering</i>	≥ 3.000 € 1.001-2.999 € ≤ 1.000 €
<i>Beruf der/des Mutter/ Vaters</i>	Jeweils höchste be- rufliche Stellung	<i>Gehoben</i> <i>Mittel</i> <i>Einfach</i>	Führungs- und Leitungsposi- tionen Mittlere Angestellte, Beamte, Freischaffende Einfache Angestellte, kleine Selbstständige, Arbeiter, ge- ringe oder ohne Erwerbstätig- keit
<i>Krisen- themen</i>	Ereignisse oder Zu- stände, die ein Mensch voller Sorge beobachtet	<i>Klassische Themen</i> <i>Neuere Themen</i>	Traditionelle Themen (Solidar- rität, Ungleichheit, Arbeit etc.) Themen der NSB (Frieden ⁸ , Atomkraft, Umwelt etc.)
<i>Gutes Leben</i>	Individuelle Erwar- tungen an die eigene Lebensgestaltung	<i>Traditio- nelle Werte</i> <i>Moderne Werte</i>	Betonung und Streben nach materieller Sicherheit, Familie, Glaube etc. Betonung und Streben nach Selbstverwirklichung oder Freizeit

6 Rentner wurden nach der früheren Stellung eingeordnet.

7 Das Nettoeinkommen pro Haushalt ist leicht verzerrend, da dies nicht die Gesamtzahl an Personen im Haushalt berücksichtigt. Wie viele Menschen von dem Nettoeinkommen leben, wurde leider nicht erfasst.

8 Frieden als Thema wurde nur bei den westdeutschen Gesprächspartnern als modern bzw. den Neuen Sozialen Bewegungen nahe interpretiert. Der Frieden gehörte dagegen in der ehemaligen DDR zu den klassischen Themen.

Abb. 4 Verteilung der ausgewerteten Fälle



Auch wenn sich der überwiegende Teil der Personen in der linken unteren Hälfte befindet, bilden die Ränder der Verteilung kontrastierende Fälle. So ergibt sich die Positionierung von Herrn Thom aus der gehobenen Berufsposition seines Vaters, seines Hochschulabschlusses, seiner mittleren Angestelltenposition, dem Nettohaushaltseinkommen von über 3000 Euro im Monat, seiner Empörung über bestehende soziale Ungleichheiten und Kriege sowie seinem Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und materieller Sicherheit. Im Kontrast dazu ergibt sich die Position von Frau Lieber aus der mittleren Angestelltenposition des Vaters, ihres Schulbesuchs bis zur 8. Klasse, ihrer einfachen Tätigkeit als Putzfrau, dem Nettohaushaltseinkommen von weniger als 1000 Euro pro Monat, ihrer Sorge um die eigene Familie und den Abbau von Sozialleistungen. Die Position der anderen In-

terviewpersonen geht auf entsprechend differierende Merkmalsausprägungen zurück.

Die Auswahl der Merkmalsausprägungen stellt letztlich nur einen Ausschnitt für die Bestimmung der Milieuzugehörigkeit dar. Während in die Milieubestimmungen neben sozialstrukturellen Angaben auch bestimmte Vorstellungen, Praktiken und Beobachtungen des sozialen Umfeldes einfließen, konzentriert sich die hier gewählte Konstitution des sozialen Raums auf wenige Merkmale und bietet keine Grundlage mehr, die Einzelfälle bestimmten sozialen Milieus zuzuordnen. Der konstruierte soziale Raum kann daher eine Identifikation sozialer Milieus nicht leisten.

Da der Zugang und die Auswahl der Interviewpersonen jedoch anhand typischer Milieumerkmale erfolgte, wurde bei der Selektion von Interviews für eine vertiefende Analyse versucht, Befragte möglichst gleich verteilt aus den jeweiligen herangezogenen Milieus zu nehmen.

Tab. 4 Ausgewählte Interviews in ostdeutschen Milieus

KLB	HED	DDR	LIA
3 Fälle	4 Fälle	4 Fälle	7 Fälle

Tab. 5 Ausgewählte Interviews in westdeutschen Milieus

KLB	HED	KONT	POMO
3 Fälle	1 Fall	4 Fälle	3 Fälle

Damit sollte erreicht werden, dass sich das kontrastierende Prinzip im neu angelegten sozialen Raum widerspiegelt. Anhand der ausgewählten Merkmale verteilen sich die befragten Personen aber nicht gleichmäßig über den sozialen Raum, sondern ergeben eine gewisse Häufung im linken unteren Quadrat. Diese Ungleichmäßigkeit geht dabei vor allem auf die Bevorzugung besonders anschaulicher, exemplarischer Fälle unterschiedlicher Bewältigungsformen zurück. Differenzierte Bewältigungsweisen bewogen mich beispielsweise dazu, aus dem linksalternativen Milieu mehr Fälle hinzuzuziehen. Die Besonderheiten der Einzelfälle im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen standen also bei der Auswahl im Vordergrund und weniger die Gleichverteilung im sozialen Raum (vgl. Abschnitt Auswertungsschritte).

Unabhängig davon lassen sich durch diese Konstruktion des sozialen Raums anhand der ausgewählten Merkmale und durch ihre gewichtete Verteilung auf den Achsen unterschiedliche soziale Kontexte visualisieren. Die verschiedenen Merkmale geben dabei auf der einen Seite Auskunft über individuell verfügbare Ressourcen (Bildung, Einkommen, Beruf etc.), was die Möglichkeitsspielräume der interviewten Personen absteckt. Auf der anderen Seite lässt die Trennung zwischen Absicherung und Autono-

miebestrebung, Haltungen und Vorstellungen unterschiedliche Motivationen und Bereitschaften zum Handeln vermuten.

Die soziale Verteilung der Interviewpersonen bildet schließlich eine weitere Grundlage für die Untersuchung eines Zusammenhangs zwischen Bewältigungsmustern bei Lebensmittelskandalen und dem soziokulturellen Kontext der Individuen. Aus meiner Sicht ist diese soziale Aufteilung auch einer qualitativen Milieuzuordnung vorzuziehen, da die Positionierungen im sozialen Raum nicht auf schwer objektivierbaren soziologischen Fertigkeiten des Projektbearbeiters beruhen, sondern auf nachvollziehbaren Berechnungen der Merkmalsausprägungen der Interviewpersonen. Damit ist eine Untersuchung, wie sich die Bewältigungsformen auf die sozialen Milieus verteilen, erst noch zu leisten.

Auswertungsschritte

Ziel der Auswertung der Interviews ist die Typenbildung (vgl. Gerhardt 1991; Hildebrandt 1991; Kelle/Kluge 1999; Wohrab-Sahr 1994). Typisierungen sollen dabei nicht über Häufungen bestimmter Merkmalsausprägungen erfolgen, sondern über die Identifikation eines inneren Sinnzusammenhangs. Für Wohrab-Sahr geht es beispielsweise darum, dass »verschiedene Merkmale sinnlogisch ineinandergreifen und so eine Struktur bilden, die sich stets aufs Neue reproduziert.« (Wohrab-Sahr 1994: 270). Im Gegensatz zur Rekonstruktion biographischer Verläufe möchte ich anhand der geäußerten Sinn- und Handlungslogik individuelle Bewältigungsmuster von Lebensmittelskandalen rekonstruieren. Die Auswertung des Materials dazu beruht auf mehreren Schritten.

Erstellen von Protokollen – Alle Interviews wurden mit einem MD-Recorder aufgezeichnet. Im Anschluss an das Interview wurde parallel zu einem erneuten Abhören ein Protokoll erstellt. Die Interviewprotokolle enthalten dabei anonymisierte Angaben über die Interviewperson und kurze Darstellungen der Aussagen zu einzelnen Themenkomplexen. Zu den jeweiligen Textstellen wurde die entsprechende Zählleinheit (Zeit in Minuten) der MiniDisc festgehalten.

Wie bereits oben erwähnt, hat das Vorgehen bei der Erhebung der Interviews eine nicht vorgesehene hohe Fallzahl (N=50) produziert. Um die Fallzahl für einen einzelnen Interpreten auf eine vertretbare Größe für eine gründliche und sorgfältige Analyse zu reduzieren, habe ich die Protokolle herangezogen, die eine maximale Variation der Fälle ermöglichten und exemplarisch für andere Fälle standen. Die ausgewählten Fälle (n=29) wurden dann im nächsten Schritt transkribiert.⁹

Erstellen von Dossiers – In Falldarstellungen wurden erste offene Kodierungen, Besonderheiten, weiterführende Überlegungen, Querverweise zu anderen Fällen und Anmerkungen für jeden Einzelfall angefertigt. Ein-

9 Die verwendeten Transkriptionsregeln befinden sich im Anhang.

zelne interessante bzw. problematische Fälle konnte ich einer externen Interpretationsgruppe vorlegen, meine Überlegungen darlegen und Probleme in einer gemeinsamen Auslegung der Fälle diskutieren. Die Falldarstellungen enthalten als eine Weiterführung der Protokolle verdichtete Fassungen von Aussagen der Interviewperson. Der Interpret paraphrasierte den Inhalt der Interviews und nahm prägnante Äußerungen zu den jeweils angesprochenen Themenkomplexen der Interviewperson auf. Das Dossier bildete die Grundlage für die weitere Analyse. So konnte ich anhand einer größeren Zahl von Dossiers die Kategorienbildung verfestigen und die Identifizierung von Kernkategorien vorbereiten (vgl. Strauss/Corbin 1996).

Feldbeschreibung – Im Anschluss wurde für alle als relevant erachteten Kategorien eine Feldbeschreibung erstellt. Sie gibt einen deskriptiven Überblick über die Art der Kategorien, ihre einzelnen Dimensionen und die entsprechenden Antworten, Argumente und Deutungen. Die Feldbeschreibung veranschaulicht Breite und Varianz an Aussagen aller Gesprächspartner innerhalb einer Kategorie und eröffnet Raum für erste Überlegungen zu Zusammenhängen zwischen einzelnen Kategorien. Diese Kapitel beziehen sich also auf alle fünfzig geführten Interviews. Die Feldbeschreibung ermöglicht somit zugleich, Kernkategorien zu identifizieren und hypothetische Modelle zu entwickeln, die wiederum an den Einzelfällen getestet werden können (vgl. Strauss/Corbin 1996).

Typenbildung – Auf der Basis einzelner Fallrekonstruktionen erfolgt über Fallkontrastierungen und -vergleiche eine Typisierung der Einzelfälle (vgl. Gerhardt 1991; Hildebrandt 1991; Kelle/Kluge 1999; Wohlrab-Sahr 1994). Im Rahmen dieser Untersuchung interessieren vor allem die inneren Sinnzusammenhänge von Bewältigungsmustern. Das Augenmerk liegt also auf solchen Gründen, die zeigen, wie und welche Art der Vertrautheit es den Befragten erlaubte, bestimmte Lebensmittelskandale zu bewältigen.

Die Typenbildung selbst beruht auf der Vorannahme, dass es in einer Situation, die als problematisch empfunden wird, um die Wiederherstellung der alltäglichen Routine geht. Es wird also insbesondere danach geschaut, wie die Befragten Skandale aus dem Lebensmittelbereich einordnen, was es für sie bedeutet, welche hinderlichen Bedingungen sie benennen und welche Konsequenzen sie daraus ziehen. Gerade in Krisensituationen, die mit einer Erschütterung vertrauter Situationsdefinitionen und Problemlösungen einhergehen, wird eine Auseinandersetzung und offene Kommunikation über gemeinsam geteilte Vorstellungen und Annahmen beschrieben (vgl. Gross/Rayner 1985; Swidler 1986). In dieser Thematisierung liegt aber auch die Chance, dass potentielle Umgangsweisen aufgezeigt werden. So könnten einerseits Antithesen zu den Ursachen und Zusammenhängen von Lebensmittelskandalen einen möglichen Orientierungsrahmen für den Umgang bieten, da sie Gegenhorizonte bilden, die aus einer problematischen Situation heraus führen kön-

nen, weil in ihnen Richtlinien und Verhaltensoptionen angelegt sind, die außerhalb des wahrgenommenen Bedingungsgefüges der gegebenen Situation liegen. Zugleich gibt es aber auch Gründe dafür, dass die Krisenbewältigung in anderen Bahnen verläuft. Zu diesen Gründen zählen Restriktionen wie kleines Budget, wenig Zeit, fehlende Möglichkeiten oder Einschätzungen der Gefährdung als kalkulierbar, beherrschbar bzw. persönlich kaum bis gar nicht relevant. Andererseits können Erfahrungen und Wissen aus früheren ähnlichen Situationen dazu führen, dass ein Lebensmittelskandal für Individuen kaum von Bedeutung ist, da eine pragmatische Problemlösung zuhanden ist.

Die Typenbildung könnte daher auf einer Unterscheidung von Fällen beruhen, deren alltägliche Routinen graduell verschieden durch Lebensmittelskandale erschüttert werden. Es wäre daher möglich, das Spektrum der Relevanzen von »problematisch« bis »belanglos« anzulegen. Gegen eine solche Einteilung spricht jedoch, dass die Art der Interviewführung (Leitfadeninterviews) explizit den Umgang mit solchen Skandalen anspricht und somit dies für die Befragten zum Thema macht. Dadurch finden sich in allen geführten Gesprächen Stellungnahmen, Deutungen und Rechtfertigungen zu den individuellen Einschätzungen und Bewältigungen. Von allen interviewten Personen liegen also Bedingungsgefüge und Darstellungen des eigenen Verhaltens vor, die jeweils verschiedene Facetten und Eigenheiten beschreiben. Um diese Vielfalt mittels einer Typenbildung zu reduzieren, konzentriert sich die Unterteilung und Zuordnung der Einzelfälle auf die *zentralen* Gründe für den Umgang mit Lebensmittelskandalen. Welche Bedingungsmuster und Zusammenhänge ziehen sich wie ein roter Faden durch die einzelnen Fälle? Was hat letztlich den Ausschlag für die Einschätzung und Bewältigung solcher Skandale gegeben? Welche Gründe lassen sich in den Einzelfällen immer wieder finden?

Die Ergebnisse auf den folgenden Seiten beruhen auf dem oben angeführten Datenmaterial und dem beschriebenen methodischen Vorgehen. Die Präsentation der Resultate erstreckt sich dabei insgesamt über drei Kapitel. Das erste Ergebniskapitel gibt einen Überblick und einen deskriptiven Eindruck von den identifizierten Antwortkategorien und deren Ausprägungen auf der Grundlage des gesamten Interviewmaterials (N=50 Fälle). Die Feldbeschreibung ist jedoch nicht vollständig, da ich die Ausführungen über Rechtfertigungen, Erklärungen und Zusammenhangsbeschreibungen des persönlichen Verhaltens bei konkreten Lebensmittelskandalen im nächsten Kapitel gesondert behandle. Das zentrale dritte Ergebniskapitel präsentiert anhand der ausgewählten, vertiefenden Einzelfallanalysen (29 Fälle) verschiedene Bewältigungsmuster. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Kapiteln, welche die Breite und die Unterschiede zwischen den einzelnen Umgangsweisen anhand aller Interviewpersonen

untersuchen, geht es hier um die innere Logik von Sichtweise, Handlung und Rechtfertigung im einzelnen, konkreten Fall.

Dimensionen des alltäglichen Umgangs mit Lebensmittelskandalen

In diesem Kapitel beschreibe ich Besonderheiten und Unterschiede des untersuchten Interviewmaterials. Die Darstellung beruht auf den Themenfeldern, die sich aus dem Leitfaden des Interviews ergeben, wobei hier und in den folgenden Abschnitten nicht alle Ausführungen Berücksichtigung finden. Eingang in die Darstellung fanden jene Antworten, die in einem Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen stehen, das heißt, auf den nächsten Seiten wurden Aussagen der Gesprächspartner über wahrgenommene Lebensmittelskandale, deren vermutliche Ursachen, die Art und Weise der massenmedialen Berichterstattung, zur Rolle der Politik, über persönliche Beschränkungen ebenso wie Ratschläge und Empfehlungen zur Bewältigung solcher Skandale aufgenommen. Zum besseren Verständnis und weiteren Analyse habe ich die Vorstellungen und deren Ausprägungen in eine systematische Form gebracht.

Die Strukturierung des Materials beruht dabei auf den Ausführungen aller Interviewpersonen (N=50 Fälle). Im Gegensatz zur Darstellung der Aussagen und ihrer sinnlogischen Zusammenhänge für ein Individuum gibt dieses Kapitel einen Überblick, welche Antwortdimensionen insgesamt vorliegen.

Lebensmittelskandale

Die erste Frage zu skandalisierten Lebensmitteln forderte die Gesprächspartner auf, jene Skandale zu nennen, die ihnen spontan zu diesem Thema einfielen. Durch die offene Fragestellung wollte ich untersuchen, welche Skandalisierungen in den Interviews erwähnt werden und was in Erinnerung geblieben ist. Ob Skandale um Lebensmittel berücksichtigt werden, ist gerade wegen ihrer Dauerpräsenz in der Öffentlichkeit und ihres oft ambivalenten Gefährdungspotentials interessant. Welche Skandale bleiben

beim Verbraucher im Alltag »hängen«? Lassen sich bestimmte Merkmale benennen, die auf eine Sensibilisierung für Lebensmittelskandale deuten? Gibt es Lebensmittelskandale, die unter anderen hervorstechen und sogar die Eindrücke weiterer Skandale prägen (vgl. *media templates* bei Kitzinger 2000: 61)?

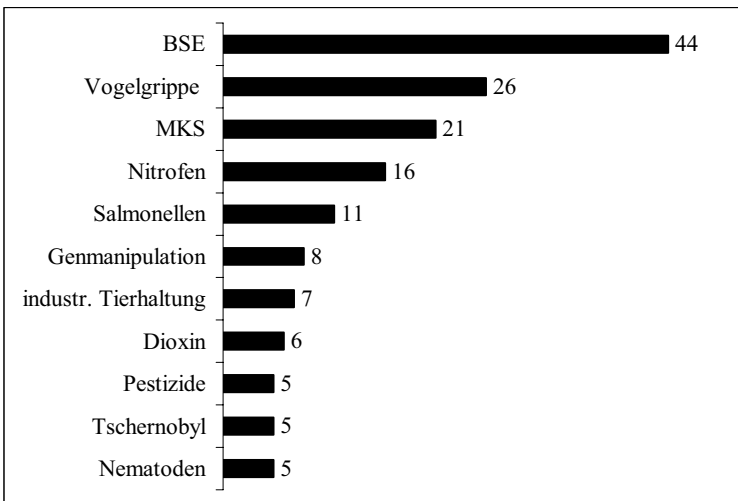
In den Interviewaussagen erscheinen die Skandale als kriminelle Handlungen, reine Medienereignisse, bedenkliche Gesundheitsgefährdungen, eklige Ereignisse oder fragwürdige ethische Umgangsweisen mit Tieren und Menschen. Kriminell sind beispielsweise: die tödliche Vermengung von Maschinenöl mit Speiseöl (Spanien), vergiftete Ravioli oder Glykol im Wein. Diese skandalisierten Praktiken stellen gesundheitliche Gefährdungen dar, weil sie Schäden und Todesfälle nach sich zogen. BSE oder Rinderwahnsinn sind dagegen für die einen ein reines Medienspektakel und für andere ergeben sich daraus ethische Fragen zu Tierhaltung und -transport. Umverpackung oder Umetikettierung von abgelaufenen Lebensmitteln oder Würmer (Nematoden) in Fischen verursachen eher Ekel oder stoßen auf Unverständnis bei den Befragten. Es gibt also kein einheitliches Verständnis davon, was ein Lebensmittelskandal ist und auf welcher moralischen Verfehlung er beruht. Für die einen ist es ein Skandal, dass gesundheitsgefährdende Zusätze in Lebensmitteln gefunden werden und andere finden es skandalös, wie Tiere gehalten werden, wiederum andere sehen im Lebensmittelskandal ein Produkt der Massenmedien, um Aufmerksamkeit und hohe Verkaufszahlen zu bekommen. Dadurch haben die Menschen aber auch verschiedenartige Ereignisse im Blick, wenn sie von Lebensmittelskandalen sprechen.

Insgesamt erwähnen die Gesprächspartner folgende Ereignisse oder Fälle als Lebensmittelskandale (Mehrfachnennung eingeschlossen): BSE oder Rinderwahn (44 Nennungen), Vogelgrippe (26), Maul- und Klauenseuche (21), Nitrofen in Getreide (16), Salmonellen in Lebensmitteln (11), genmanipulierte Lebensmittel (8), industrielle Tierhaltung (7), Dioxin in Lebensmitteln (6), Nematoden in Fisch (5), Tschernobyl (5), Pestizide in Lebensmitteln (5), Maschinenöl in Speiseöl (Spanien) (4), Acrylamid (3), Zusatzstoffe in Lebensmitteln (3), Umetikettierung und Umverpackung von Lebensmitteln mit abgelaufenem Haltbarkeitsdatum (3), Hormone in Kälbern (2), Glykol im Wein (2), Fleischgewichtsmanipulation mit Wasser (2), SARS (1), Alkopops (1), vergifteter Joghurt (1) oder Ravioli (1), Streckung von Proseccowein (Italien) (1) und Birkelnudeln (1). Lässt man die Skandale mit weniger als fünf Nennungen weg, ergibt sich aus den Häufigkeiten eine Platzierung mit BSE, Vogelgrippe sowie Maul- und Klauenseuche auf den ersten drei Plätzen (siehe Abb. 5).

Die BSE-Krise der 1990er Jahre und anfänglich im neuen Jahrtausend ist immer noch vor allen anderen in Erinnerung. Zumeist wird der BSE-Skandal von den Befragten als erstes genannt oder sie stellen dessen Besonderheit heraus: »BSE war ja auch ein großer Skandal« (Herr Pohl,

115), »der große äh der große zentrale Hammer« (Herr Hubner, 221-2) oder BSE war »wirklich der größte Skandal« (Herr Zobig, 569). Insbesondere die medial vermittelten Bilder von Massenschlachtungen sind in konkreter Erinnerung geblieben, was bereits Meyer-Hullmann (1999) in ihrer Untersuchung der Informationsbeschaffung über BSE feststellte. Dieser Zusammenhang gilt auch für die jüngere, anfänglich asiatische Geflügel-Krise (Vogelgrippe) und die periodisch auftretende Maul- und Klauenseuche (MKS) bei Rindern und Schweinen. Zieht man die Folgenlosigkeit von Vogelgrippe oder MKS für Menschen in Deutschland in Betracht, scheinen sich räumlich weit entfernte Ereignisse wie die Vogelgrippe oder in der Landwirtschaft vertraute und begrenzt andauernde Krankheiten wie MKS weniger aufgrund ihrer konkreten Bedrohung oder Aktualität in das Gedächtnis einzugraben, sondern weil die mediale Skandalisierung dieser Themen (Horror-Etiketten, Katastrophen-Collagen, optische Übertreibungen) Spuren hinterlassen haben (vgl. dazu auch Kepplinger 2001: 35ff.; Rehaag/Waskow 2005).

Abb. 5 Häufigkeiten der genannten Skandale



Jüngste Fleischskandale um Gammelfleisch (November/Dezember 2005) zeigen aber auch, dass die Medien und Verbraucherschutzorganisationen durch ihre Auftritte als Skandalierer nicht nur eine wache Öffentlichkeit repräsentieren und für Verarbeitungsprozesse von Lebensmitteln sensibilisieren, sondern ebenso politische Veränderungen zu mehr Transparenz anstoßen.

Ursächliche Deutungen von Lebensmittelskandalen

Innerhalb der Wissenschaften und Politik dürfte eine Frage nach den Ursachen für Lebensmittelskandale entsprechend der jeweiligen Spezialisierungen und Interessen anders ausfallen, da sich die Bedeutungen und Wahrscheinlichkeiten eines Risikos aus politischen Entscheidungen ergeben. Beispielsweise hat die BSE-Krise für die Naturwissenschaftler ihren Ursprung in der Übertragung von Prionen. Wenn es aber um potentielle Gefährdungen und damit um politische Entscheidungen geht, spalten sich die öffentlich geführten Aushandlungsprozesse je nach Veränderungsabsicht in zwei Sichtweisen. Besteht ein Interesse an Umgestaltungen, werden insbesondere die Handlungen (Tierkadaververfütterung, Massentierhaltung) thematisiert, die eine solche Übertragung ermöglichen. Wollen dagegen Politiker an den bestehenden Verhältnissen festhalten, heben diese die Dramatisierung in den Medien oder die schlechten Verhältnisse im Ausland als Ursachen für den Skandal hervor (vgl. Barlösius/Bruse 2005).

Diese und andere politische Debatten sind nicht nur Teil der Politik, sondern dringen durch öffentliche Ausstrahlungen und Übertragungen zu den Sichtweisen der Verbraucher vor. Zugleich wirft es die Frage nach den Vorstellungen der Konsumenten über die Ursachen von Lebensmittelskandalen auf.

Einen ersten Eindruck bekommt man dazu aus einer Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Lebensmittelskandalen und dem Bio-Konsum (vgl. Brunner 2006; Brunner/Kropp/Sehrer 2007). Darin heißt es beispielsweise, dass sich fast durchgehend alle Interviewten kritisch zur gegenwärtigen Lebensmittelproduktion äußerten. Zu den kritischen Punkten zählten unter anderem: »die Chemisierung der Landwirtschaft und daraus resultierende mögliche negative Auswirkungen auf Mensch und Umwelt, die nicht artgerechte Tierhaltung, der hohe Verarbeitungsgrad von Lebensmitteln (potenzielle Gesundheitsgefahren durch Zusatz- und Konservierungsstoffe), das System der Massenproduktion und die Gewinnorientierung der Produzenten mit möglicherweise negativen Auswirkungen auf die Lebensmittelqualität.« (Brunner/Kropp/Sehrer 2007: 155)

Anhand meines eigenen Interviewmaterials habe ich die Aussagen über die Ursachen in vier Gruppen unterteilt:

- Moralischer Antikapitalismus
- Romantischer Antikapitalismus
- Offene Grenzen
- Skandalisierung

Der *moralische Antikapitalismus* charakterisiert sich durch kritische Äußerungen über kapitalistische Motive und Praktiken. Die Sichtweise wird

von den meisten der interviewten Personen geteilt (n=34). Sie nehmen an, dass die Entstehung von Lebensmittelskandalen auf die »Profitmaximierung« oder die »Gewinnorientierung« der Erzeuger und Produzenten zurückgeht. Dieses Motiv auf der Erzeuger- und Herstellerseite wird einerseits den Produzenten als Gruppe (Klasse) oder andererseits einzelnen unterstellt. Sind die Produzenten als Gruppe gemeint, wird eine moralisch entgrenzte Mentalität angeklagt:

»Geldschneiderei, also manche denken halt lieber ans Geld als an die Gesundheit und dann wie die Tiere gehalten werden, das ist ja. Sie wollen ja alle bloß das meiste Geld rausschlagen aber nicht investieren.« (Frau Nolte, 187-9)

Entgegen einer Klassenmentalität der Produzenten vermuten andere Befragte individuelles Fehlverhalten aufgrund von Konkurrenz und Gewinnstreben. Unter den Erzeugern und Herstellern von Lebensmitteln müsse man daher immer mit *schwarzen Schafen* rechnen.

Schließlich gibt es die Sichtweise, dass die kapitalistische Marktlogik die Verhältnisse in der industrialisierten Landwirtschaft bestimmt: je mehr Erzeugnisse diese produziert, desto billiger lassen sich die Waren verkaufen. Dies führe aus Sicht der Interviewten zu einem *Überangebot*, das nicht mehr beherrschbar ist. Die Zustände in der Landwirtschaft seien also das Resultat der Massenproduktion.

Im Gegensatz zur oben angeführten moralischen Unterscheidung zwischen einer richtigen (ordentlichen, kontrollierten) und einer falschen (nachlässigen, fahrlässigen) Produktionsweise basiert im *romantischen Antikapitalismus* der moralische Vorwurf auf einer Trennung zwischen natürlicher und industrieller Landwirtschaft (vgl. auch Brunner 2006: 51; Brunner/Kropp/Sehrer 2007: 155). Aus Sicht von 17 Befragten sind die Skandale eine systematische Folge der industriellen Massentierhaltung und Monokultur, da die Komplexität der industriellen Erzeugung von Lebensmitteln die natürlichen Verhältnisse und Kreisläufe missachtet:

»[W]enn wir mal bei der Tierhaltung bleiben, bringt das System einfach durcheinander, wenn eine Kuh naturgemäß, was weiß ich wie oft die am Tag drei Mal vielleicht ihre Milch abgegeben muss und wenn hier die moderne Industrie es schafft noch fünf Mal mit Lichtwechsel und die Hühner werden veralbert, da wird aus einem Tag, da werden zwei Tage gemacht per schnellen Lichtwechsel und so, ich denke, die Masse und dann dieser ewige Zwang zur Beschleunigung, der führt einfach dazu, dass das die Tiere, die wir am Ende aufessen eigentlich von vornherein schon nicht gesund sind, so ne. Und dann wird das System natürlich auch extrem anfällig, also das ist, weil die von Anfang an nur künstlich am Leben erhalten werden, werden dann solche Massentierhaltungen auch anfällig gegen jegliche möglichen Keimarten und so und immunbiologisch weiß man das auch.« (Herr Hubner, 355-65)

Eine weitere Vorstellung zu den Ursachen von Lebensmittelskandalen (*Offene Grenzen*) bezieht sich auf einen durchlässigen und unkontrollierten Handel über die nationalen Grenzen hinweg. Insgesamt teilen diese Ansicht vier Interviewpersonen. In den Darstellungen sprechen diese ungenügende Grenzkontrollen oder mangelnde Gesundheitsbestimmungen an, die das Einschleppen und die Verbreitung von skandalösen ausländischen Verhältnissen nicht unterbinden würden. So berichten die Befragten, dass beispielsweise der zunehmende Fernverkehr aus Osteuropa weitestgehend ungeprüft bleibe. Das Szenario verstärken sie noch durch Metaphern von Naturgewalten (z.B. reißende Ströme, hereinbrechende Flutwellen), um das Bedrohliche und Unbeherrschbare zu unterstreichen. Gefahr rühre aus der Sicht der Gesprächspartner aber ebenso von undurchsichtigen Praktiken im Ausland her, wo die ausgewiesenen Produkte scheinbar gar nicht die erwartete Reinheit oder Qualität haben.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf einen offensichtlichen Unterschied zwischen den Interviews in Ost- und Westdeutschland hinweisen, auf den ich ansonsten jedoch verzichte, weil es der Trennung eine Bedeutung zuschreiben würde, die es anhand der Interviews nicht gibt. Erwähnenswert ist aber die typisch ostdeutsche Ursachendeutung im Kontext der Umbrucherfahrungen und »alle Türen (sind) offen«. Demnach breche das Chaos nicht nur mit dem heutigen offenen und unkontrollierten Grenzverkehr herein, sondern gegenwärtig werden Krankheiten kaum eingeschränkt, da die ostdeutschen Gesprächspartner die früheren Sicherheitsstandards (Seuchenmatten, spezielle Kleidung etc.) in den landwirtschaftlichen Betrieben vermissen:

»Die Leute können doch hinreisen und fahren, wo sie wollen, und dann gibt es in den Ställen keine Seuchenmatten mehr, die können rein und raus, es ist egal wer das ist, was er hat, ob er krank ist oder nicht krank ist. Ein Wunder ist es nicht, dass es alles verschleppt und verseucht wird. Ist doch nichts mehr da, keine Ordnung, ist doch nichts mehr da. Ich kann doch in jeden Stall reingehen. Gehst beim Bauern hin, läufst du rein in Stall, was du, ob du Seuche hast oder nicht Seuche hast oder was, das, da kümmert sich keiner mehr drum, da zumindest nicht mehr so wie es zu Ostzeiten war. Zu Ostzeiten bin ich in die S.-Anlage zum Beispiel. Wenn ich arbeiten musste da drin, bin ich mit meinen Sachen nicht rein gekommen. Zu Ostzeiten musste ich durch die Schleuse, musste meine Sachen ausziehen, musste mich duschen, musste, habe mir meine Arbeitssachen, meine Melkersachen angezogen, nicht meine Arbeitssachen. Ich bin ja Zimmermann. Habe Melkersachen gekriegt. Bin rein und habe meine Arbeit gemacht und wie ich raus bin, Retour alles wieder. Meine Arbeitssachen angezogen wieder und bin gegangen. So war es zu Ostzeiten. HEUTE kannst du, sind alle Türen offen. Kannst du gehen von da nach da, da ist nichts.« (Herr Lehmann, 221-35)

Das letzte Ursachenszenario sieht die Lebensmittelskandale dagegen durch eine *Skandalisierung* bedingt. Der Darstellung von acht Befragten zufolge

betreiben die Medien und andere Gruppierungen eine unverhältnismäßige Dramatisierung negativer Meldungen, um auf sich in der Öffentlichkeit aufmerksam zu machen. Herr Thom führt dies sogar auf eine neurotische Gesellschaft zurück, in der Politiker und Journalisten durch die Massenmedien ihre Ängste auf andere ausweiten:

»Na ich denke mal, also als Psychologe denke ich das auch, nicht nur als Mensch äh, wir haben mittlerweile eine Gesellschaft von Neurotikern, für mich sind Politiker und viele Journalisten einfach psychisch kranke Menschen, die ihre Ängste so verbreiten, dass sie die den anderen überstülpen wollen. Es gibt vielleicht andere Skandale äh wo viele seriöse Sachen dran sind, aber bei diesem Rinderwahnsinn da war so wenig äh Sachliches dran.« (Herr Thom, 76-81)

Die genannten ursächlichen Deutungen werden von den interviewten Personen teilweise einzeln, aber auch in ihrer ganzen Bandbreite vorgetragen. Die Vorstellungen über die Ursachen von Lebensmittelskandalen ermöglichen den Individuen dabei die Einordnung der Ereignisse in größere Zusammenhänge oder die Identifizierung der Schuldigen. So sind es auf der einen Seite die offenen Grenzen oder die Ungleichgewichte natürlicher Kreisläufe, die zu Problemen und Gefährdungen im Lebensmittelbereich führen und auf der anderen Seite sind es die Erzeuger, Produzenten und Medienmacher, die sich als Verursacher von Lebensmittelskandalen erweisen. Es bleibt aber offen, welche Schlussfolgerungen die Befragten aus diesen generellen und verbreiteten Sichtweisen ziehen und möglicherweise als Orientierungsrahmen für ihre Handlungen verwenden. Der Begriff des Orientierungsrahmens beruht dabei auf dem Frame-Konzept von Erving Goffman (1980), der von »gewissen Organisationsprinzipien für Ereignisse« (Goffman 1980: 19) bei der Definition von Situationen ausgeht.

Gegenbilder

Aufschlussreicher sind in diesem Zusammenhang vielmehr die Gegenbilder. Diese haben sich im Verlauf der empirischen Auswertung dem Interpreteten erschlossen, als die befragten Personen Kontrastbeispiele zu den vermuteten Ursachen von Skandalen in der Landwirtschaft anführten. Die vorgebrachten Darstellungen sollen Bedingungen illustrieren, unter denen es für die interviewte Person nicht zu den folgenreichen Verhältnissen im Agrarsektor kommt. Stellungnahmen zu Sicherheitseinschätzungen und zum möglichen Schutz vor gesundheitlich gefährlichen Lebensmitteln lieferten weitere Beispiele.

Visionen oder Gegenwelten sind in der Auseinandersetzung mit den gegebenen Verhältnissen nicht ungewöhnlich. So schreibt beispielsweise Kate Soper (1995) über verschiedene Vorstellungen von Natur, dass sich diese zumeist als Antithesen zum sozial-historisch gegebenen Gesell-

schaftsbegriff verstehen lassen. Der eigene Naturbegriff ist demnach auf das engste mit Auffassungen von Gesellschaft und sozialer Ordnung verbunden. Die Autorin macht dies an sich historisch wandelnden Naturbegriffen fest, wobei sie für die Ausbildung eines Laiennaturkonzepts im Alltag von unmittelbaren Naturerfahrungen und ästhetischen Wahrnehmungen ausgeht. Diese These mag für unproblematische Verhältnisse zur Natur in der Alltäglichkeit gelten, dürfte aber spätestens in Krisenzeiten einer reflektierten Vorstellung weichen.

Gegenbilder oder Gegenhorizonte können aber nicht nur Antithesen zum gegebenen Gesellschaftsbegriff repräsentieren, sondern stellen ebenso Orientierungsrahmen dar, die eine mögliche Ausrichtung der Handlung bei der individuellen Auslegung und Einschätzung der Gefährlichkeit eines Lebensmittelskandals anbieten. Bohnsack (2000) sucht im Rahmen der reflektierenden Interpretation von Gruppendiskussionen sogar explizit nach Gegenhorizonten, um Orientierungsmuster aufzuspüren: »Die Orientierungsmuster, wie sie in den Diskursen expliziert oder in Form von Beschreibungen oder Erzählungen metaphorisch entfaltet werden, gewinnen ihre Konturen dadurch, daß sie an derartigen Gegenhorizonten festgemacht werden.« (Bohnsack 2000: 151)

Anhand des Interviewmaterials habe ich fünf Gegenbilder identifiziert. Diese Vorstellungen erweisen sich aber nicht *nur* als Antithesen zu den gegebenen Verhältnissen in der Erzeugung und Herstellung von Lebensmitteln, sondern beziehen sich ebenso auf verschiedene Sicherheitsgaranten. In den Gegenbildern *Expertenwissen*, *Sichere Orte* und *Kontrollinstitutionen* vertrauen beispielsweise die Interviewpersonen in bestehende Institutionen. Dagegen setzen die Vorstellungen *Natürlichkeit* und *Selbstversorgung* auf Alternativen zur industriellen Landwirtschaft.

Die Konzepte einer Natürlichkeit und der Selbstversorgung stellen dabei klare Gegenentwürfe zur modernen, industriellen Landwirtschaft dar. So enthält das Gegenbild der Natürlichkeit (N=15) Auffassungen von einer naturgemäßen bzw. den natürlichen Verhältnissen angepassten Landwirtschaft. Darin wird Natürlichkeit mit ganzheitlichen Vorstellungen von in der Natur vorkommenden, interdependenten Kreisläufen und Rhythmen (Ökosystem) gleichgesetzt. Zu dieser Sichtweise gehört schließlich, dass die konventionelle, industrialisierte Landwirtschaft diese Bedingungen missachtet:

»[D]a [in der Landwirtschaft, A. P.] ist irgendwie was was aus dem Gleichgewicht und wenn sich das in irgendeine Richtung verschiebt, dann hat das immer Folgen. [...] diese Massentierhaltungen, was die für Futter die kriegen in der, in was für Zeiten die sozusagen schlachtreif sein müssen, dies ist ja völlig aus dem natürlichen Rhythmus.« (Frau Heiner, 230-52)

Die Vorstellung einer Selbstversorgung (N=11) greift dagegen auf historische Bilder von einer autarken, für den Eigenanbau produzierenden

Landwirtschaft zurück. Geschichtlich hat die Verbraucherwirtschaft jedoch die Selbstversorgung aufgrund einer fortschreitenden Urbanisierung, den wissenschaftlichen Errungenschaften in der Kühl- und Konservierungstechnik, der Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion und den höheren Realeinkommen bereits im 19. Jahrhundert abgelöst (vgl. König 2000). Die heutige Bedeutung des Eigenanbaus beruht vermutlich auf dem Gefühl der Kontrolle und Einsicht in die Wege und Verarbeitungsschritte von Lebensmitteln. Die industriellen Herstellungsprozesse in der Ernährungsindustrie sind dagegen wenig transparent (vgl. Bergmann 2000; Halk 1993).

Im Gegensatz dazu halten die Orientierungen am Expertenwissen oder das Vertrauen in funktionierende Kontrolleinrichtungen sowie sichere Orte an der modernen, industriellen Agrarwirtschaft fest, da sie unter den gegebenen Zuständen Möglichkeiten eines sicheren Handelns sehen. Giddens (1991, 1996) zufolge spielen gerade die gesichtsunabhängigen Bindungen an abstrakte Systeme (Expertensysteme) und symbolische Systeme (Herkunftslabel, Qualitätssiegel) eine immer größere Rolle in der Spätmoderne. In diesem Sinne sind auch die eben angeführten Gegenbilder zu verstehen, wenn die Gesprächspartner in externe Institutionen wie Experten und Institutionen staatlicher oder unabhängiger Kontrollen sowie in bestimmte Regionen vertrauen.

Vertrauen in Experten: »Stiftung Warentest kann man im Internet abrufen. Im Internet gibt's viele Informationen zu Lebensmitteln. Äh nicht nur Stiftung Warentest macht ja Tests, sondern auch andere Verbraucherschutzzentralen. Äh und ich unterhalte mich auch mal gerne mit den Leuten in dem Naturkostladen, wo ich da äh auch gerne einkaufe eigentlich. Die sind sehr gut informiert, muss ich sagen. [...] und da informiere ich mich ganz einfach. Und dadurch kriege ich auch eine Sicherheit, keine Angst haben zu müssen. Das ist ein einfaches Prinzip, durch Informat/ durch sachgerechte Information, Angst zu reduzieren, falls sie denn da sein sollte. Bei mir ist es so, ich informiere mich, dann entsteht sie gar nicht erst.« (Herr Thom, 175-86)

Vertrauen in die Einhaltung von Richtlinien und Kontrollen: »I: Sind Lebensmittel im Allgemeinen sicher?

P: Ach na ja, eigentlich ja. So viele Kontrollen ähm wie die durchlaufen. (.) Das ist schon beim, wenn ich mal beim Fleischer wieder bleibe und bei die Salate, die wir alle kriegen. Ja.« (Frau Noose, 326-8)

Vertrauen in die Region: »I: Wann glauben Sie, kann man sicher sein oder gewiss sein, dass ein Lebensmittel sicher ist?

P: Wenn ich's im Handel hole und nicht irgendwie unter Schwarzhändlern oder sonst was, ja. Ich würde auch genauso vorsichtig sein jetzt, auf den auf den Märkten hier jetzt, wenn ich mal angenommen, viele fahren ja nach Polen oder nach der Tschechei dort auf die Märkte und holen, weil's eben dort billiger ist,

also da wäre ich schon ein bisschen ein bisschen ein bisschen skeptisch in der Richtung.« (Frau Ott, 522-7)

Oder *Vertrauen zum Fleischer in der Nachbarschaft*: »[I]ch sage mal in unserer Region, wo die Landwirtschaft ist [...] hier ist ja mehr oder weniger die Produktion vor der Tür, dass das nicht so, in den Großstädten so, die haben ja nicht so, die haben ja keine Chance, die kriegen angeliefert und die wissen nicht von wo es kommt, na bei uns ist ja noch, wenn ich hier zum Fleischer hingehe, der hat es eigentlich von hier die die Tiere« (Herr Lehmann, 191-6)

Diese Gegenbilder der interviewten Personen vermitteln somit einen Raum oder Institutionen, die dem Individuum Sicherheit und Kontrolle im Umgang mit Lebensmitteln verheißen. Diese Vorstellungen unterscheiden sich aber von denen der Natürlichkeit und Selbstversorgung, da sie sich auf ein sicheres Expertenwissen oder durchgeführte Kontrollen verlassen anstatt Alternativen zur modernen, industriellen Landwirtschaft nachzugehen. Die Gegenbilder Natürlichkeit und Selbstversorgung verkörpern dagegen Ideale, die nur unter einem hohen Einsatz umsetzbar sind. Entweder erfordern sie höhere Kosten und längere Wege, um ökologisch erzeugte Nahrungsmittel zu erwerben, oder der Eigenanbau verlangt Zeit und Arbeitskraft vom einzelnen.

Theoretisch können diese Ideale Orientierungsrahmen für Entscheidungen unter Risiko bereitstellen, zugleich sind den Befragten die höheren Aufwendungen für die gewünschte Alternative und ihre einschränkende Wirkung auf das eigene Konsumverhalten bewusst. So deuten sie verschiedene Restriktionen und Beschränkungen an: fehlende Informationen, mangelnde Zeit, nur geringe finanzielle Möglichkeiten etc.

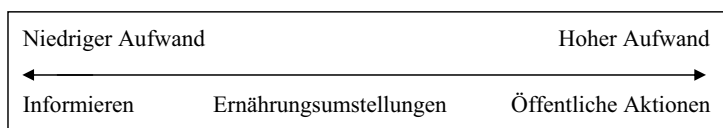
Aufforderung an andere

Die Antworten auf die Frage zu Ratschlägen und Empfehlungen für Freunde, Verwandte oder Bekannte, um Lebensmittelskandale zu bewältigen, lieferten weitere Auskünfte über Handlungsoptionen, die den Interviewpersonen geläufig und bekannt sind. Mit anderen Worten: Die Befragten waren aufgefordert, ihr *Rezeptwissen* im Sinne von Alfred Schütz (1982) abzurufen und bereitzustellen. Rezeptwissen beruht dabei auf sedimentierten früheren Erfahrungen im Umgang mit bestimmten Situationen.

Dieses Wissen unter den Befragten umfasst das schlichte Meiden skandalierter Lebensmittel, das öffentliche Engagement als Verbraucher, Empfehlungen wie sich informieren, Experten konsultieren, sich an der Berichterstattung orientieren oder auf Substitute ausweichen (beispielsweise auf qualitativ hochwertigere oder ökologische Produkte). Die Breite an Ratschlägen lässt sich in drei Gruppen einteilen. Ich unterscheide diese

auf einer Achse nach der Höhe des damit verbundenen Aufwands (siehe Abb. 6). Geringe Anstrengungen erfordern zum Beispiel die Beschaffung von Informationen durch Gespräche oder massenmediale Berichterstattung. Im Gegensatz dazu stellen Ernährungsumstellungen oder öffentliche Proteste größere Anforderungen an den Einzelnen. Aktionen und Handlungen in der Öffentlichkeit verlangen letztlich mehr Initiative vom Einzelnen als die private Entscheidung des Ausweichens auf andere Produkte oder Substitute.

Abb. 6 Ratschläge im Verhältnis zum Aufwand



Die oben getrennten Empfehlungsgruppen lassen sich nicht auf unterschiedliche Gruppen von Interviewpersonen verteilen. In den meisten Fällen haben die Befragten mehrere Ratschläge mit unterschiedlichem Niveau an Aufwand gegeben. Beispielsweise wurde den Freunden, der Familie oder den Bekannten geraten, sich zu informieren und gegebenenfalls die Ernährung umzustellen.

Insgesamt haben 20 Interviewpersonen anderen empfohlen, sich zu informieren, sich bei Experten Rat einzuholen oder die Berichterstattung über Lebensmittelskandale zu verfolgen. Diese Vorschläge verlangen von den Individuen nur, dass sie die eigene Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf ein Thema richten. Es impliziert noch keine Umstellungen von Gewohnheiten oder das Engagement in der Öffentlichkeit:

»[S]ich äh sachkundig machen, sich wirklich, also nicht nur allein durch die Presse, sondern eben, wie ich das mache, hier mit dem Tierarzt dann spreche oder andere Literatur lese, nun nicht unbedingt die Tageszeitung lesen, Bildzeitung oder so, ne.« (Frau Opolka, 255-7)

Im klaren Kontrast dazu stehen die Aufforderungen zum öffentlichen Engagement. Insgesamt haben dreizehn Interviewpersonen ihre Freunde, Familie und Bekannte aufgerufen, sich als eine wache Öffentlichkeit zu erweisen oder skandalisierte Produkte zu boykottieren:

»[W]as kann man denn als Konsequenz dagegen machen, also es ist natürlich wenn da Leute dagegen protestieren und was machen, finde ich das schon irgendwo in Ordnung, dass man sich versucht da auszudrücken, aber ich glaub ich bin auch keiner der sich auf eine Demo stellen würde und dann sagen, da die Schilder tragen würde als Konsequenz. Ich würde sagen was anderes ist net unbedingt machbar.« (Herr Pohl, 263-8)

In der Aussage von Herrn Pohl deutet sich zugleich eine Spaltung zwischen Aufforderungen an andere und der eigenen Bereitschaft zum Engagement an. Er begrüßt zwar den öffentlichen Widerspruch und hält ihn für erforderlich, aber zugleich würde er nicht selber protestieren. Herr Pohl möchte also scheinbar, dass andere Menschen auf die Straße gehen und ihren Unmut kundtun, ohne dass er die hohen Kosten öffentlicher Proteste mitträgt.

Eine weniger aufwendige Form stellen dagegen die Abwanderung oder das Ausweichen zu anderen Produkten dar. Diese Option kann von einer einfachen Umstellung auf benachbarte Produkte bis zum grundsätzlichen Wandel in der Ernährungsweise (z.B. Konsum ökologischer Lebensmittel) reichen. Bereitwillige müssen jedoch gerade für ökologisch erzeugte Waren höhere Preise und teilweise längere Anfahrtswege in Kauf nehmen.

Die Aufforderungen an andere können dabei als sedimentiertes Rezeptwissen (Schütz 1982) betrachtet werden, weil sie eine mögliche Konsequenz aus früheren Erfahrungen sein können. In den Ratschlägen werden also bewährte Handlungsoptionen offeriert, die aber nicht unbedingt selbst zu den Aktivitäten des Ratgebers gehören müssen (siehe Herr Pohl).

Einschätzungen der massenmedialen Berichterstattung

Gerade im Hinblick auf die distanzierende Haltung eines Teils der Interviewten gegenüber der medialen Skandalisierung als Ursache von Lebensmittelskandalen ist es wenig erstaunlich, dass es auch eine kritische Beurteilung der medialen Berichterstattung gibt. Es zeigt sich, dass die Verbraucher ihre Hauptinformationsquelle, die Massenmedien, nicht unbedacht beobachten und konsultieren. Bemerkenswert ist aber der hohe Anteil der Skeptiker gegenüber den Massenmedien unter den Interviewten, was sich mit den Beobachtungen bei Barlösius/Philipps (2006) und Caplan (2000) deckt. Dieses Phänomen lässt sich zwar nicht auf die Gesellschaft übertragen, da einerseits die Grundgesamtheit an Interviews in beiden Studien zu klein ist und andererseits die Daten auf keiner Zufallsstichprobe beruhen, aber es macht deutlich, dass es durchaus ein kritisches Bewusstsein über die Berichterstattung der Massenmedien im Alltag gibt.

Die Stellungnahmen dazu lassen sich in zwei Subkategorien teilen. Es stehen sich eine skeptische (n=41) und eine positive Position (n=9) gegenüber. Aus der positiven Sicht auf die Berichterstattung folgt zumeist der Wunsch, dass die Journalisten mehr und bessere Informationen bereitstellen mögen.

Das Misstrauen gegenüber der massenmedialen Berichterstattung beruht auf der Ansicht, dass das Fernsehen oder bestimmte Zeitungen Le-

bensmittelskandale »aufgebauscht«, »aufgeputscht« oder »übertrieben« darstellen. Die massenmediale Aufbereitung der negativen Nachricht irritiert nicht nur durch ihre Dramatisierung, sondern auch durch ihre Kurzlebigkeit. Das Thema ist demnach für eine kurze Zeit in jeder Nachrichtensendung und Zeitungsausgabe präsent, um danach spurlos zu verschwinden.

Während die Skeptiker den Massenmedien Sensations- und Panikmache vorwerfen, betonen die anderen Befragten ihre Aufklärungsfunktion, wobei sie aber zumeist einen Unterschied zwischen unseriösen und seriösen Quellen machen. Als seriös gelten vor allem das Magazin *Der Spiegel* oder große, überregionale Zeitungen wie *Die Zeit*, *FAZ* oder die *Süddeutsche*:

»Sie müssen die richtige Zeitung erwischen und da kann's schon (.) also ich lese die *Zeit* und den *Spiegel* zur Hälfte, Tageszeitungen gehen an sich immer weg. Und da habe ich, dort habe ich dann das Gefühl, also Hörmedien, das, die können Sie gleich weglassen. Da wird doch nur Mist gequatscht, ne. Aber dass [sie] in diesen Zeitungen doch hin und wieder mal, auf den Kern der Geschichte kommen. Aber ansonsten ist das eine Kampagnengeschichte.« (Herr Döll, 356-61)

Generell ist ein weniger ausgeprägtes bis starkes Unbehagen gegenüber der Berichterstattung über Lebensmittelskandale unter den interviewten Personen zu finden. Es ist also vermutlich nicht nur eine Frage des Informationsverhaltens, sondern vielmehr ein Problem der Medienrezeption. Untersuchungen über das Quantum an Informationsbeschaffung und die Bereitschaft dazu bei Lebensmittelskandalen (vgl. Hagenhoff 2003; Meyer-Hullmann 1999; Eckert 1998) gehen dagegen unkritisch mit der Art und Weise der Informationsbereitstellung durch die Massenmedien um. Sie erfassen zwar die Anzahl der Artikel in den Printmedien und das Informationsverhalten der Verbraucher, aber sie analysieren nicht das Verhältnis der Rezipienten zu den Massenmedien.

Rolle der Politik

Zu den klassischen Annahmen, was entscheidende Einflussfaktoren auf die Individuen und ihre Sicht- und Umgangsweisen mit Lebensmittelskandalen sind, zählen unweigerlich die Annahmen und Einschätzungen der politischen Handlungsfähigkeit. Mit den Fragen nach möglichen Institutionen, Organisationen oder Behörden, die etwas zur Lösung von Lebensmittelskandalen beitragen können und den Aussichten, die Verantwortlichen für die Skandale festzumachen, sollten daher die Rolle der Politik angesprochen werden. Gerade die Zuversicht und das Vertrauen in die politische Wirkmächtigkeit durch Kontrollen und Gesetze können eine steu-

ernde Grundlage für die Ausrichtung der eigenen Handlungen bilden. Ein Vertrauen in die kontrollierenden Institutionen dürfte bei Individuen eine geringere Relevanzsetzung der Gefahr durch Lebensmittelskandale bestärken.

Die Stellungnahmen zu den Möglichkeiten, die Verantwortlichen auszumachen, zeigen, dass man zwar einzelne zur Verantwortung ziehen könne, dies aber kaum etwas bewirke. Aus Sicht der Befragten passiere einerseits wenig, weil die komplexen Verstrickungen zu undurchsichtig seien oder ohnehin nur ›Bauernopfer‹ fallen:

»Jedenfalls in der Praxis erlebt man es kaum, dass die Verantwortlichen oder dass man weiß, wer die Verantwortlichen sind. Entweder es geht im Wischiwaschi unter oder es ist ein Einzelfall und da muss irgendeiner das Bauernopfer sein.« (Frau Eggert, 294-6)

Andererseits scheinen manche Verantwortliche aufgrund eines unüberwindlichen Einflusses bestimmter Lobbykreise geschützt:

»Ich glaube es ist sehr, sehr schwer. Es ist sehr schwer, denn vielfach sind ja diese Leute in internationalen Netzwerken und dort ranzukommen, dann zu sagen, der war's, der war's. Also das sehe ich als sehr, sehr schwer.« (Frau Zeder, 161-3)

Generell dürften die Schwierigkeiten bei der Identifizierung und Verfolgung möglicher Verantwortlicher die Bedeutung dieses Themas für die Befragten schmälern. Eine Person oder Gruppe, die man für ihre Verantwortlichkeit – sei es wegen Undurchsichtigkeit oder Interessenpolitik – nicht zur Rechenschaft ziehen kann, geben letztlich eine schlechte Zielscheibe für direkte Aktionen (Protest, Beschwerde) ab.

Die Äußerungen über potentielle Akteure, um Lebensmittelskandale zu lösen, lassen sich dagegen in drei Subkategorien aufteilen. Die politischen Konsequenzen, die einzelne Befragte aus solchen Skandalen ziehen würden, sind auf der einen Seite in die bestehenden Verhältnisse eingebettet und auf der anderen Seite verbindet sich damit die Forderung nach Veränderungen. Ich unterscheide daher zwischen den Subkategorien *Kontrolle*, *wache Öffentlichkeit* und *alternative Politik*. Die Trennung deckt sich jedoch nicht in allen Fällen mit den Interviews, da manche mehrere Auffassungen über die politischen Akteure teilen.

Das Vertrauen in die Kontrollen und die Einhaltung gesetzlicher Richtlinien setzt auf die bestehenden Verhältnisse. Insgesamt vertreten 35 Interviewpersonen, also weit mehr als die Hälfte aller Interviewten, diese Ansicht. Sie unterscheiden zwar bei den Kontrollinstitutionen zwischen unabhängigen Institutionen (Verbraucherzentralen, staatliche Behörden, wissenschaftliche Zentren) und Marktinstitutionen (Unternehmer, Händler), aber allen Institutionen wird die Kompetenz für und das Interesse an Kon-

trollen zugesprochen: »Also ich glaube, Politik kann das machen. Die kann regulieren, strukturieren, ähm (.) Kontrollverfahren einführen.« (Frau König, 371-2) Ungeachtet der Forderung nach Kontrollen durch staatliche oder andere Einrichtungen besteht teilweise auch eine gewisse Skepsis gegenüber diesen Institutionen. Sie stehen dabei oft unter dem Verdacht, ihre Tätigkeit anderen Interessen unterzuordnen:

»Das ist doch genauso, ich meine, das sind ja auch bestimmt manche Tierärzte jetzt mehr oder weniger, die da nachlässig bei den Untersuchungen oder die kriegen eben was zugesteckt von den Verantwortlichen und na ja da wird eben unterschrieben und da hat sich das mehr oder weniger. Also da, wer weiß, was das für ein Geflecht alles ist, wo man, wo man da nicht persönlich nachkommt und als Kleener erst recht.« (Frau Ott, 359-63)

Im Zusammenhang mit dieser Skepsis fordert ein Teil der Befragten (n=24) eine wache Öffentlichkeit. Verbraucher, Medien, unabhängige Initiativen und Organisationen seien aufgerufen, die Geschehnisse aufmerksam zu verfolgen und gegebenenfalls Ungereimtheiten an die Öffentlichkeit zu bringen. Es gehe aber nicht nur darum, Themen durch eine aufmerksame Öffentlichkeit zu benennen, sondern auch intervenierend einzugreifen. Der Verbraucher könne demnach durch Boykott oder bewusste Kaufentscheidungen die Verhältnisse verändern.

Entgegen den Appellen und Sichtweisen, die auf bestehenden Verhältnissen aufbauen, fordert eine kleinere Gruppe der Befragten (N=4) politische Veränderungen bzw. eine alternative Politik. Dahinter stehen Vorstellungen von einer Umstellung bzw. Umerziehung der Konsumenten oder die Forderung nach Unterstützung für alternative Projekte:

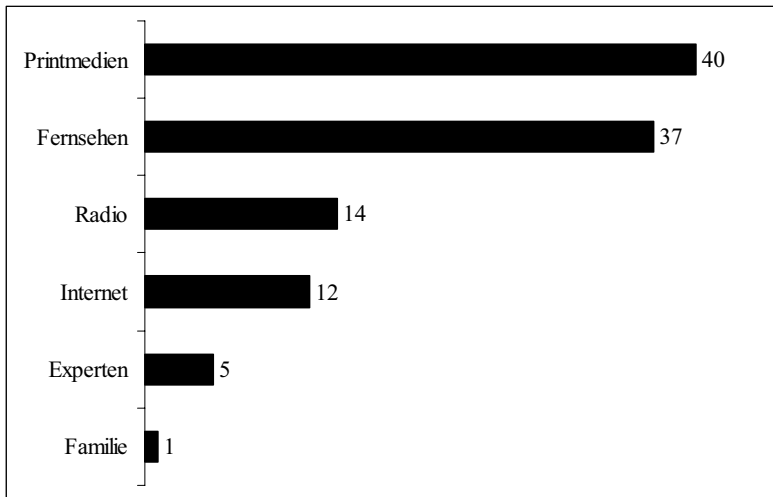
»Das tatsächlich auch Förderung in eine andere Richtung auch wieder läuft, ne. Ja und auch mit Subventionen zum Beispiel in der Landwirtschaft und Forschung ne. In welcher Richtung auch Forschung betrieben wird, also mit den ganzen genveränderten Lebensmitteln oder so, da hat ja Politik dann schon Einfluss, ne. Das da mehr gekuckt wird tatsächlich. Also das das nicht so von Wirtschaft und wirtschaftlichen ja Interessen bestimmt wird, sondern eher ein bisschen den Blick nach vorne.« (Frau Heiner, 422-7)

Es ist zu vermuten, dass die Vertreter einer alternativen Politik im Umgang mit Lebensmittelskandalen kaum in die konventionell gegebenen Bedingungen der Landwirtschaft vertrauen und sich dies in ihren eigenen Haltungen und Handlungen widerspiegelt. Die Befragten mit Vertrauen in die Kontrollinstanzen zeigen dagegen eher Handlungsorientierungen, die den Lebensmittelskandalen eine geringe Bedeutung beimessen. Ich vermute daher, dass die Einschätzungen der politischen Konsequenzen aus Krisen die eigene Handlungsoption bestärken oder abschwächen.

Informationsverhalten

Das Informationsverhalten war Gegenstand verschiedener Untersuchungen zum alltäglichen Umgang mit Lebensmittelskandalen (vgl. Meyer-Hullmann 1999; Eckert 1998). Die Bereitschaft zur Beschaffung von Informationen soll neben anderen Einflussgrößen (Preis, Einkommen) ebenfalls das Verhalten der Verbraucher erklären.

Abb. 7 Genutzte Informationsquellen (Mehrfachnennung möglich)



Im Rahmen dieser Untersuchung nutzten die Befragten vorrangig das Fernsehen und die Tageszeitungen als Hauptinformationsquellen (siehe Abb. 7.3). Zwar wird das Radio vor dem Internet genannt, aber im Gegensatz zum Radio gilt das Internet als eine wichtige Ressource, um das eigene Bild von den Geschehnissen abzurunden:

»Internet. Also ich würde auch äh, das ist halt sowieso meine Informationsquelle Nummer eins. Es wird auf jeden Fall im Internet nachgesehen. Ähm (.) ja, das, das ist ja nicht, dass ich da äh so drauf vertraue, aber da kriegt man halt immer einen guten Querschnitt auf jeden Fall. Weil das sehr, sehr offen ist, was da also drinnen steht.« (Herr Faber, 324-7)

Weitere Bezugspunkte für Informationen sind Experten in der Familie und am Arbeitsplatz. Der betriebliche oder familiäre Kontext macht aber auch deutlich, dass diese Option nur jene nutzen, die eine direkte Möglichkeit haben. Den Abschluss bildet die Familie als Informationsquelle, die beispielsweise Frau Noose anführt. Entsprechend ihrer Darstellung findet sie keine Zeit, um Zeitung zu lesen oder Nachrichten zu schauen; sie erfährt

vielmehr alle wichtigen Ereignisse oder Geschehnisse durch ihre im Haushalt lebende Mutter.

Als intervenierende Bedingung ist wahrscheinlich auch die Bedeutung und Thematisierung von Lebensmittelskandalen unter den interviewten Personen relevant. Es lassen sich dabei drei Intensitätsgrade ausmachen: *intensiv*, *aktuell* und *kein/kaum*. Entgegen einer geringen oder einer fehlenden Kommunikation über skandalisierte Produkte innerhalb der Familie oder mit Bekannten sprach ein Teil der Befragten mit anderen über dieses Thema, als die Massenmedien aktuell darüber informierten. Mit dem Verschwinden aus der Öffentlichkeit erlosch dann auch das Interesse daran. Eine andere kleine Gruppe der interviewten Personen hatte sich über die Berichterstattung in den Massenmedien intensiv, das heißt weiterführend, mit dem Thema auseinandergesetzt. Anlass für eine vertiefende Beschäftigung mit Lebensmittelskandalen kann dabei die Einsicht in konkrete Zusammenhänge (Frau Tisch: Erfahrungen mit dem familiären Landwirtschaftsbetrieb) oder die Hoffnung auf mögliche Veränderungen (Herr Zobig: kollektive Umstellung auf fleischlose Ernährung) sein.

Die Intensität der Kommunikation über skandalisierte Lebensmittel mit Verwandten und Bekannten kann somit vermutlich etwas über die Bedeutung des Themas für das Individuum aussagen. Die triviale These daraus müsste also lauten: Sind Lebensmittelskandale kaum oder gar kein Gegenstand der Unterhaltung, sind sie von keiner Relevanz für das Individuum. Interessant ist die zeitlich begrenzte Thematisierung um das aktuelle Ereignis in der Öffentlichkeit, denn die persönliche Relevanzsetzung orientiert sich in diesem Fall an den Themen in der Öffentlichkeit.

Konsumbeschränkungen

Zum Konsum gehören vor allem Präferenzen oder Restriktionen, die ein Verhalten bekräftigen oder behindern. Gerade bei Fleischskandalen dürften unterschiedliche Verhaltensoptionen durch eine fehlende Präferenz für Fleisch (z.B. Vegetarier) gemindert oder durch eine hohe Präferenz für bestimmtes Fleisch (z.B. Rindfleisch) bestärkt werden. Fleischskandale sind somit ohne Bedeutung für Vegetarier, da ihre Ernährungsweise nicht in Frage gestellt ist. Der Konsum von Rindfleisch während der BSE-Krise erfordert dagegen ein reflexives Verhältnis, das heißt, der Verbraucher muss Gründe für den Weiterverzehr benennen können. Beispielsweise isst Herr Zeder argentinisches Rindfleisch und verweist darauf, dass keine BSE-Fälle in Argentinien bekannt sind.

Mangelnde finanzielle Ausstattung kann die Umsetzung angestrebter Ernährungsweisen einschränken. So kann Herr Zobig aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen – er hat etwas mehr als 1000 Euro für einen Zweipersonenhaushalt zur Verfügung – den angestrebten Konsum von aus-

schließlich ökologischen Lebensmitteln nicht umsetzen. Ungeachtet dessen unterwirft sich Herr Zobig aber beim Kauf konventionell erzeugter Lebensmittel zumindest den Prinzipien eines jahreszeitlich angepassten Konsums von Obst und Gemüse.

Krankheiten

Als eine weitere potentiell intervenierende Bedingung können Krankheiten im Zusammenhang mit der Ernährung vermutet werden (vgl. Brunner/Kropp/Sehrer 2007). Dazu gehören Krankheiten wie Diabetes, Magen-Darm-Erkrankungen, Fettstoffwechselstörungen oder Salmonellen. So müssen Diabetiker abhängig von ihrem Essen Insulin spritzen. Personen mit erhöhten Cholesterinwerten wird dagegen eine fettarme Ernährung empfohlen. Diese sollte vor allem arm an tierischen Fetten sein, da diese Cholesterin enthalten. Günstiger sind pflanzliche Fette mit mehrfach ungesättigten Fettsäuren, um beispielsweise Verdauungsprobleme zu vermeiden, die das persönliche Wohlbefinden beeinflussen können. Aufgrund der Erkrankungen entsteht dann bei den Befragten ein bewusster und sensibilisierter Umgang mit Nahrungsmitteln, der häufig mit einer Ernährungsumstellung verbunden ist. Zudem mag die Sensibilisierung für das Thema Ernährung das Registrieren von Lebensmittelskandalen beeinflussen, auch wenn dieser Zusammenhang von den Befragten selbst nicht hergestellt wird.

Erwähnenswert ist auch, dass nur wenige Interviewte direkt von skandalisierten Lebensmitteln betroffen waren. Niemand hatte selbst gesundheitliche Folgen oder Konsequenzen aus solchen Situationen erlitten. Direkte Erfahrungen mussten jedoch Frau Tisch und ihre Familie machen, wobei sich die Folgen der BSE-Krise auf die wirtschaftliche Ebene beziehen, da es den eigenen Rinderbestand im Landwirtschaftsbetrieb betraf. Es war mir aber nicht möglich, Personen zu finden, die direkte Erfahrungen mit Prionen-, H5N1-Viruserkrankungen oder Dioxinvergiftungen gemacht haben. Die meisten interviewten Personen können nur auf medial vermittelte Erfahrungen zurückgreifen. Sie erleben demnach Lebensmittelskandale als Risiken, die Massenmedien und andere Organisationen thematisieren, die aber nicht zum eigenen Erfahrungshorizont gehören (vgl. auch dazu Thompson 1997: 54).

Zusammenfassung

Dieses Kapitel vermittelte einen Eindruck von der Antwortvielfalt und -breite aller Interviewpersonen im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen. Bei der Darstellung berücksichtigte ich Aussagen über die

wahrgenommenen Lebensmittelskandale, deren vermutliche Ursachen, Ratschläge und Empfehlungen zur Bewältigung solcher Skandale, die Art und Weise der massenmedialen Berichterstattung, die Rolle der Politik, Informationsverhalten, Konsumbeschränkungen und Krankheiten. Die Bedeutung der ausgewählten Kategorien und ihrer Ausprägungen liegt in ihrem möglichen Einfluss auf die Bewältigung von Lebensmittelskandalen. Welche Strategien und Taktiken die Gesprächspartner schließlich heranzogen, steht zum Teil in einem Zusammenhang mit den Sichtweisen und Einschätzungen solcher Skandale und anderer Bedingungen.

Konkret hat sich gezeigt, dass gegenüber einer Vielzahl an bekannten Lebensmittelskandalen insbesondere der BSE-Skandal in Erinnerung geblieben ist. In weiteren Nennungen erwähnten die Interviewpersonen die Vogelgrippe, die Maul- und Klauenseuche, den Nitrofen-Skandal und Salmonellen. Damit beziehen sich die meisten Bewältigungen auf den einen oder anderen oben genannten Skandal.

Auch bei den Ausführungen über die Ursachen von Lebensmittelskandalen stand die BSE-Krise Pate für verschiedene Erklärungen. So nannten die Befragten auf der einen Seite die offenen Grenzen oder die Ungleichgewichte natürlicher Kreisläufe, die zu Problemen und Gefährdungen im Lebensmittelbereich führen und auf der anderen Seite Erzeuger, Produzenten und Medienmacher, die sie als Verursacher von Lebensmittelskandalen identifizieren. Zugleich haben sie im Gespräch über Ursachen der Skandale Beispiele und Vorstellungen herangezogen, die Hinweise darauf geben, wie sich aus ihrer Sicht solche Krisen vermeiden lassen bzw. wie man ihnen entgegen kann. Diese Gegenbilder beruhten entweder auf dem Vertrauen in Expertenwissen, in staatliche oder unabhängige Kontrollinstitutionen sowie in sichere Orte oder in Antithesen zur modernen, industrialisierten Landwirtschaft (Natürlichkeit, Selbstversorgung). Zusammen mit den Empfehlungen und Rezepten an Verwandte und Bekannte zur Bewältigung von Lebensmittelskandalen bieten die Gegenbilder und Ratschläge einen potentiellen Orientierungsrahmen für den eigenen Umgang mit solchen Skandalen. Offen bleibt, ob und wie die Gesprächspartner diese Handlungsoptionen umsetzen.

Das Kapitel ging weiterhin auf die Einschätzung der massenmedialen Berichterstattung sowie der politischen Handlungsfähigkeit, das Informationsverhalten, das Konsumverhalten und Krankheiten ein. Dabei zeigt sich anhand des Interviewmaterials, dass ein Großteil der Gesprächspartner in einem kritischen Verhältnis zu massenmedialen Dramatisierungen von Lebensmitteln steht. Des Weiteren vermute ich, dass bestimmte Bedingungen wie der Glaube an die politische Handlungsfähigkeit, Krankheiten, das Informations- oder das Konsumverhalten Einflüsse auf die Ernährung und Einschätzung von Lebensmittelskandalen haben.

Das nächste Kapitel dreht sich ebenfalls um einen Aussagenkomplex aller Interviewpersonen: den persönlichen Reaktionen, Rechtfertigungen,

Erklärungen und Konsequenzen. Ich gehe auf diese gesondert ein, da sie sich auf individuelle Deutungen und Bewältigungsstrategien im Zusammenhang mit einem konkreten Lebensmittelskandal beziehen. Es geht also um die individuellen Auslegungen der Situation und die daraus folgenden Praktiken, ohne weitere verstärkende oder abmindernde Bedingungen einzubeziehen.

Praktiken und Rechtfertigungen

Dieses Kapitel widmet sich gesondert den persönlichen Reaktionen, Auslegungen und Rechtfertigungen des Verhaltens bei konkreten Lebensmittelskandalen im gesamten Interviewmaterial (N=50 Fälle). Es bezieht sich auf die Stellen in den Interviews, wo die Befragten ihren eigenen Umgang mit solchen Skandalen beschreiben und darstellen. Abgesehen von den Erinnerungen an diverse Skandale geht es um die Rekonstruktion der subjektiven Einordnung und Selbstdarstellung der Praktiken im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen. Was machen Menschen, wenn sie aus den Massenmedien oder aus anderen Quellen erfahren, dass ein Lebensmittel möglicherweise gefährlich ist? Welche Bedeutung haben bestimmte skandalisierte Lebensmittel für die Ernährungsgewohnheiten des Einzelnen? Welche Bezüge zu früheren oder vergleichbaren Erfahrungen stellen die Interviewten her? Welche Konsequenzen ziehen sie aus diesen Situationen? Wie wird das eigene Verhalten begründet?

Bei Lebensmittelskandalen gehe ich davon aus, dass sie die Routine des Alltags durchbrechen können, wenn sie für Individuen bedeutend werden. So dürfte ein Fleischskandal für Vegetarier kaum relevant sein, wenn man von der Bestätigung für die richtige Entscheidung einer fleischlosen Ernährung aufgrund von Rinderwahn oder Gammelfleisch absieht. Dagegen ist es für den Fleischesser entscheidend, welches Stück Fleisch er vor sich hat, wenn er Rindfleisch oder verdorbenes Fleisch meiden will. In diesem Fall muss sich der Fleischesser einen Überblick über die aktuelle Situation verschaffen und einen ansonsten vertrauten Umstand neu bedenken und auslegen. Hinzu kommt, dass es der Einzelne bei Skandalisierungen oft mit einem spekulativen und ungesicherten Wissen zu tun hat. Er kann die Welt nicht im Ganzen erschließen und weiß um diese Begrenzung, denn er hat ein mehr oder weniger kohärentes Wissen von der Welt (vgl. Schütz 1982, 1990).

Aus dieser Perspektive entspricht das Problem der Auslegung und Bewältigung von Lebensmittelskandalen den grundlegenden Überlegungen

der Wissenssoziologie zur Erzeugung von Wissen und Vertrauen. Ein Individuum steht vor einem Skandal genauso wie der Mann bei Carneades, um ein berühmtes Beispiel zu zitieren. Nur anstelle eines undeutlich erkennbaren Haufens in der Ecke eines Zimmers hat es der Laie bei Lebensmittelskandalen mit dramatischen Meldungen über mögliche Gefahren zu tun:

»[I]m Winter betritt jemand plötzlich ein schwach erleuchtetes Zimmer und erblickt in der Ecke ein Seilknäuel. Er sieht das Ding zwar, aber nicht deutlich. Ist es wirklich ein Seilknäuel oder ist es eine Schlange? Beides ist gleich möglich – Grund genug für den Mann, seiner ersten Auslegung zu mißtrauen. [...] Was bewirkt, daß der Mann in Carneades' Beispiel zwischen der Auslegung des Etwas in der dunklen Ecke als eines Seilknäuels oder als einer Schlange schwankt? Jede andere Auslegung kann ja auch noch offen stehen. Das Etwas könnte ein Steinhaufen sein, ein Wäschebündel und was nicht sonst. In seiner aktuellen Situation – es ist Winter, das Zimmer ist schlecht erleuchtet, er ist ängstlich – interessieren ihn Untersuchungen dieser Art nicht. Vielmehr interessiert ihn zu erfahren, ob der Gegenstand gefährlich ist.« (Schütz 1982: 49, 53)

Dieses Kapitel stützt sich daher auf die theoretischen Annahmen von Alfred Schütz (1964, 1982; Schütz/Luckmann 1991) und Ann Swidler (1986, 2003). Auch wenn beide Autoren aus verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen kommen – Schütz aus der Phänomenologie und Swidler aus der Kulturtheorie –, gehen sie für das Alltagsleben von einem Repertoire an Fertigkeiten und Rezeptwissen aus, das jedem Individuum zur Verfügung steht. Diese Kenntnisse und Fähigkeiten erlauben dem Einzelnen – mal besser, mal schlechter – regelmäßig wiederkehrende Alltagssituationen zu bewältigen. Zugleich gehen die beiden Autoren davon aus, dass neuartige Situationen zur Konstitution neuer Orientierungen und Handlungsmuster führen können. Diese werden in Eigenleistung des Individuums oder von Gruppen erzeugt und stehen zukünftigen Problemlösungen zur Verfügung (siehe auch Kapitel Risikosoziologie).

Auf den nächsten Seiten werden Beispiele für die individuellen Reaktionen und die angeführten Rechtfertigungen während öffentlicher Krisen im Lebensmittelbereich anhand der durchgeführten Interviews präsentiert. In der Zusammenfassung dieses Kapitels möchte ich diese Kategorien gemeinsam diskutieren und aufeinander beziehen.

Alltagspraktiken

Die Reaktionen reichen von kurzzeitigen bzw. andauernden Verzehrunterbrechungen über Umstellungen oder Abwanderungen bis zu unverändert fortgesetzten Ernährungsgewohnheiten. Diese allgemeine Feststellung entspricht dem Verhaltensspektrum bei Lebensmittelskandalen, das zahl-

reiche Studien zeigen (vgl. Barlösius/Philipps 2006; Caplan 2000; Eckert 1998; Kafka/Alvensleben 1998; Meyer-Hullmann 1999; Noelle-Neumann/Köcher 2002).

Interessanter ist die Beobachtung, dass sich für einige Gesprächspartner die Relevanz von Lebensmittelskandalen aufgrund verschiedener Bedingungen und Verhältnisse ändert. Ein solcher Skandal ist also nicht für alle gleichbedeutend und es ist nicht nur eine Frage, ob und in welchem Umfang man auf das skandalisierte Lebensmittel verzichtet, sondern bestimmte Situationsdefinitionen rufen je eigene Umgangsweisen hervor.

So reagierten manche Interviewte auf solche Skandale gemäß der räumlichen Nähe oder Ferne. Aus ihren Darstellungen geht dabei hervor, dass sie beispielsweise der weit entfernten Vogelgrippe in Asien keine Bedeutung einräumten und somit auch ihr Essverhalten nicht änderten. Anders verhält es sich mit der BSE-Krise, wo die räumliche Nähe von Rinderwahn bei ihnen nicht nur Angst auslöste, sondern sie auch kurzzeitig den Konsum von Rindfleisch einstellten. Diese Sichtweise berücksichtigt zwar nicht die schnellen Ausbreitungsmöglichkeiten im Zeitalter der Globalisierung, aber die Relevanzsetzung dürfte sich also mit einer räumlichen Annäherung der möglichen Gefahr verändern.

Andere Interviewpersonen verweisen dagegen auf eine ganz andere Trennung beim Umgang mit Lebensmittelskandalen. Sie unterscheiden zwischen Relevanzen für die eigene Person und die Familie. So haben sie für sich persönlich keine Konsequenzen aus den Skandalen gezogen, aber im Rahmen ihrer Familie ließen sie Umsicht und Einschränkungen walten:

»I: Und inwiefern fühlen sie sich besorgt durch solche Ereignisse [Lebensmittelskandale]? P: Da Sorge ich mich eigentlich nicht so sehr um mich, sondern um die Kinder, weil äh das muss ja irgendwo mal auch für die Kinder mal ein Lebensraum sein, wo sie, nicht dass sie wieder das, wo sie wieder da hin kommen, dass sie mit 30 oder 40 Jahren wieder sterben die Menschen, weil sie sich den ganzen Lebensraum alleine kaputt gemacht haben. Ja, das ist eigentlich die die Sorge für mich selber, sage ich mal, habe ich da kein.« (Herr Lehmann, 266-71)

Die Unterscheidung zwischen persönlicher und familiärer Relevanz bestätigen auch die Ergebnisse von Meyer-Hullmann (1999). Sie stellte in der BSE-Krise ebenfalls ein erhöhtes Bewusstsein und Umstellungen bei den Ernährungsgewohnheiten mit Rücksicht auf die eigenen Kinder fest.

Anstatt von einer räumlichen Distanz spricht Frau Eggert von einer zeitlichen Relevanzverschiebung. In ihrer Darstellung hat sie während der Tschernobylkrise kurzzeitig den Verzehr von Gemüse eingestellt, was sie mit ihrer Eingenommenheit durch die allgemeine Hysterie begründet, wegen sie beim Aufkommen von Rinderwahnfällen nicht mehr verzichtete, da sie in diesem Fall von einer überzogenen medialen Skandalisierung ausging. Frau Eggert hat vermutlich im zeitlichen Verlauf zwischen diesen beiden Ereignissen eine gewisse Skepsis gegenüber dem öffentlichen Um-

gang mit Lebensmittelkrisen entwickelt. Mit der BSE-Krise ging sie dann aufgrund der dramatisierten Berichterstattung auf Distanz und verzichtete nicht auf Rindfleisch, »weil man dann schon ein bisschen wirklich überdrüssig ist dieser ganzen, na kannst du wirklich bald sagen, Sensationsmache.« (Frau Eggert, 181-2) Anders ausgedrückt, entwickelte Frau Eggert aus ihrer Erfahrung mit der Tschernobyl-Krise eine Deutung für solche Situationen und übertrug diese auf die BSE-Phase. Im Sinne von Schütz (1964, 1982) interpretierte sie beide Ereignisse als ähnlich und richtete sich entsprechend ihres abgelegten Wissens zum Umgang mit solchen Umständen aus.

Weiterhin zeigt dies recht anschaulich, dass die Sichtweise nicht nur wandelbar ist, sondern eine Reflexion über frühere Erfahrungen die Definition der Situation zu einem späteren Zeitpunkt verändert. Ein ähnliches Beispiel findet sich auch im Interviewmaterial des vom BMBF-geförderten Forschungsprojektes *Ernährungswende* (Barlösius/Philipps 2006):

»P: Die übliche Panikmache, die üblichen ruinösen Konsumentenverhalten [...] Bei mir auch. Ich habe mich auch so ähnlich verhalten wie die Masse, kurze Zeit auf Geflügel umgestiegen [...] das hat mein Konsumverhalten kurze Zeit beeinflusst und dann habe ich mir klar gemacht, dass das ziemlicher Schwachsinn ist. I: Wieso? P: Es war ne Panikmache. Man hört jetzt wieder nichts, was auch wieder auffällig ist. Kurzfristig war ich verunsichert.« (HH05, m, 29, Unternehmensberater)

Mit der Neudefinition der Situation verändert sich die Sichtweise auf die Skandalierer. Diese geraten unter den Verdacht der Dramatisierung und Übertreibung von Ereignissen, was wiederum die künftige Relevanzsetzung des Individuums bei ähnlichen Vorfällen verschiebt.

Die Beispiele für eine Trennung oder Verschiebung der Relevanzen zeigen, dass die Befragten dieselbe Gefahr unter verschiedenen Blickwinkeln anders wahrnehmen und bewältigen. Weiterhin veranschaulichen sie, dass diese Unterschiede nicht nur zwischen Individuen und Gruppen variieren, sondern auch von Einzelnen artikuliert werden, die unterschiedliche Maßstäbe an ein und dieselbe Gefahr legen. Ich berücksichtige diesen Aspekt im nächsten Schritt nicht weiter.

Rechtfertigungen der eigenen Praktiken

Die individuellen Deutungen und Konsequenzen der interviewten Personen im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen umfassen eine Vielfalt an Auslegungen, die das Verhalten in und den Umgang mit solchen Skandalen prägen. Es kam nicht selten vor, dass die Befragten mehrere Strategien anführten. Eine Beobachtung, die sich mit den Ergebnissen einer Untersuchung der Auswirkungen von Lebensmittelskandalen auf Er-

nährungsumstellung mit Schwerpunkt auf den Bio-Konsum (vgl. Brunner 2006; Brunner/Kropp/Sehrer 2007) deckt. So kommen die Autoren ebenfalls zu dem Schluss, dass sich oft in einer Person vielfältige Sicherheitsstrategien verbinden, »meist in Form von Kompromissbildungen, um eine subjektiv halbwegs vertretbare Balance zwischen eigenen Sicherheitsansprüchen und alltäglichen Umsetzungsschwierigkeiten, Anforderungen aus dem Ernährungsbereich und Anforderungen aus anderen Handlungsbereichen zu finden.« (vgl. Brunner/Kropp/Sehrer 2007: 158) Insgesamt identifizieren sie dabei folgende Strategien: Lebensmittel aus der Region kaufen, in staatliche Kontrollen vertrauen, in den Bio-Konsum einsteigen, den eigenen Bio-Konsum intensivieren, kurz- bis langfristig bestimmte Produkte (z. B. Rindfleisch) meiden, das Vertrauen in bestimmte Lebensmittel verlieren, Risiken relativieren oder ausblenden bis hin zum Fatalismus.

Im Folgenden gebe ich daher eine Übersicht und einen Eindruck von den Rechtfertigungen eigener Alltagspraktiken anhand meiner Interviews. Ich werde dazu einzelne Begründungen und Strategien gesondert voneinander vorstellen, auch wenn diese teilweise von ein und derselben Person vorgetragen wurden.

Geringe Präferenz

Die häufigste Erwähnung (n=18) auf die Frage nach dem Umgang mit Lebensmittelskandalen ist der Verweis auf die geringe Präferenz für das betroffene Lebensmittel. Dies hängt vermutlich damit zusammen, dass es übermäßig häufig zu Nennungen von Fleischskandalen kam. Gehörte die skandalisierte Fleischsorte nicht zu den bevorzugten, stellten sich keine großen Schwierigkeiten ein, wenn man sich für den Verzicht oder die Umstellung auf andere Fleischarten entschied. Ebenso mussten die Interviewten eine Entsagung nicht bedenken, wenn sie bereits die skandalisierte Nahrungsmittelgruppe mieden (beispielsweise Vegetarier):

»I: Hast du einmal Deine Ernährungsgewohnheiten umgestellt aufgrund eines Lebensmittelskandals? P: ((lacht)) Mmh, (.) nee ich glaube, als ich, irgendwann mal anfang, festzustellen, dass ich mich eigentlich wirklich vegetarisch ernähre, dass ich mich auch so nennen kann. Es war nicht, dass war jetzt nicht so, dass ich mir das so ausgesucht habe, mich vegetarisch zu ernähren, mmh, danach kamen eigentlich die richtigen Skandale erst. Ich habe dann erst irgendwann mal festgestellt, ach ist ja schön, in Fischstäbchen ist kein Fisch drin, dass ich die nicht mehr esse. Aber ich musste das nicht mehr umstellen, also das war schon so.« (Herr Zobig, 273-80)

Diese Rechtfertigung fällt dadurch auf, weil sie oft in einem Zusammenhang mit dem Verzicht auf Rindfleisch gebraucht wird. Für die Befragten sowie für Außenstehende kommt diese Verhaltensoption vermutlich in der

alltäglichen Routine gar nicht ins Bewusstsein, da man im Vorfeld der Fleischskandale kaum die betroffene Fleischart oder generell kein Fleisch isst. Zur thematischen Relevanz, das heißt, der Skandal wird zum Thema in der aktuellen Situation, kommt es vermutlich unter Vegetariern nur, wenn der Eindruck entsteht, dass sich der eigene Fleischverzicht aufgrund von BSE- oder Gammelfleischfällen bewährt hat.

Räumliche Gefahrenkalkulation

Fast genauso oft (n=16) spielt bei der Frage: ob und wie man auf einen Lebensmittelskandal reagiert, das *räumliche Verhältnis* zur potentiellen Gefahr eine Rolle. Es geht also um die Nähe und Ferne der Gefahr zum Individuum und seines Körpers. Mit wachsendem Abstand der Gefahr zum Individuum, nimmt die Einschätzung einer möglichen persönlichen Betroffenheit und Gefährdung der körperlichen Unversehrtheit ab. Diese Sichtweise mag zwar in Zeiten der Globalisierung veraltet wirken, aber die Aufmerksamkeit steigt ebenso mit dem Näherrücken der Gefahr:

»Also ich habe das meistens, also entweder über die Zeitung aber meistens vorher schon durchs Fernsehen, wo sie dann eben bringt die Sachen. Toi toi war es ja immer ein bisschen weiter weg von unserer Region ((lacht)). Da hat es uns hier nicht weiter gestört.« (Frau Ott, 209-12)

In diesem Fall bekommt die potentielle Gefahr erst eine Bedeutung für das Individuum, wenn sie in seiner Nachbarschaft (Region) auftritt. Anhand dieser Argumentation bezüglich der räumlichen Entfernung ist es einigen Befragten auch möglich, das Ereignis auszublenden.

Sichere Region

Eine andere Strategie beruht auf dem Vertrauen in die unmittelbare Region und ihre Menschen (n=7). Die Zuversicht gegenüber den Produkten der näheren Umgebung ist zugleich mit einer Skepsis und Abwertung der Fremde oder des Auslands gekoppelt, wobei das Gegensatzpaar Region und Fremde vor allem zwischen Transparenz und Undurchsichtigkeit unterscheidet. Diese Polarität geht vermutlich auf ein räumliches Verhältnis zurück. So scheint mit einer größeren räumlichen Nähe, die Zuversicht und das Vertrauen zu wachsen. Die Auslegung dürfte zudem mit der Hoffnung des Individuums zusammenhängen, dass es die Möglichkeit einer persönlichen Situationskontrolle vor Ort hätte. Natürlich gibt es Gegenbeispiele, welche die Befragten kennen. Es kommt jedoch nicht nur auf dieses räumliche Verhältnis an, ebenso muss man die Identifikation mit der Region (Sympathie) und das *Elefantengedächtnis* (Enzenberger 1985: 223) sedimentierter Erfahrungen gegenüber einer sich schnell verändernden Welt einbeziehen (Frau Ott: »... da weiß ich wo sie, wo sie her sind mehr

oder weniger, *ich bin eigentlich bis jetzt gut [damit] gefahren*« 182-3, Hervorhebung A. P.), um das Vertrauen in die Region zu verstehen.

Das Vertrauen in die Region dürfte im Alltag einerseits aus der Chance der Kontrollierbarkeit und Nachvollziehbarkeit herrühren, da man mit dem Verwandten, dem Nachbarn oder der Verkäuferin hinter der Theke reden kann. Zur Not könnte man also selber nachsehen oder problematische Lebensmittel zurückbringen. Ob die Befragten diese Option auch verwirklichen, ist jedoch eine andere Frage. Andererseits wurde das Vertrauen in regionale Produkte durch die Werbung und die Öffentlichkeitsarbeit der Unternehmen in Form von Qualitätssiegeln und Garantielabels gefördert. Insbesondere nach dem Auftreten von BSE in Großbritannien haben andere Nationen wie Deutschland oder Schweden (vgl. Kjaernes 1999; Probst 1997) mit sicherem Rindfleisch aus dem *eigenen* Land geworben.

Vertrauen in Kontrollen

Eine andere Art der Vertrauenserzeugung beruht auf der Zuversicht, dass Kontrollen im Erzeugungs- und Herstellungsprozess von Lebensmitteln allgemein erfolgen. Auch wenn das Vertrauen von Skepsis begleitet ist, ermöglicht es die Rechtfertigung fortgesetzter Essgewohnheiten. Insgesamt führten zehn Interviewpersonen diese Strategie an:

»Mh, bei Hühnchen, Hühnchen schmeckt ja eigentlich och gut, so (.) kann man ja, kann ja jetzt och nicht einfach sagen hier, ich höre jetzt uff, Hühnchen zu essen. Also man vertraut ja da eigentlich immer bloß druff, dass wirklich alles, dass man och ordentliches Fleisch kriegt und dass das och alles kontrolliert wird wie gesagt.« (Herr Torf, 181-4)

Diese Deutung von Lebensmittelskandalen schiebt dabei jegliche Notwendigkeit für eigenständiges Handeln von sich. Wenn ein Skandal bereits den Nachweis liefert, dass jemand kontrolliert und damit das Problem beseitigt, ist jede weitere Reaktion überflüssig. Das Problem ist immer schon für den Einzelnen bewältigt, weil sich externe Instanzen (Staat, Hersteller) um eine Lösung bemühen.

Wahrscheinlichkeitsabwägungen der Gefahr

Die Bewältigung eines Lebensmittelskandals auf der Grundlage einer Abwägung (Selektivität der Gefahr) ist sehr rational, da sie auf Überlegungen zur Eintrittswahrscheinlichkeit einer Gefahr setzt. So sind die Befragten (n=9) eher bereit, ein Risiko einzugehen, wenn sie die Gefahr als gering einschätzen:

»[W]enn man jetzt von den Fällen hört oder so, denke ich, das sind meistens dann immer vielleicht ein paar Ausnahmen und so, aber das denkt man ja immer

eigentlich, denkt man immer so, das sind paar Ausnahmen, und das, mir persönlich passiert es nicht« (Herr Torf, 142-5)

Aufgrund fehlender Konsequenzen aus Lebensmittelskandalen in Form von Epidemien und Massensterben scheint diese Auslegung der Situation für den Einzelnen berechtigt. Entsprechend haben solche Skandale für die eigene Handlung dann kaum eine Bedeutung.

Ausrichtung an der Berichterstattung

Die Strategie einer Ausrichtung an der Berichterstattung umfasst die gleichen Praktiken wie sie Caplan (2000: 188) und Barlösius/Philipps (2006: 31) für die BSE-Krise beschreiben. Unter den Befragten ist sie recht verbreitet, da immerhin 15 von ihnen dieses Vorgehen erwähnen. Entsprechend dem Auftreten von Schlagzeilen verzichten sie also auf das jeweils skandalisierte Produkt in der akuten Phase, um es weiter zu essen, wenn die Berichterstattung darüber abnimmt.

Theoretisch steht dies dem Typus *Mann von der Straße* bei Schütz (1964: 129f.) am nächsten, der die Meldungen als Fakten und Bedingungen für sein Verhalten wahrnimmt, aber nicht versucht, ihren Ursprung und ihre Struktur zu verstehen. Diese Vorgehensweise wird daher vermutlich bei allen Lebensmittelskandalen praktiziert und könnte in einem Zusammenhang mit den Ergebnissen von Eckert (1998) und Wildner (2002) stehen, die nachweisen, dass mit steigender Anzahl von negativen Meldungen über BSE der Konsum von Rindfleisch abnahm. Gegen eine vorschnelle Bestätigung der Annahme spricht aber zugleich, dass Böcker und Mahlau (1999) eine solche Beziehung in ihrer Untersuchung einer regionalen Tageszeitung nicht bestätigen konnten. Es bedarf also noch weiterer empirischer Analysen, um das Bedingungsgefüge besser zu verstehen.

Zurückweisung medialer Skandalisierung

Eine weitere Strategie äußert sich in einer *Resistenz gegen mediale Skandalisierung*. Vergleichbar mit den Beobachtungen bei Caplan (2000: 189) und Barlösius/Philipps (2006: 31) werden die Fleischskandale als *media hypes* wahrgenommen. Aufgrund der skeptischen Einschätzung der Berichterstattung als Übertreibung und Dramatisierung der Medien kommt es zu keiner Umstellung der Ernährungsgewohnheiten. Auch wenn nur vier Gesprächspartner diese Option erwähnten, gehe ich hier ebenfalls von einem generellen Deutungsmuster aus, welches sich nicht nur auf die BSE-Krise bezieht:

»Vermutung, dass es ein Mediengewitter ist, das halt dann los bricht und dann wieder von dannen geht, weil ich mir halt aufgefallen war, dass es eine Reihe von Skandalen gibt und das das nach so einem Muster immer wieder abläuft und

so. Da habe ich weniger den Lebensmittelaspekt wahrgenommen als vielmehr diesen Prozess, dieses skandalmäßige daran und deswegen habe ich darüber gegrinst.« (Herr Thiel, 24:58)

Ein Lebensmittelskandal wird in diesem Zusammenhang nicht für das eigene Verhalten als relevant angesehen, da keine existenzielle Bedrohung vorzuliegen scheint. In der Deutung dieser Ereignisse (wie bei BSE) werden eher Übertreibungen und Dramatisierungen der Massenmedien aus purem Selbstzweck zur Auflagenerhöhung vermutet. Man begegnet solchen Skandalen daher durch Ausblendung und Zurückweisung der öffentlichen Berichterstattung. Zugleich scheint aus dieser reflektierten Haltung gegenüber den Mechanismen der Medienindustrie, also der Jagd nach dem Spektakulären, allein keine Politisierung zu erfolgen. Zumindest fanden sich bei den Gesprächspartnern, die von Panikmache sprachen, keine Anzeichen für weiterreichende Handlungskonsequenzen, abgesehen von den fortgesetzten Ernährungsgewohnheiten. Weiterhin kann die vorliegende Untersuchung nicht klären, ob es sich hierbei um eine marginale Strategie handelt, das müssen weitere Analysen und repräsentative Befragungen zeigen.

Sachgerechte Informationen beschaffen

Man kann zur Bewältigung von Lebensmittelskandalen der massenmedialen Berichterstattung folgen, man kann sich kritisch von ihr distanzieren oder man bemüht sich um sachgerechte Informationen. Immerhin haben sich acht Personen in ihren Interviews darauf bezogen:

»Naja, und solche, die fachlich ein bisschen Ahnung haben, wie der Herr der vorhin hier saß, der ist Veterinärmediziner, ne. Da versuche ich natürlich, mir dann auch immer ein bisschen Aufklärung zu holen, ne: Was ist dran, an der Geschichte einfach. Die Sache sachlich auch ein bisschen zu hinterfragen und nicht nur der Hysterie da zu folgen, mh.« (Frau Opolka, 224-7)

Dieses Vorgehen ist auch dem *gut informierten Bürger* bei Schütz (1964: 122f.) eigen. Im Anschluss an Schütz sucht der gut informierte Bürger so lange nach Informationen, bis er zu einer vernünftig begründeten Auslegung einer aktuellen Situation kommt. Für die Interviewpersonen ist dabei eine Information immer dann sachgerecht, wenn es sich um Expertenwissen handelt.

Konsum alternativer Produkte

Die Option Konsum alternativer Produkte (hochwertige oder ökologisch erzeugte Lebensmittel) wird von Menschen (n=10) vorgebracht, die über genügend Einkommen verfügen oder sich bewusst um eine alternative Ernährung bemühen. Da diese Personen Lebensmittelskandale zumeist auch

als Folge der konventionellen Landwirtschaft wahrnehmen, bieten Lebensmittel aus alternativen Erzeugungsprozessen eine gewisse Distanz zu der mutmaßlichen Gefahrenquelle. Ähnliche Beobachtungen machte auch Caplan (2000), die in ihrer Studie zeigt, dass Befragte aus dem Alternativmilieu auf ökologisch erzeugte Lebensmittel zurückgriffen und zugleich die konventionelle Landwirtschaft ablehnten:

»Und ich, wie gesagt, ich ernähre mich eigentlich, würde ich denken schon, einigermaßen, so dass man und dann brauche ich mich nicht umzustellen. [...] Ich habe wie gesagt, ich habe Gott-sei-Dank die Möglichkeit, dass ich mir vieles direkt von den Bauern, also ich brauch das nicht über den Laden kaufen, ich kann das direkt bei denen kaufen. Spart natürlich auch viel Geld, weil ich sie alle kenne, wenn man da fünf Jahre in der [Öko-]Szene drin ist, da sagt mir jeder, hier hast du deinen Sack Kartoffeln gibst mir drei Euro und das war es, das ist doch dann schon mal ganz günstig, wenn man das so machen kann.« (Frau Grunow, 169-71, 182-7)

Zu dieser Strategie gehört der Glaube an die bessere Qualität und Reinheit von luxuriösen oder ökologisch erzeugten Lebensmitteln. Entsprechend bringen diese Befragten Lebensmittelskandale mit der konventionellen Landwirtschaft in Verbindung und versuchen auch jenseits von Skandalen, Waren zu kaufen, die außerhalb dieser Produktionskreisläufe entstehen.

Vertrauen auf soziale Kontexte/Zuständigkeiten

Im Umgang mit Lebensmittelskandalen dürfte die einfachste Strategie sein, auf die Fähigkeiten und Bewältigungen anderer zu vertrauen, zu deren Kreis man gehört bzw. die für eine gemeinschaftliche Versorgung verantwortlich sind. Dieser Umstand ist häufig dort gegeben, wo Jugendliche in ihren Familien bzw. Menschen, die außerhalb tätig sind, in Gemeinschaftsküchen versorgt werden. Eine solche Sichtweise bringt es aber auch mit sich, dass die entsprechenden Personen jegliche Eigeninitiative im Zusammenhang mit skandalisierten Lebensmitteln niedrig halten.

Unter den Interviewpersonen nannten immerhin sechs Personen diese Strategie:

»Also gut als jetzt BSE war hat man erst mal Rindfleisch ein bisschen gemieden und da war ich ja auch noch ein bisschen, [...] da war ich eh ja noch ein ganzes Eck jünger und da hat die Mutter eh sowieso noch viel mehr bestimmt was es zu Essen gibt [...] da wurde dann schon so von der Familie aus halt, dadurch das die Mutter das plant, Rindfleisch ein bisschen gemieden.« (Herr Pohl, 129-37)

Ausgehend von der Annahme, dass bereits andere Personen oder Institutionen, von denen man abhängig ist, die richtigen Entscheidungen treffen, kommt es erst gar nicht zu einer persönlichen Auseinandersetzung. Es ist

daher fraglich, ob Herr Pohl während der BSE-Krise den Skandal bewusst wahrnahm.

Zusammenfassung

In diesem Kapitel ging es um die individuellen Reaktionen, Auslegungen und Rechtfertigungen des eigenen Verhaltens bei konkreten Lebensmittel-skandalen. Anhand des Interviewmaterials erfolgte eine Durchsicht entsprechend der Fragestellung: Welche Bedeutungen hatten bestimmte Skandale im Lebensmittelbereich für die Interviewpersonen? Wie wurde diesen begegnet? Mit welchen Strategien haben sie die Krisensituationen im Alltag bewältigt?

Als Krisensituationen gelten im vorliegenden Zusammenhang jene Momente, welche die Massenmedien als Bedrohungsszenarien präsentieren. Sind diese für ein Individuum ungewöhnlich und erweisen sich als unverträglich mit früheren Erfahrungen und Lösungen für typische Probleme, wird die Situation bewusst neu ausgelegt und nach Lösungsansätzen gesucht, um mit den ungeklärten Aspekten fertig zu werden.

Im Verlauf des Kapitels hat sich gezeigt, dass Lebensmittelskandale nicht nur für verschiedene Menschen und Gruppen unterschiedliche Bedeutung haben, sondern einzelne Individuen differenzierte Beurteilungen bezüglich ein und desselben bzw. ähnlicher Skandale teilen. So macht es einen Unterschied, ob BSE in Großbritannien auftritt oder in unmittelbarer Nähe, ob jemand die Krise auf die eigene Person oder auf eine nahe stehende soziale Gruppe bezieht. Mit einem zeitlichen Abstand zwischen zwei Lebensmittelskandalen kann sich ebenfalls die Relevanz des Problems für ein Individuum ändern. Was eine Person früher als eine echte Gefahr empfand, erscheint ihr heute als Hysterie und entsprechend beurteilt sie neuere Krisen danach. Solche Skandale werden also nicht von allen gleich empfunden, sondern variieren mit verschiedenen lokalen, zeitlichen und persönlichen Bedingungen.

Nach den konkreten Erfahrungen und Umgangsweisen mit bestimmten skandalisierten Lebensmitteln gefragt, konnte ich insgesamt zehn unterschiedliche Strategien identifizieren. Dazu zählt die Orientierung an regionalen Erzeugnissen, die als sicher und »ehrlich« gegenüber den Menschen in der näheren Umgebung gelten. Ohne große Schwierigkeiten stellten jene Befragten ihre Ernährung um, die ohnehin nur eine geringe Präferenz für das skandalisierte Lebensmittel hatten oder die auf die richtigen Entscheidungen anderer vertrauten. Weiterhin wurde der Glaube an praktizierte Kontrollen genannt oder der Konsum von alternativen (ökologischen oder preisintensiven) Lebensmitteln, die für eine bessere Qualität stehen, da sie aus keiner industriell wirtschaftenden Landwirtschaft kommen. Andere begegneten den Lebensmittelskandalen, indem sie die Berichter-

stattung darüber verfolgten und so lange auf das skandalisierte Lebensmittel verzichteten, bis die Schlagzeilen darüber verschwanden. Im Kontrast dazu haben einige Interviewpersonen ihre Ernährung überhaupt nicht umgestellt, weil sie von einer massenmedial produzierten Panikmache ausgingen. Wiederum andere setzten ihre Ernährungsgewohnheiten fort, da aus ihrer Sicht die räumliche Distanz zur potentiellen Gefahr groß genug war oder weil sie nach ihrem Ermessen das persönliche Risiko als gering einschätzten, dass es gerade sie treffen könnte. Letztlich suchte ein Teil der Interviewpersonen nach sachgerechten Informationen, um die Krisensituation zu bewältigen. Mit der Beschäftigung und Auslegung der aktuellen Situation haben sie dann entsprechende Handlungen ausgerichtet.

In der Gesamtschau auf die Strategien haben also manche Interviewpersonen versucht, durch sachgerechte Informationen ein besseres Verständnis von der Situation zu bekommen. Andere dagegen registrierten nur den Skandal und griffen auf vertraute und bewährte Bewältigungsstrategien zurück. Dabei lassen sich diese Praktiken, abgesehen von der Beschaffung sachgerechter Informationen, als Handlungen unter Rückgriff auf Rezeptwissen oder kulturelle Ressourcen verstehen (vgl. Schütz 1964, 1982; Schütz/Luckmann 1991; Swidler 1986, 2003). Dabei verglichen die Interviewten die aktuelle Situation jeweils mit früheren Erfahrungen, um ähnliche Problemlösungen zu nutzen, ohne ein vollständiges oder gründliches Verständnis von der möglichen Gefahr zu erlangen. Solange sie dieses Wissen anwenden konnten und es sich bewährte, erfolgte schließlich auch keine Suche nach anderen Umgangsweisen.

Bis jetzt stehen die genannten Praktiken in einer losen Reihenfolge ohne Bezugnahme auf andere intervenierende Kontexte und Bedingungen. Im nächsten Kapitel beziehe ich daher die individuellen Reaktionen, Deutungen, Sichtweisen, Rechtfertigungen und Kontextbedingungen aufeinander, um typische Bewältigungsmuster zu identifizieren.

Bewältigungsmuster

Ziel dieses Kapitels ist die Rekonstruktion typischer Bewältigungsmuster am Einzelfall. Bis jetzt präsentierten die Kapitel eine Übersicht gebildeter Kategorien, die ich nun aufeinander beziehe. So ist für die Typenbildung ausschlaggebend, welche Bedingungsmuster und Zusammenhänge sich wie ein roter Faden durch die einzelnen Fälle ziehen. Wie und welche Art der Vertrautheit erlaubte den Befragten, erlebte Lebensmittelskandale zu bewältigen? Wie haben sie die Situation jeweils ausgelegt? Wie haben sie persönlich reagiert? Was sind also die zentralen Gründe, die sich in den Einzelfällen immer wieder finden lassen? Damit soll gewährleistet werden, dass sich die facettenreichen und vielschichtigen einzelnen Fälle zu einer überschaubaren Typologie zusammenfügen.

Im Anschluss an die Rekonstruktion spezifischer Bewältigungsmuster aus den Einzelfällen greife ich die Problematik ihrer Einbettung in soziale Kontexte auf, um im Rahmen meiner Möglichkeiten – begrenzt durch qualitative Interviews und geringe Fallzahlen – die Dimension sozialer Determiniertheit zu diskutieren. Dazu schaue ich mir die Beziehungen zwischen den identifizierten Umgangsweisen der Befragten und ihrer Verortung im sozialen Raum, der auf ausgewählten sozialen Merkmalen beruht, an. In diesem Zusammenhang wird zu diskutieren sein, welche Bedingungsgefüge zu bestimmten Sichtweisen und Praktiken führen und ob es dabei eine enge Koppelung zwischen Kontext und gelebter Praxis gibt.

Die Rekonstruktion typischer Bewältigungsmuster

Die Identifikation der Umgangsmuster beruht auf einer bestimmten Herangehensweise an das Datenmaterial. Meine Fragen waren selbst von einem interessierten Blick und der Annahme geleitet, dass negative und dramatische Meldungen ein Individuum vor die Aufgabe stellen können, mit der aktuellen Situation fertig zu werden. Bereits der Leitfaden hatte

durch seine thematische Setzung rund um Lebensmittelskandale die Befragten mit meiner Fragestellung konfrontiert, der sie nur schwer ausweichen konnten. Entwickelte sich beispielsweise das Gespräch in eine völlig andere Richtung, holte ich das Interview zur ausgehenden Fragestellung (Lebensmittelskandale) zurück, anstatt über die möglicherweise persönlich wichtigen Themen meines Gegenübers zu sprechen. Ich habe also hauptsächlich Raum für Auslegungen, Orientierungen und Stellungnahmen gegeben und kann weniger etwas über die Relevanz von Lebensmittelskandalen im Leben der Menschen aussagen, wobei Stockungen, Schweigen und Abwanderungen der Gesprächsthemen die geringe Bedeutung des Themas für den Interviewten teilweise andeuten. Zugleich kann ich aber nachvollziehen, wie meine befragten Personen Lebensmittelskandale einordnen und wie sie ihnen begegnen. Ich konnte vor allem ohne Umschweife Fragen stellen, welche mich über individuelle Problemlösungen, Auslegungen, Einschätzungen und Hindernisse informieren und helfen, mir ein Bild zu machen von den Arten der Vertrautheit bzw. wie diese nach Störungen oder Irritationen wieder hergestellt werden.

Liest man nämlich postmoderne Autoren, scheint es immer weniger Gewissheiten und damit Garanten für Vertrautheit zu geben. So gehört es für Baumann (1992) zu den Konsequenzen der Moderne, dass die Ambivalenzen und Unsicherheiten ins Private vorrücken. Skandale im Lebensmittelbereich können also Krisensituationen darstellen, die Individuen zwingen, entsprechende notwendige Entscheidungen in ihrem Alltag selbst auszuhandeln:

»Ambivalenz ist aus der öffentlichen Sphäre in die private übergegangen, seit keine weltliche Macht mehr die Neigung zeigt, sie auszulöschen. Sie ist jetzt im großen und ganzen eine persönliche Angelegenheit. Wie so viele andere globalgesellschaftliche Probleme muß dieses jetzt individuell angepackt werden und, wenn überhaupt, mit individuellen Mitteln gelöst werden. Die Erlangung von Klarheit der Absicht und Bedeutung ist zu einer individuellen Aufgabe und persönlichen Verantwortung geworden.« (Baumann 1992: 311)

Entsprechend dieser These müssen die Menschen nicht nur Risiken bewältigen, sondern ihnen stehen dabei kaum noch Institutionen wie gesichertes Wissen und Traditionen zur Verfügung. Die Auflösung des Gewissheitsgaranten Wissenschaft setzt letztlich das Individuum frei, seine Lebensplanung und die Bewältigung von Krisen individuell zu realisieren. Gilt aber diese Situation auch für den alltäglichen Umgang mit Lebensmittelskandalen? Worauf bauen die Menschen ihr Vertrauen auf und welche Konsequenzen ziehen sie daraus?

Ein Blick in das Interviewmaterial und auf die identifizierten Bewältigungsmuster bestätigt eher eine andere Tendenz. Vielmehr zeigt sich, dass einige bereits über individuelle Handlungsrezepte und verfestigte Strategien zur Bewältigung von Lebensmittelskandalen verfügen und sie wie-

derholt anwenden. Andere treffen dagegen ihre Entscheidungen anhand von Informationen, die sie von Experten oder aus den Massenmedien beziehen.

Es scheinen also noch Vertrauen stiftende routinierte Handlungen und Gewohnheiten zu existieren, die beispielsweise für Giddens (1991) weiter bestehen, auch wenn sich mit der Moderne die Rahmen ortsgebundener Beziehungen und Traditionen auflösen und die Grenzen der Wissenschaften offensichtlich werden. Mit der Moderne habe zwar – so Giddens – ein Prozess chronischer Änderungen und Anpassungen aufgrund ständig neu einlaufender Informationen eingesetzt, aber Vertrauen wird nun verstärkt aus unpersönlichen Prinzipien und Expertenwissen gezogen. Man kann dabei zwar gegenüber Zusätzen in Lebensmitteln oder der klinischen Medizin skeptisch sein, dies bedeutet aber nur, dass man dann auf andere Quellen (Ökoprodukte) oder Institutionen (ganzheitliche Medizin) vertraut (vgl. Giddens 1991: 23). Damit wird deutlich, dass für Giddens Handlungsfähigkeit nur gegeben ist, wenn ein Individuum Zutrauen in die »Zuverlässigkeit einer Person oder eines Systems im Hinblick auf eine gegebene Menge von Ergebnissen oder Ereignissen [hat], wobei dieses Zutrauen einen Glauben an die Redlichkeit oder Zuneigung einer anderen Person bzw. an die Richtigkeit abstrakter Prinzipien (technisches Wissen) zum Ausdruck bringt.« (Giddens 1996: 49)

Vertrauen spielt bei Giddens eine große Rolle, da das gewöhnliche Alltagsleben auf einer Seinsgewissheit beruht, die in der autonomen Kontrolle über den Körper im Rahmen voraussagbarer Routinen deutlich wird. Die Seinsgewissheit selbst bildete sich mit den fundamentalen Mechanismen der Angstkontrolle und einem Gefühl des Vertrauens in der Kindheit heraus, das nach Erikson (1973) mit der ersten Phase kindlicher Prägung im Gegensatz *Urvertrauen* und *Urmisstrauen* zusammenfällt. Das Urvertrauen entsteht mit der vorhersagbaren und fürsorglichen Routine der Eltern, die Kontinuität und Gleichartigkeit vermittelt, so dass das Kind von »eine[r] innere[n] Welt erinnertes und voraussagbarer Empfindungen und Bilder in fester Korrelation mit der äußeren Welt vertrauter, zuverlässig wiedererscheinender Dinge und Personen weiß.« (Erikson zitiert in Giddens 1995: 104). Im weiteren Verlauf des Lebens wird die dadurch entstandene Seinsgewissheit durch die immergleichen Routinen aufrechterhalten. Die Routinisierung geht aber nicht aus inneren, verborgenen Antrieben hervor, sondern entspringt der *reflexiven Fähigkeit* der Menschen, das eigene Tun zu verstehen, während sie es tun. Dieses Wissen, wie in den Kontexten des gesellschaftlichen Lebens zu verfahren ist, kann stillschweigend (*praktisches Bewusstsein*) angewendet oder es kann direkt diskursiv zum Ausdruck gebracht werden (*diskursives Bewusstsein*). Im Regelfall erfolgt die reflexive Steuerung des Handelns dabei routinemäßig im praktischen Bewusstsein.

Zu einer kritischen Situation kommt es nach Giddens jedoch erst dann, wenn bestimmte Ereignisse die Gewissheiten institutionalisierter Routinen bedrohen. Solche Verhältnisse sind gegeben, sofern das Gefühl, autonom handeln zu können, das sich bei normalen Routinen des Alltagslebens in bekannten sozialen Räumen einstellt, fast vollständig zerstört wurde. Giddens schreibt: »sie ›entkleiden‹ den Menschen seiner anerzogenen Reaktionen, die mit der Sicherheit der Körperbeherrschung und einem vorhersehbaren Rahmen des gesellschaftlichen Lebens verbunden sind.« (Giddens 1995: 115) Der Mangel an Kontrolle löst Angst aus, die sich erst wieder durch eine Vertrautheit mit einer Krisensituation (Wissen um passende Umgangsweisen) in ein Gefühl der Seinsgewissheit verwandelt.

In der Spätmoderne sieht Giddens zwei Optionen, um dem Mangel an Kontrolle durch kritische Situationen zu begegnen. Einerseits kann der Laie auf unpersönliche Prinzipien und Expertenwissen (Statistiken, Therapien, Grenzwerte) vertrauen und damit Ungewissheit handhaben, oder der Mensch reduziert andererseits Handlungsrisiken, indem er die Wahrscheinlichkeit möglichen Betroffenseins bedenkt, die räumliche und zeitliche Distanz zur Gefahr abwägt, sich dem Schicksal ergibt oder auf eine Beherrschbarkeit des Risikos hofft (vgl. Giddens 1991: 129-130).

Im vierten Kapitel bin ich bereits ausführlicher auf den Ansatz von Alfred Schütz (1982, 1990; Schütz/Luckmann 1991) eingegangen, der ebenfalls davon ausgeht, dass die Menschen in der Alltagswelt ein unproblematisches und selbstverständliches Verhältnis zu den tagtäglichen Gegebenheiten, Personen und Dingen haben. In dieser Wirklichkeit leben und agieren die Menschen intersubjektiv miteinander, wobei sie routinemäßig erprobte Handlungsrezepte anwenden. Dies ist möglich, da die Individuen in der Alltagswelt mit vertrauten Themen, vertrauten Auslegungen und einem habituellen Besitz an Problemlösungen aus früheren Erfahrungen und bisher erfüllten Erwartungen handeln.

Im Gegensatz zu Giddens ist bei Schütz Vertrautheit gegeben, wenn sich *Routine-Situationen* mittels des Gewohnheitswissens routinemäßig auslegen und bewältigen lassen. In *problematischen Situationen* beginnt das Individuum dagegen, bewusst nach ähnlichen Aspekten und Attributen von Gegenständen, Personen oder Vorgängen in seinem Wissensvorrat aus früheren Erfahrungen zu suchen, um mit der aktuellen Situation fertig zu werden. Erst wenn sich offene Elemente nicht mehr typisieren lassen, werden diese neu ausgelegt, wobei ein Individuum den Prozess abbricht, sobald eine Vertrautheitsstufe erreicht ist, die ausreicht, um die Situation zu deuten und zu bewältigen (vgl. Schütz/Luckmann 1991: 189).

Anschaulich beschreibt Schütz (1964) diese Umgangsweisen mit aktuellen Situationen anhand von zwei Idealtypen: *Mann von der Straße* und *gut informierter Bürger*. So greift der Mann von der Straße auf sein Gebrauchs- und Rezeptwissen zurück, um mit den alltäglichen Problemen fertig zu werden. Dabei interessiert ihn nicht das Was und Warum einer

Störung, sondern ihm ist ganz pragmatisch an der ungehinderten Fortführung seiner alltäglichen Routine gelegen. Der gut informierte Bürger ist dagegen mit dem vagen Rezept- und Gebrauchswissen des Mannes von der Straße nicht zufrieden. Er ist vielmehr bestrebt, Informationen zu suchen, um zu einer vernünftig begründeten Auslegung der aktuellen Situation zu kommen. (vgl. Schütz 1964: 130f.)

In diesem Sinne ist der Umgang mit Lebensmittelskandalen, anhand des Interviewmaterials, in vielen Fällen als gewohnheitsmäßiges Handeln zu verstehen. Es besteht bereits eine gewisse Vertrautheit mit solchen Situationen, da diese Gesprächspartner bei den öffentlichen Skandalisierungen mit bestimmten, erprobten Bewältigungsstrategien reagieren. Entweder setzen sie auf Vertrautes, von dessen Redlichkeit bzw. Richtigkeit (ökologisch angebaute Lebensmittel, regionale Erzeugnisse, unabhängige bzw. staatliche Kontrollen) sie ausgehen, oder sie holen sich bei Experten bzw. in den Massenmedien Informationen, um ihr Handeln danach auszurichten. Es sind aber nicht nur diese Merkmale, die das jeweilige Bewältigungsmuster bestimmen, sondern hinzu kommen intervenierende Bedingungen wie fehlende Informationen, knappe finanzielle Mittel, mangelnde Zeit etc.

Als nächstes werde ich nun die typischen Bewältigungsmuster im Umgang mit Lebensmittelskandalen vorstellen. Bei diesen handelt es sich um Idealtypen, denen bestimmte Bedingungsgefüge und Zusammenhänge eigen sind, welche auch die Grundlage für die Unterscheidung und Zuordnung der Einzelfälle in einzelne Gruppen bildet. Natürlich differenzieren sich die Einzelfälle ebenfalls in anderen Bereichen, was jedoch für die Bildung idealer Falltypen zu vernachlässigen ist, um durch eine einseitige Zuspitzung Unterschiede deutlicher hervortreten zu lassen (vgl. Gerhardt 1991: 438). Dieser Schritt bedeutet schließlich, dass sich andere Einteilungen und Gruppierungen der ausgewählten Fälle (n=29), deren Interviews ich vollständig transkribiert und ausgewertet habe, ergeben, wenn man sich den Einzelfällen mit einer anderen Fragestellung annähert.

Insgesamt unterscheide ich zwischen fünf Bewältigungstypen (siehe Aufzählung). Die Typen selbst differenzieren sich dabei vor allem nach verschiedenen Arten des vertrauten, persönlichen Umgangs mit Lebensmittelskandalen. Da ist das Vertrauen in frische, unbehandelte Lebensmittel oder in Produkte aus der Region. Andere vertrauen dagegen auf durchgeführte Kontrollen staatlicher, unternehmerischer oder unabhängiger Institutionen. Dann sind da noch jene, die auf Expertenwissen bauen, welches sie sich im näheren Umfeld besorgen und die Gruppe der Befragten, die ihr Verhalten an der Berichterstattung ausrichtet. Die genannten Vertrauensfundamente selbst stehen in Verbindung mit bestimmten Bedingungsgefügen, auf die ich in den einzelnen Typendarstellungen eingehen werde.

- Natürliches als Alternative (6 Fälle)
- Zutrauen in die Region (7 Fälle)
- Vertrauen in institutionelle Kontrollen (8 Fälle)
- Expertenwissen beschaffen (4 Fälle)
- Selektiver Verzicht als Reaktion auf mediale Berichterstattung (4 Fälle)

In den nächsten Abschnitten stelle ich diese Typen einzeln vor. Zunächst wird das jeweilige charakteristische Ausprägungsmuster beschrieben und anschließend ein Beispielfall besprochen.

Natürliches als Alternative

Für diesen Typus ist die Natur von zentraler Bedeutung. Jene Befragten orientierten ihre Handlungen und Beurteilungen der Situation am Maßstab des Natürlichen. Die Natur oder die Natürlichkeit von Verhältnissen und Prozessen werden dabei als Antithesen zur konventionell produzierenden Landwirtschaft und Ernährungsindustrie aufgefasst, wobei konventionell für diesen Typus eine intensive und industrielle Erzeugung und Verarbeitung von Lebensmitteln ist. Aus dieser Perspektive treten Probleme systematisch mit der Entfremdung von natürlichen Kreisläufen und Bedingungen aufgrund der Intensivierung und Industrialisierung der Produktion auf. Im Gegensatz dazu kann eine Produktionsweise, die sich an den natürlichen Verhältnissen orientiert, gesunde und unproblematische Lebensmittel erzeugen. Diese Sichtweise prägt auch die eigenen Handlungen des Typus: Sie konsumieren bewusst »natürliche« (frische, unbehandelte) Waren. Unter ihnen waren zudem viele Vegetarier, was eine gewisse Distanz zu den Fleischskandalen bot. Zugleich erwächst aus ihrem Engagement eine Eigen- und Fremdsicht, die sich über den bewusst alternativen Konsum von anderen Konsumformen abgrenzt.

Der Typus in seinen Ausprägungen deckt sich mit den Charakteristiken anderer Typenbeschreibungen. Er teilt die Werthaltungen und das Konsumverhalten des politischen Verbrauchers (vgl. Stolle/Micheletti 2005: 41; siehe auch Micheletti 2003) bzw. entspricht den identifizierten Einstellungen (technikfeindlich, umweltbewusst, ernährungsbewusst) und dem sozialen Merkmal (höhere Bildung) in anderen Verbraucherstudien (Bergmann 2000; Kafka/Alvensleben 1998; Meyer-Hullmann 1999).

Besonders anschaulich ist für diesen Typus Frau Heiner. Sie ist vierzig Jahre alt und lebt in einer ostdeutschen Großstadt. Ihr Vater ist Leiter eines landwirtschaftlichen Technikbetriebes (Schlossermeister) und ihre Mutter arbeitet als Lehrerin. Sie selbst hat einen 10. Klasse-Abschluss und eine Ausbildung zur Biologielaborantin. Nach der Ausbildung hat sie ein Mikrobiologiestudium angefangen, aber nicht beendet. Danach jobbte sie in

Kindereinrichtungen, baute eine Landkommune mit auf und machte sich mit der integrativen Sozialtherapie vertraut. Heute ist Frau Heiner zwar arbeitslos, engagiert sich aber ehrenamtlich für Kinder. Mit zwei von ihren drei Kindern und ihrem Partner wohnt sie in einer unsanierten Vier-Zimmer-Wohnung. Das dritte Kind lebt bei ihrem früheren Ehemann. Persönlich ist ihr wichtig, ihr Selbst auszugleichen. Dazu gehört es, sich wohl zu fühlen, sich gut und gesund zu ernähren und sich sinnvoll zu beschäftigen. Im gemeinsamen Haushalt stehen ihnen insgesamt pro Monat zwischen 1000 und 2000 Euro zur Verfügung.

Nach den Ursachen für Lebensmittelskandale gefragt, verortet Frau Heiner diese in der Art der Erzeugung und Produktion konventioneller Lebensmittel. Beispielsweise beschreibt sie die Massentierhaltung als »völlig ungesunde ja Bedingungen« (Frau Heiner, 232): Die Intensivierung und Industrialisierung der Tierhaltung ist für sie ein »Wahnsinn« und »ich finde es als was völlig normales ne, dass bei den Zuständen tatsächlich auch solche Geschichten passieren ne.« (Frau Heiner, 226-8) Hinzu kommt, dass der maßlose Konsum die Verhältnisse völlig »aus dem Gleichgewicht« (239) oder »völlig aus dem natürlichen Rhythmus« (252) bringt: »Also so ein, so überhaupt kein so ein ganzheitlicher Blick, also wie kann man tatsächlich gesund leben und gesunde Verhältnisse schaffen ohne das jetzt immer gleich alles so kippt, ne, das finde ich wirklich völlig schräg.« (Frau Heiner, 206-9)

Umgekehrt würden aus Sicht von Frau Heiner solche Skandale nicht auftreten, wenn die Landwirte Nahrungsmittel unter »natürlichen« Bedingungen erzeugen und die Menschen sich engagieren würden, da sie etwas ändern können. Frau Heiner hat jedoch in ihrem Umfeld auch die Erfahrung gemacht, dass ihre Ideen abgelehnt werden, insbesondere von jenen, die ihre Lebensweise nicht teilen. Daher erklärt sie sich nur einem kleinen Kreis Gleichgesinnter: »Und [ich] guck dann eher, wenn Leute wirklich was wissen wollen und auf mich zukommen, dann kann ich denen erzählen, warum ich es wie mache, so ne. Aber jetzt auf die Leute zugehen und denen was erzählen, mach ich nicht.« (Frau Heiner, 323-6)

Ihre ökologisch-alternative Ausrichtung wird noch durch weitere Faktoren bestätigt: sie hat eine Landkommune aufgebaut, ist Teil einer Gemeinschaftsbewegung, ernährt sich vegetarisch und schickt ihre Kinder auf eine freie Schule. Exemplarisch wird dieses alternative Bewusstsein insbesondere an ihrer Ernährung deutlich. Zu einem grenzt sie sich von »Fastfood-Menschen« (Frau Heiner, 96) ab und beschreibt deren Ernährungsweise als »dieses völlige entfremdete Konsumieren« (Frau Heiner, 106-7). Andererseits wurde Frau Heiner Vegetarierin, nachdem die Neurodermitis ihres Sohnes abheilte, weil sie auf tierisches Eiweiß verzichteten. Dies hatte zur Folge, dass sie seitdem bewusster auf ihr Essverhalten achtet und kein Fleisch mehr isst.

Ihre ökologisch-alternative Lebensgestaltung bestimmt letztlich ihren Umgang mit Lebensmittelskandalen. So musste sie ihre Ernährungsgewohnheiten bis jetzt noch nicht umstellen, weil sie einen Teil ihrer Lebensmittel über eine Verbrauchergemeinschaft bezieht, die ihre Waren von vertrauten Biobauern der Region erhält und deren Höfe sie bereits besucht hat. Sie ist zu dieser Gruppe aus der Überzeugung gekommen, dass Bio-Produkte ganzheitlicher und gesünder als konventionell angebaute sind. Von Fleischskandalen waren sie und ihre Familie dagegen schon deswegen nicht betroffen, weil sie sich vegetarisch ernähren.

Zutrauen in die Region

Für diesen Typus kommt die Gefahr der Lebensmittelskandale von außen. Den besten Schutz vor solchen Verunsicherungen bieten aus Sicht der Befragten Lebensmittel aus dem eigenen Land oder der unmittelbaren Nachbarschaft, da sie ihre Region und die Menschen darin für loyal und rechtschaffen halten. Die Glorifizierung der Region ist jedoch zugleich mit einer Dämonisierung des Auslands und der Fremde verbunden, wobei sich die negative Beurteilung des anderen nicht auf konkrete menschliche Gruppen beziehen muss, sondern teilweise zielt sie diffus und unspezifisch auf chaotische, undurchsichtige Zustände in räumlich entfernten Gebieten, Zeiten oder Konsummöglichkeiten (Supermarkt, Discounter).

Hinzu kommt, dass solche Skandale die Befragten zwar aufrütteln, aber nicht dazu führen, dass sie sich weitergehend über die Zusammenhänge informieren. Vielmehr ist ihr Zutrauen in die Produkte und Waren der Region ungebrochen, was sich auch während der zurückliegenden Lebensmittelskandale darin zeigt, dass sie insbesondere für regionale Erzeugnisse offen waren und sich an entsprechenden Angeboten orientierten (z.B. Fleisch aus Deutschland, aus der Region, von bestimmten Bauern in der Nachbarschaft).

Exemplarisch möchte ich dazu Herrn Lehmann vorstellen. Er ist 52 Jahre alt und lebt in einer ostdeutschen Kleinstadt. Seine Eltern kamen aus Schlesien und arbeiteten beide als Sägewerker. Er selbst hat Zimmermann gelernt (10. Klasse-Abschluss) und arbeitet heute auf Montage als Polier. Seine Frau macht den Haushalt und betreut fünf der acht Kinder, die noch bei den Eltern wohnen. Herr Lehmann ist mit ihr seit 1974 verheiratet und bewohnt zusammen mit der Familie ein Eigenheim. Der Raum, wo das Gespräch stattfand, hatte einen mintgrünen Kamin und eine Couchecke mit gläsernem Couchtisch. In der Anbauwand gab es neben einem großen Fernseher Erinnerungsstücke, Glasobjekte und eine große Video- und DVD-Sammlung. Insgesamt stehen dem Haushalt ca. 2000 Euro pro Monat zur Verfügung. Dabei ist es Herrn Lehmann wichtig, dass er durch seiner Hände Arbeit sein Geld verdienen kann und damit das Gefühl hat, un-

abhängig zu sein. Neben seinem Hobby, einem Motorrad, zeichnet sich ein gutes Leben durch eine »intakte Familie« aus. Und beim Thema Essen ist ihm wichtig, Fleisch zu haben und gesättigt vom Tisch aufzustehen.

Lebensmittelskandale haben für Herrn Lehmann mehrere Ursachen. Erstens treten kriminelle Handlungen auf (Verstoß gegen Testvorschriften bei Rindern), zweitens dramatisieren die Medien einen Missstand bis zum Skandal und drittens beobachtet er einen Verfall bzw. Verlust an Ordnung. Insbesondere den Verlust an Stabilität und Struktur durch *Veränderungen* erlebt er als ein *undurchsichtiges Chaos*. Früher (zu DDR-Zeiten) hätten beispielsweise »Seuchenmatten« in den Ställen gelegen und man wäre nicht so ohne weiteres in die Stallungen gekommen. Dies hat sich mit der Wende aber verändert: »HEUTE kannst du, sind alle Türen offen.« (Herr Lehmann, 234-5) Diese Aussage bezieht sich zwar noch auf die Stallanlagen, aber deutet auch ein anderes Thema an: fehlende schützende Regelungen an den nationalen Grenzen: »die Gefahr ist doch jetzt größer durch das Öffnen, dass jetzt alles offen ist, kommt doch von überall das Zeug her« (Herr Lehmann, 263-4). Die *Öffnung* unterbindet damit nicht nur die Durchsetzung von schützenden Regelungen, sondern lässt auch das Fremde eindringen. Entgegen den Tieren von *hier* zeigt Herr Lehmann Skepsis gegenüber den fremden Produkten aus *Übersee*. Diese sind genauso undurchsichtig wie der Großhandel, die Großstadt oder die Kaufhalle (ostdeutsche Bezeichnung für Supermarkt). So sagt Herr Lehmann: »in einer Halle zum Beispiel, eine Kaufhalle, da weißt du nicht, wo es herkommt. Da kann von eigene Produktion oder sonst was dran stehen, das weiß man halt nicht« (Herr Lehmann, 344-6).

Die Region (bzw. Provinz) ist dagegen stets ein positives *Gegenbild* für ihn. Da weiß er, was er und woher er seine Lebensmittel hat. Vertrauen erwächst für Herrn Lehmann aus dieser Nähe und gibt ihm Sicherheit bei Fragen zum Umgang mit Lebensmitteln:

»Na wie gesagt, wenn es aus der heimischen Produktion kommt, dann weiß ich das ist von hier, das ist hier aufgewachsen, gefüttert worden oder ist hier geerntet worden, dann sage ich, kann ich ausgehen, dass es sicher ist, sage ich es mal so. Ich meine hundertprozentig wahrscheinlich auch nicht, aber zumindest hat man ein anderes Gefühl, als wenn es von außerhalb kommt.« (Herr Lehmann, 722-6)

Auf die persönlichen Essgewohnheiten im Gespräch kommend, erwähnt Herr Lehmann die BSE-Krise und »irgendwas« mit Eiern. In diesem Zusammenhang erzählt er, dass er sich während dieser Ereignisse nicht umstellte, da es ihn nach eigener Aussage nicht berührt hat. Als Gründe dafür nennt er erstens die *räumliche Distanz der Gefahr*, das heißt, so lange das Problem weit entfernt ist, bleibt es ausgeblendet. Also ganz nach dem Motto: »[U]m so weiter weg es ist, um so weniger, sage ich mal, um so weniger interessiert man sich, aber wenn es hier dichter dran ist, dann hört man schon anders hin« (Herr Lehmann, 398-400). Zweitens überlässt sich

Herr Lehmann auch mal dem Schicksal: Kann er seine Gewohnheiten nicht mehr aufrechterhalten, setzt er auf die Selektivität der Gefahr. Er wägt die Wahrscheinlichkeit des Risikos ab und hofft für sich, nicht betroffen zu sein, denn »nicht alle Tiere (können) verseucht sein« (29). »Kommt (aber) der Tag: ›Mensch, heute möchtest du doch noch mal eine Roulade essen.‹ Dann holst du dir mal eine. Wird ja nichts gerade dran sein.« (560-2)

Auf seine eigene körperliche Unversehrtheit bezogen, hat Herr Lehmann also bei Lebensmittelskandalen seine Ernährungsgewohnheiten noch nicht umgestellt. Einer persönlichen Gefährdung standen dabei die räumliche Entfernung der registrierten Gefahr und die geringe Wahrscheinlichkeit der persönlichen Betroffenheit entgegen. So assoziiert er die BSE-Krise mit entfernten Regionen, was ihn zugleich von einer Problematisierung in der näheren Umgebung abhält und das Zutrauen in die umliegende Region unbeschädigt lässt.

Vertrauen in institutionelle Kontrollen

Dieser Typus vertraut in die Kontrollmaßnahmen und -einrichtungen der Politik und der Hersteller, dass sie gegebenenfalls Lebensmittelskandale bewältigen und beherrschen. Nach Ansicht dieser Befragtengruppe mögen zwar die Erzeuger und Händler durch ihre Gewinnorientierung Fehlverhalten und Abweichungen verursachen, die relevanten Institutionen, Einrichtungen oder Behörden zur Kontrolle erweisen aber gerade dadurch ihre Handlungsfähigkeit, dass sie solche Missstände aufzeigen und an die Öffentlichkeit bringen. So vermitteln hohe gesetzliche Auflagen und durchgeführte Kontrollen für diese Befragten die Gewissheit, dass mit den Skandalen im Lebensmittelbereich eine Ursachenbekämpfung einsetzt und es kaum einen Grund zur Besorgnis für den Verbraucher gibt. Solange also dieses Vertrauen in die staatliche, wissenschaftliche oder technische Beherrschbarkeit des Problems besteht, werden Lebensmittelskandale kaum wahrgenommen und haben keinen Einfluss auf die Handlungen und Ernährungsgewohnheiten der Befragten, was sich schließlich auch mit der geringen Informiertheit der Befragten dieses Typus deckt.

Ein typischer Fall ist beispielsweise Herr Faber, der seit seiner Geburt vor 30 Jahren in einer westdeutschen Großstadt lebt. Sein Vater ist Professor für Architektur und seine Mutter arbeitet als Übersetzerin. Er selbst studiert ebenfalls Architektur und verdient etwas Geld nebenbei als Komparse für Filme und in einer Möbelfirma. Zusammen mit seiner Freundin ergeben sich daraus im Monat mehr als 2000 Euro für den gemeinsamen Haushalt. Beide leben in einer Dachgeschosswohnung eines sanierten Altbaus mit einer offenen Edelstahlküche und modernster Technik. Für Herrn

Faber sind soziale Netzwerke und Spontaneität wichtig. Essen spielt für ihn nur eine untergeordnete Rolle und soll vor allem sättigen.

Nach Lebensmittelskandalen gefragt, kann sich Herr Faber an einige erinnern. So erwähnt er »Salmonellengeschichten bei den Schweinen und bei den Hühnern« oder »in den wilden 80igern, als ich noch klein war, da gab es halt so ein paar Farbstoffe, die dann plötzlich auf irgendwelche schwarzen Listen gerieten. Irgendwelche E-300-Schlagmichtot.« (Herr Faber, 148-52) Er kann sich auch an Probleme mit kontaminiertem Milchpulver durch den Tschernobyl-Vorfall oder an die Deklaration »falsche[r] Nährwerte« auf Babynahrung erinnern, aber ein bleibendes Bild hat die BSE-Krise hinterlassen, weil »dieser riesige Medienhype, [...] darüber entstanden ist.« (165) Im Vergleich zu anderen Interviewten kann Herr Faber zwar verschiedene Skandale aufzählen, aber er verfügt dabei über keine weitergehenden Informationen zu den Hintergründen und möglichen Gefährdungspotentialen. Er hat eher vage Erinnerungen an »Geschichten«, die irgendwas problematisiert haben.

Dass solche Vorfälle überhaupt auftreten, führt er auf komplexe Produktionsstrukturen zurück. Er nimmt an, dass mit den zunehmenden Verarbeitungsschritten und weiteren chemischen Zusätzen immer mehr Schwachstellen entstehen, aus denen schnell Fehler werden können, wenn »Profitgier und Nachlässigkeit« (Herr Faber, 240) dazu kommen. Es sind aber nicht nur die negativen Folgen industrieller Produktionsweisen, die zu Skandalen im Lebensmittelbereich führen, sondern auch verbesserte Messtechniken ermöglichen es, Missstände schneller zu entdecken. Skandale sind dann sozusagen das Ergebnis durchgeführter Kontrollen. Generell ist er also zuversichtlich, dass kontrolliert wird:

»Äh und sonst, ja das ist eigentlich, eigentlich glaube ich nicht, dass man sich wirklich schützen kann, sondern man muss sich schon drauf verlassen, äh dass das da. (.) Ja, man muss sich einfach wirklich drauf verlassen, dass das schon in Ordnung geht und jemand das kontrolliert und dass die Firmen halt, die das herstellen auch daran interessiert sind, saubere und ordentliche Produkte zu liefern, weil, ja, weil das halt in ihrem Interesse ist sozusagen.« (Herr Faber, 273-8)

Darum empfiehlt er auch anderen, sich bei unabhängigen Stellen oder beim Hersteller zu informieren, weil »die meisten Lebensmittelhersteller schon auch ein Interesse dran haben, diese Skandale selber zu bewältigen und äh Folgeschäden so zu vermeiden« (Herr Faber, 292-4).

Über sein Verhalten bei potentiellen Gefahren sagt Herr Faber: »Ich bin auch so mit diesen das und das ist krebserregend das ähm, also davon lasse ich mich eigentlich auch nicht so wirklich schrecken. Bin so ein bisschen ignorant vielleicht.« (Herr Faber, 202-4) So hat er sich auch in der BSE-Krise nicht eingeschränkt und zeigte sich bei solchen Ereignissen wenig besorgt. Dazu kommt, dass für ihn Skandale ja auf funktionierende Kontrollen verweisen: »ja, wenn so was entdeckt wird, dann hat ja jemand

vorher nachgesehen. Das finde ich dann auch schon ein beruhigendes Gefühl.« (252-3) Was ebenfalls dazu führt, dass er sich generell wenig über Lebensmittelskandale informiert.

Weiterhin dürften folgende Aspekte sein Verhalten in der BSE-Krise bestärkt haben: er isst allgemein wenig Fleisch und ihm erscheint das Risiko einer Erkrankung als recht gering, da BSE – nach seiner Aussage – nur dann gefährlich gewesen wäre, wenn man sich zwei Monate von Rinderhirn pur ernährt hätte.

Expertenwissen beschaffen

Expertenwissen spielt für dieses Muster die Rolle eines zentralen Orientierungsrahmens. Man vertraut demnach in Experten und nutzt ihre wissenschaftliche Expertise, um die eigenen Handlungen in öffentlichen Bedrohungsszenarien durch bereitgestellte Risikoeinschätzungen fundieren zu können. Dieses Verhalten entspricht dabei dem Typus des *gut informierten Bürgers* (Schütz 1964), der sich ebenfalls aktiv und selektiv informiert, um sein Handeln an einer vernünftig begründeten Auslegung der Situation auszurichten.

Für diesen Typus sind Spezialisten unabhängige Autoritäten, die als Wissenschaftler und Sachkundige mögliche Zusammenhänge erklären können. Zu dieser Kategorie von Experten zählen vor allem Ärzte und Naturwissenschaftler. Durch Verweis auf die Expertisen der Sachkundigen distanziert er sich auch kritisch von den Dramatisierungen in den Massenmedien bei Lebensmittelskandalen. Zentral für ihn ist dabei die Beschaffung von sachgerechten Informationen, die es ermöglichen, potentielle Gefahr aus Lebensmittelskandalen für sich und andere einzuschätzen und sich daran auszurichten. Zugleich ist es typisch, dass die Ausrichtung an Expertenwissen eng mit Spezialisten im eigenen sozialen Umfeld verbunden ist. Mit anderen Worten: Sein Vertrauen beruht auf persönlichem Kontakt zu Experten in seiner Umgebung. So geht aus den Interviews hervor, dass die Befragten dieses Typus Experten konsultieren, wenn sie einen Arzt oder Naturwissenschaftler in der Familie, im Bekanntenkreis oder am Arbeitsplatz haben. Dies deutet bereits an, dass die Befragten dieses Typus eine höhere Bildung haben und in der Lage sind, ihre Lebensmittel preisintensiver im Einzel- und Fachhandel zu beziehen.

Ein typischer Vertreter dieses Typus ist Herr Thom (50 Jahre). Er kommt aus einer Großfamilie mit sieben Geschwistern. Sein Vater war ein politischer Funktionär und seine Mutter arbeitete als Köchin. Heute lebt er in einer ostdeutschen Großstadt, wo er als Psychotherapeut arbeitet. Zusammen mit seiner Lebenspartnerin (seit mehr als 25 Jahren) hat er eine Tochter und wohnt in einer Mietwohnung mit Garten. Die Drei-Raum-Wohnung ist groß und ermöglicht, dass jeder ein eigenes Zimmer hat. Es

gibt zudem eine geräumige Küche, die zugleich der zentrale Ort für das Familienleben ist.

Beim Essen achtet Herr Thom wegen seines Gewichts bewusst auf eine gesunde Ernährung (Trennkost), aber auch die Form und das Aussehen des Essens spielen für ihn eine wichtige Rolle: »Ein richtiges Essen muss zelebriert werden.« (Herr Thom, 14) oder: »Essen ist Sinneslust für mich [...] Also da achte ich schon drauf und die Zeit nehme ich mir.« (52-3) Dazu gehört, dass er das Korn für das selbstgebackene Brot frisch mahlt und beim Kochen bewusst frische Produkte verarbeitet. Dabei stehen dem gemeinsamen Haushalt pro Monat mehr als 3000 Euro zur Verfügung.

Auf Lebensmittelskandale angesprochen, nennt Herr Thom: BSE, Babynahrung, Pestizide oder die Manipulation des Fleischgewichts durch beigefügtes Wasser. Ihren Ursprung haben solche Zustände aus seiner Sicht in einem kriminellen System, das auf dem Prinzip der Profitmaximierung aufbaut. Demnach vernachlässigen die Produzenten aus einer Profitnotwendigkeit heraus strenge Kontrollen, was schließlich zu den Missständen führt. Es ist aber nicht nur die Gewinnorientierung der Erzeuger und Hersteller, die Lebensmittelskandale verursacht, sondern Herr Thom diagnostiziert auch, dass »wir mittlerweile eine *Gesellschaft von Neurotikern*« haben (Herr Thom, 77; Hervorhebung A. P.), die als Politiker oder Journalisten ihre Ängste verbreiten wollen. Dadurch werden Ereignisse wie der Rinderwahn unsachlich behandelt und von der Presse dramatisiert. Aus Sicht des Befragten basiert dagegen ein vernünftiger und angemessener Umgang auf dem Beschaffen und Bereitstellen sachgerechter Informationen durch Experten, Verbraucherzentralen, die Stiftung Warentest oder Fachbücher (*Gegenbild*):

»Informieren. Nicht alles glauben, was in der Zeitung steht. Das ist vielleicht das wichtigste, die wichtigste Message, die man da geben kann. (.) Und am besten natürlich mit Leuten, die sich auch ein bisschen auskennen. Wobei wir es ja nicht so schwer haben da im medizinischen Bereich. Wir haben Ernährungswissenschaftler hier überall und die, da denke ich schon, dass die einem kompetente Informationen geben.« (Herr Thom, 286-90)

Ein Gedanke, der sich auch im alltagspraktischen Umgang von Herr Thom mit Lebensmittelskandalen zeigt: Er unterbricht seine Essgewohnheiten in der Regel bei Meldungen über skandalisierte Lebensmittel nicht. Beispielsweise aß er mit Genuss während der BSE-Krise Rind- und Wildfleisch weiter, weil er nach eigenen Angaben Bauern und Ärzte in seinem persönlichen Umfeld konsultiert hatte, dem zufolge keine Gefahr bestand. Er beschaffte sich aber nicht nur – in seinen eigenen Worten – »kompetente Informationen« (Herr Thom, 290) von den oben genannten Experten, sondern informiert sich auch im Fachhandel: »Äh und ich unterhalte mich auch mal gerne mit den Leuten in dem Naturkostladen, wo ich da äh auch

gerne einkaufe eigentlich. Die sind sehr gut informiert, muss ich sagen.« (177-9)

Sein selbstsicherer Umgang mit Lebensmittelskandalen beruht also auf seiner Beobachtung, dass solche Skandale zumeist Ergebnisse unsachgemäßen Umgangs durch Hersteller und Politiker sind, wobei ihm seine sozialen Kontakte zu den so genannten Experten ermöglichen, sich im Bedarfsfall mit sachgerechten Informationen zu versorgen. Zudem spielt die Ernährung eine bedeutende Rolle in seinem Leben. Unabhängig von Skandalen im Lebensmittelbereich gehört es dazu, dass sich die Familie regelmäßig mit frischen Lebensmitteln aus Naturkostläden und dem Einzelhandel versorgt und ihre Speisen selber zubereitet. Dies hat einerseits gesundheitliche Gründe (Übergewicht) und andererseits verfügt Herr Thom über die finanziellen Möglichkeiten, seine Ernährung nach ausgewählten Maßstäben zusammenzusetzen und preisintensive Produkte zu kaufen. In den Naturkostläden findet er letztlich auch jene Menschen wieder, die ihn sachgerecht beraten können.

Herr Thom beschäftigt sich aber nicht mit jedem Lebensmittelskandal und konsultiert dazu in seinem Umfeld erreichbare Experten. Die Ereignisse müssen schon seine Ernährungsgewohnheiten betreffen wie im Falle von BSE oder manipulierten Fleischgewichten. Wenn der Skandal jedoch räumlich in weiter Ferne liegt oder sein Essverhalten nicht betrifft, dann setzt sich Herr Thom mit solchen Ereignissen nicht weiter auseinander: »Wenn es mich überhaupt betrifft. Wenn es weit weg liegt, dann liegt es eben weit weg und dann habe ich keine Zeit dafür.« (Herr Thom, 217-8)

Selektiver Verzicht als Reaktion auf mediale Berichterstattung

Dieser Typus ist durch die Nachrichten und Bilder über Lebensmittelskandale sensibilisiert und beunruhigt. Die Verunsicherung führt jedoch nicht dazu, dass man sich mit möglichen Zusammenhängen eingehender beschäftigt oder die eigenen Ernährungsgewohnheiten nachhaltig ändert. Vielmehr stellt der Verzicht auf ein skandalisiertes Lebensmittel für die Befragten keine große Beschränkung dar, da die Essenaufnahme nur zum Erhalt der Arbeits- und Lebenskraft dient. Es werden also keine bestimmten Präferenzen oder Vorstellungen (z.B. gesundes, unbehandeltes oder lokal verankertes Essen) durchkreuzt, wenn dieser Typus den möglichen Konsequenzen aus einem Lebensmittelskandal durch Ausweichen auf andere Lebensmittel begegnet. Letztlich verblassen die Beunruhigung und die damit verbundene Verzichtleistung, sobald der Skandal aus den Massenmedien verschwindet, weil es kein weiterführendes Interesse an dem Thema gibt.

Veranschaulichen möchte ich diese Haltung an einem Gesprächspartner, der Kind eines arbeitslosen Starkstromelektrikers und einer gelernten Arbeiterin ist. Er hat Diplom-Soziologie studiert und arbeitet seitdem als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Herr Tamme (32 Jahre) fühlt sich dabei in seiner Arbeit wohl, da sie ihm »Zeitnischen« verschafft, um über Zusammenhänge nachzudenken. Seine Selbstverwirklichung sieht er im promovierten Soziologen erreicht, was aber noch nicht realisiert ist. Dazu gehört für Herrn Tamme, dass er mit seinen 1000 Euro im Monat allein in einer 32 qm Apartment-Wohnung lebt. Das Studierzimmer ist dominiert durch IKEA-Regale mit Büchern, einer Schreibtischplatte auf Böcken, Fotos an den Wänden und Musikinstrumenten. Zu seinem Dasein gehört, dass er seine Ernährung der Arbeit unterordnet. Er isst nebenbei, um zumindest seine Arbeitsfähigkeit aufrecht zu erhalten.

Auf die Frage nach Lebensmittelskandalen fallen Herrn Tamme BSE, Probleme mit Bio-Hähnchen, Maul- und Klauenseuche, genmanipulierte Lebensmittel und Dioxin in der Muttermilch ein. Er kann zwar nicht viel zu den Skandalen erzählen, begründet dies aber auch mit der geringen Bedeutung für ihn: »die Angst irgendwie äh negativ von der eigenen Ernährung betroffen zu sein, jetzt unabhängig davon ob ich mir gute Sachen aussuche oder schlechte Sache, ähm die ist bei mir auch nicht besonders ausgeprägt« (Herr Tamme, 115-7). Ungeachtet dessen, hat der BSE-Skandal in der Hochphase nicht nur Bilder von CJ-Kranken und sterbenden Tieren bei ihm hinterlassen, sondern auch eine persönliche Angst.

So berichtet Herr Tamme, dass er aus »persönlicher Angst, also wirklich die Angst äh krank zu werden und irgendwie zu sterben gar oder so« (Herr Tamme, 226-7) über einen längeren Zeitraum auf Rindfleisch verzichtete: »(Ich) habe [...] Rindfleisch schon gemieden, aber das hatte keine große Halbwertszeit, dieses Meiden, also ich äh dreiviertel Jahr vielleicht oder so« (222-3). Die Unsicherheit rührte daher, dass er eine mögliche persönliche Gefährdung durch seinen hohen Fleischkonsum nicht ausschloss.

Die BSE-Krise führte aber schließlich nicht dazu, dass Herr Tamme seine gelegentlichen Einkäufe biologisch angebaute Lebensmittel ausweitete. Obwohl diese nicht nur »naturnäher« nach seiner Meinung sind, sondern »was mich persönlich betrifft, muss ich ja zugeben, dass ich mich sicherer fühle, wenn ich im Bioladen einkaufe, also dass ich schon äh sagen würde, der Versuch eines biologischen Anbaus zum Beispiel reduziert (.) oder macht das Ganze etwas sicherer ja.« (Herr Tamme, 633-6) Jedoch spricht aus seinen Darstellungen gegen eine Umstellung der Einkaufsgewohnheiten, dass er erstens seiner Ernährung generell nur wenig Aufmerksamkeit schenkt und zweitens der Alternativbewegung gegenüber eine gewisse Skepsis an den Tag legt. So befürchtet Herr Tamme, dass der damit verbundene »Gesundheitswahn« nur Egoisten produziert: »zumindest die Angst besteht bei mir, dass auch so was wie Sozialität eher verloren

geht sogar, indem man sich so sehr auf mein Körper muss gesund sein, äh fokussiert« (Herr Tamme, 81-2).

Herr Tamme war also in der BSE-Krise verunsichert und besorgt, dass sein Fleischverzehr möglicherweise gesundheitliche Folgen hat. Zugleich hält er Bio-Produkte für sicher, ohne jedoch sein Einkaufsverhalten in dieser Richtung auszuweiten. So blieb es auch während der BSE-Phase bei gelegentlichen Einkäufen im Bioladen. Letztlich spielt die Ernährung für ihn nur eine untergeordnete Rolle, da Essen schlicht seine Arbeitsfähigkeit aufrecht erhalten soll. Hinzu kommt eine skeptische Haltung gegenüber der Alternativbewegung, die er mit Bio-Produkten verbindet. Beides Gründe, um seine Ernährungsweise während der Krisensituationen nicht grundlegend umzustellen. Um jedoch die eigene Verunsicherung zu bewältigen, verzichtete er zumindest während der Berichterstattung über BSE-Fälle in den Nachrichten auf Rindfleisch. Durch die Massenmedien für das Thema sensibilisiert, löst es zwar keine Suchbewegungen oder vertiefende Beschäftigungen mit den Hintergründen aus, aber die Themensetzung selbst wurde zum pragmatischen Marker, dem skandalisierten Lebensmittel schlicht auszuweichen.

»[W]as natürlich immer einfällt ist immer (.) diese konjunkturelle Sache, dass äh sich ja möglicherweise objektiv wenig verändert hat, aber es trotzdem nicht mehr medial diskutiert wird, was auch bei mir Wirkungen hat, also wenn es nicht mehr äh diskutiert wird, ist es auch erst mal für mich irgendwie weg vom Fenster, also ich denke jetzt nicht an das Ozonloch äh obwohl es noch da ist ähm also.« (Herr Tamme, 234-8)

Betrachtet man im Anschluss die identifizierten Bewältigungstypen im Vergleich zu den Idealtypen von Schütz (1964), entspricht nur das Muster *Expertenwissen beschaffen* dem Typus *gut informierter Bürger*. Beide teilen den Anspruch, die Hintergründe und Zusammenhänge eines Ereignisses oder einer Gegebenheit besser verstehen zu wollen. Ihnen genügt die oberflächliche Einordnung zu ähnlichen Situationen nicht, zugleich geht ihr Interesse aber auch nicht so weit, dass sie sich auf diesem Gebiet wie der Experte spezialisieren wollen. Insgesamt ist zwar für die anderen Typen im Einzelfall nicht auszuschließen, dass sie sich bei Lebensmittel-skandalen vertiefend über deren Ursachen und Wechselwirkungen informieren, es zeichnet sich jedoch für sie im Ergebnis dieser Arbeit eher das Grundmuster des ›Mannes von der Straße‹ ab. Nach Schütz verfolgt jener seine alltäglichen Routinetätigkeiten durch die Nutzung von Gebrauchs- und Rezeptwissen. Der Mann von der Straße betreibt dabei die Auslegung eines ungewöhnlichen und neuen Ereignisses nur so lange, bis eine Fortführung der gewohnten Alltäglichkeit gewährleistet ist, das heißt, er hinterfragt im Auslegungsprozess nicht die Umstände der aktuellen Situation. Die Nutzung von ökologisch oder regional erzeugten Lebensmitteln, das Systemvertrauen in die Beherrschbarkeit der Erzeugungs- und Her-

stellungszusammenhänge, die Abschätzung der Risikowahrscheinlichkeit, das Betonen der räumlichen Entfernung der Gefahren und auch die Orientierung an der Medienberichterstattung stellen solche Formen von Rezeptwissen dar. Sie sind den jeweilig Befragten bei der Bewältigung eines Skandals aus eigenen oder sozial geteilten Erfahrungen zuhanden. Als bereits sedimentiertes Wissen bilden sie einen Erfahrungsschatz, der eine Auslegung der aktuellen Situation in vertrauten Mustern ermöglicht und zugleich Handlungsoptionen bietet. Entsprechend halten sie an Ernährungsgewohnheiten fest oder wechseln zumindest zu Substituten.

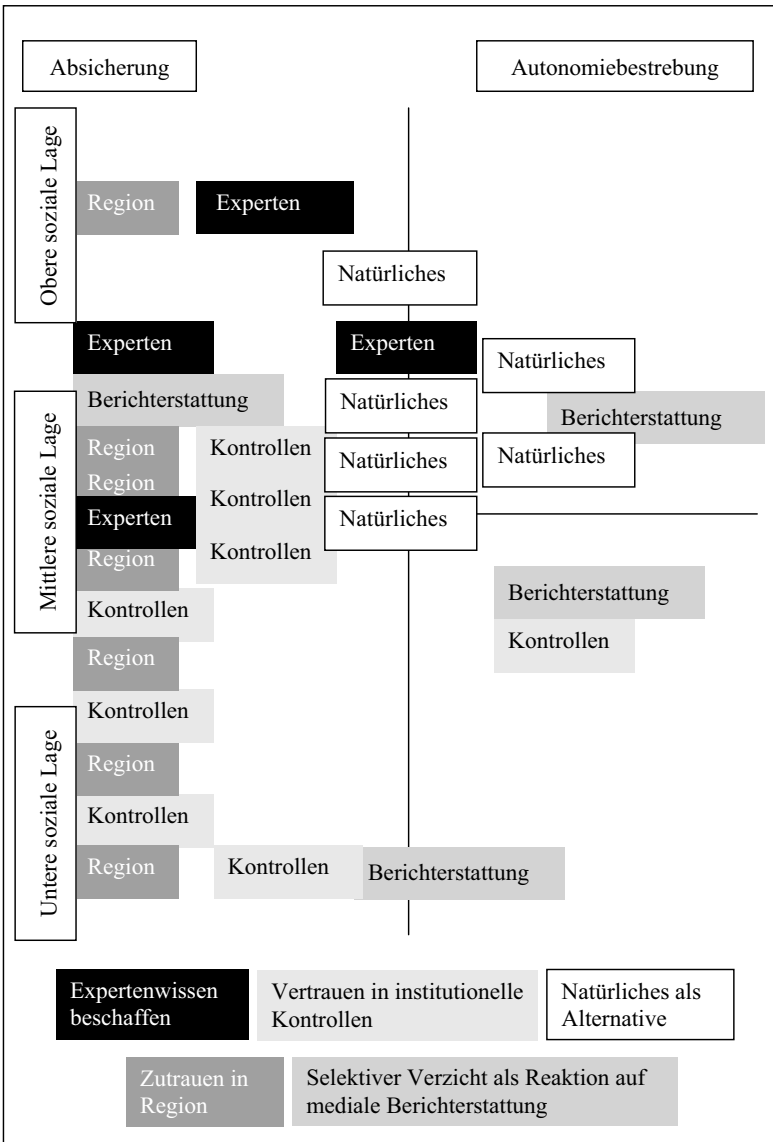
An dieser Stelle könnte man daher weiterfragen, ob die verschiedenen alltäglichen Bewältigungsmuster in bestimmten sozialen Zusammenhängen auftreten. Wie wirken sich Kontextbedingungen auf die alltäglichen Umgangsweisen aus?

Bewältigungsweisen und Bedingungsbeziehungen

Dazu hatte ich Interviews in verschiedenen sozialen Milieus geführt und später anhand ausgewählter sozialstruktureller Merkmale und Werthaltungen die Interviewpersonen in einem sozialen Raum positioniert (siehe Kapitel Empirisches Forschungsdesign). Daraus ergibt sich die Möglichkeit, die einzelnen Fälle und ihre Umgangsweisen entlang der vertikalen Differenzierungen zwischen unteren, mittleren und oberen sozialen Lagen und horizontal zwischen Orientierungen der Absicherung und Autonomiebestrebung zu betrachten. Überträgt man nun die praktizierten Bewältigungsmuster der einzelnen Befragten bei Lebensmittelskandalen auf den konstruierten sozialen Raum, lassen sich explorative Überlegungen anstellen. Dieses Vorgehen kann zumindest Aufschluss darüber geben, ob und welche Zusammenhänge sich für die identifizierten Bewältigungsweisen aufzeigen lassen. Das Ergebnis ist zwar aufgrund der geringen Zahl der Interviewpersonen nicht repräsentativ, kann aber einen Eindruck von möglichen Verknüpfungen liefern.

Als Resultat einer Positionierung der vertiefend ausgewerteten Einzelfälle im sozialen Raum wird zum einen deutlich, dass die Bewältigungsweisen der Befragten teilweise über den gesamten abgesteckten sozialen Raum streuen und es zum anderen kein Quadrat gibt, in dem nicht mindestens zwei Bewältigungsmuster zu finden sind. Es gibt also keinen Abschnitt im sozialen Raum, in welchem die befragten Personen nur eine bestimmte vertraute Umgangsweise teilen (siehe Abb. 8).

Abb. 8 Bewältigungsmuster im sozialen Raum (n=29 Fälle)



Zudem zeichnen sich nur lose Verknüpfungen zwischen einzelnen sozialen Lagemerkmalen und spezifischen Bewältigungsweisen ab. So ergeben sich zumindest leichte Häufungen einzelner Bewältigungsmuster entlang der sozialen Lagen. Am deutlichsten wird dies bei jenen Gesprächspartnern mit den Bewältigungsweisen *Expertenwissen beschaffen* und *Natürliches als Alternative*, da diese sich auf das obere und mittlere Segment des sozialen Raumes verteilen. Den befragten Personen, die auf diese beiden Um-

gangswisen vertrauen, ist dabei gemeinsam, dass sie zumeist das Abitur oder einen höheren Bildungsabschluss haben und mindestens über eine mittlere Berufsposition verfügen. Dies befähigt sie insgesamt dazu, preisintensivere Lebensmittel zu kaufen oder wissenschaftliche Expertisen zu verstehen.

Die Ergebnisse gehen jedoch nicht über die gezeigten losen Verknüpfungen zwischen sozialstrukturellen Merkmalen und bestimmten Bewältigungsmustern hinaus. Dies ist vor allem dadurch bedingt, dass die Typenbildung der Bewältigungsformen, also wie Vertrautheit während eines Lebensmittelskandals hergestellt wird, auf den jeweiligen Deutungen der Befragten beruht. Wie die Menschen eine Situation auslegen, gibt aber keinen Hinweis auf eine bestimmte Umgangsweise. Es determiniert nicht das Verhalten. Weiterhin sind die persönlichen Bewältigungsmuster in ihrer idealtypischen Darstellung nur ein vereinfachtes Bild von den Umgangsweisen. Es lassen sich zwar so die Unterschiede zwischen den Typen deutlicher hervorheben, aber die Realfälle erweisen sich oft als weniger eindeutig und von Situation zu Situation verschieden. So kann es bei gleicher Vertrauensbasis zu verschiedenartigen Umgangsweisen kommen, weil sich die Kontextbedingungen mit jedem Lebensmittelskandal ändern. Umgekehrt könnte das äußerlich beobachtete Verhalten bei jedem neuen Skandal gleich sein, obwohl sich das angewendete praktische Wissen wandelt. Auf diesen Umstand machen vor allem die praxistheoretischen Ansätze aufmerksam, wenn sie betonen, dass eingefahrene Routinen und Wiederholungen im Alltag nur »Wieder-Erzeugung[en] eines Zustands in einem anderen Kontext unter einem anderen Vorzeichen« (Hörning 2004: 34) sind. Darin ist die Beobachtung festgehalten, dass Praktiken, also wissensbasierte Tätigkeiten, die sich auf eine bestimmte ›Sinnwelt‹ (Bedeutungen von Gegenständen und Personen) stützen und sich dadurch routinemäßig reproduzieren, immer schon beides sind: Wiederholungen und Neuerschließungen (Hörning) oder Routinisiertheit und Unberechenbarkeit (Reckwitz). Praktiken realisieren zum einen das bereits Vorhandene stets auf ein Neues und sind zum anderen produktiv, da sie Vertrautes anders hervorbringen oder Eingelebtes neuartig fortsetzen können. Dies geht auf eine relative Offenheit der Praxis zurück, weil Unbestimmtheiten und Ungewissheiten eine kontextspezifische Umdeutung von Praktiken erfordern und eine ›Anwendung‹ forcieren können, »die in ihrer partiellen Innovativität mehr als reine Reproduktion darstellt.« (Reckwitz 2003: 294) In der Theorie sozialer Praktiken wird dies auf die vier Eigenschaften einer *Logik der Praxis* zurückgeführt. Demnach gibt es erstens kein praktisches Wissen, das »Antworten auf sämtliche mögliche Eigenschaften des Kontextes, in dem die Praktik vollzogen wird, bereithalten kann.« (ebd.) Praktiken können oder müssen aber nicht nur wegen Überraschungen im Kontext geändert werden, sondern auch Zukunftsungewissheit kann zweitens zu Offenheit zwingen. Unberechenbarkeit ist drittens ebenso durch interpreta-

tive Mehrdeutigkeiten gegeben, die auf eine Konkurrenz unterschiedlicher sozialer Logiken verschiedener sozialer Felder (Institutionen, Organisationen etc.) und Lebensformen (kulturelle Klassen, Milieus etc.) zurückgehen. Schließlich sind die verschiedenen Wissensformen in denselben Subjekten nur lose miteinander gekoppelt und können so zur Quelle von Überschneidungen werden. Kurz: Das Subjekt stellt »den Kreuzungspunkt unterschiedlicher Verhaltens/Wissenskomplexe sozialer Praktiken dar [...], ein mehr oder minder loses Bündel von praktischen Wissensformen: In deren Heterogenität, Nicht-Aufeinanderabgestimmtheit, möglicherweise auch Inkommensurabilität findet sich ein Potenzial für die Unberechenbarkeit des Verstehens und Verhaltens des Einzelnen und für die kulturelle Transformation der Praxis.« (Reckwitz 2003: 296)

In der Auseinandersetzung mit alltäglichen Bewältigungsformen kann es also aus der praxeologischen Perspektive nicht um die Identifikation und Bestimmung verallgemeinerbarer, spezifischer Praktiken gehen, sondern es gilt, die Variation der Praktiken aufzuzeigen. Insbesondere Reckwitz (2004) ist für eine Analyse der historisch-lokalen Kontingenz im sozialen Umgang mit Routinisiertheit oder Unberechenbarkeit. Für die alltäglichen Bewältigungsweisen von Lebensmittelskandalen bedeutet es, auf die Veränderungen der vorgebrachten Praktiken bei den Befragten einzugehen. Was hat in welchen Zusammenhang zu welchem Verhalten geführt und welches Wissen kam dabei zur Anwendung?

Mit historisch-lokaler Kontingenz sind bei den alltäglichen Umgangsweisen mit Skandalen im Lebensmittelbereich nicht allein die unterschiedlichen Relevanzsetzungen in einem Individuum gegenüber der eigenen Person und der Familie gemeint. Solche Abstufungen hatten einige Interviewpersonen (z.B. Herr Lehmann, Herr Huber) vorgenommen und entsprechend unterschiedlich reagiert. Beispielsweise haben sie Gefährdungsmeldungen und dramatische Mediendarstellungen über den »Rinderwahnsinn« für sich persönlich ignoriert, aber im Kontext ihrer Familien auf Rindfleisch kurzzeitig verzichtet. Historisch-lokale Kontingenzen schließen auch subjektive Verschiebungen und Neuausrichtungen in den Sicht- und Umgangsweisen eines Individuums ein, gerade wenn es sich um Veränderungen handelt, die vom Subjekt selbst angestoßen wurden, weil verschiedene Wissensformen vorhanden sind oder aufgrund der Einbindung in unterschiedliche soziale Felder und Lebensformen.

Exemplarisch möchte ich dazu auf Frau Blau kommen, die mit ihren 48 Jahren in einer ostdeutschen Großstadt lebt und arbeitet. Sie ist diplomierte Chemikerin und in einem Labor tätig. Dabei verdient sie zwischen 1000 und 2000 Euro im Monat und wohnt allein in einer Mietwohnung, weil sie geschieden und ohne Kinder ist. Die Zwei-Zimmer-Wohnung ist in einem sanierten Altbau und zentral gelegen. Materielle Sicherheit, soziale Einbettung und individuelle Selbstverwirklichung sind ihr wichtig und beim Essen bemüht sie sich um eine bewusste Ernährung.

Frau Blau kann durch ihren Beruf ein Gefährdungspotential im Lebensmittelbereich gut einschätzen. Sie hat die Befähigung, Anteile und Grenzwerte von bestimmten Zusätzen in Lebensmitteln zu erkennen. So erwähnt sie im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen nicht nur die BSE-Krise, sondern auch überhöhte Grenzwerte von Pestiziden in Gemüsesorten. Aufgrund einer anderen Beziehung, Mitgliedschaft bei Greenpeace, fügt sie den oben genannten Ereignissen noch die industrielle Tierhaltung bzw. Käfighaltung hinzu. Dieses spiegelt sich schließlich auch in ihren Ausführungen zu den Ursachen solcher Skandale wider, die sie als unnatürliche Erzeugungs- und Produktionsprozesse in der Landwirtschaft identifiziert:

»Dieser Umgang mit unseren Lebensmitteln, das ist also immer weiter weg von natürlichen Lebensmitteln und immer mehr Industrie eigentlich ne industrielle Produktion und das finde ich [...] ganz schlimm für die Landwirtschaft für sich, auch für die Natur an sich, für die betroffenen Tiere und im Endeffekt auch für den Menschen.« (Frau Blau, 326-9)

Der Biolandbau kommt dagegen ohne industrielle Tierhaltung aus und wird auch von Frau Blau wiederholt in anderen Zusammenhängen positiv erwähnt. So treten aus ihrer Sicht bei »natürlichen« Lebensmitteln erst gar keine Probleme oder zumindest nur vermindert auf. Zugleich macht sie einen sehr engagierten Eindruck, da sie selbst in einer Umweltgruppe aktiv ist und von anderen erwartet, dass sie offensiv mit ihren Ängsten umgehen. Darunter versteht sie: »Und wenn man sich wirklich dadurch bedroht fühlt, dann muss man sich einfach auch engagieren in irgend so einem in irgend so einer Verbraucherinitiative« (Frau Blau, 503-5).

Dies bedeutet aber nicht, dass Frau Blau vor allem Bioprodukte kauft. Gegen diese hat sie eher Vorbehalte wegen der hohen Preise und schlechter infrastruktureller Anbindung:

»[S]o wenig Fleisch wie ich esse, könnte ich auch Ökofleisch kaufen, nur ist mir da es wieder zu aufwendig, ja wo krieg ich das überhaupt ne. (.) Also da wo ich wohne im A. von [Großstadt], da gibt es dies eben nicht, wenn ich dies, wenn ich da einfach in der Nähe einen Laden hätte, wäre das was anderes, dann würde ich das bei Fleisch auch machen, aber da ich eben keine hab, dann ist mir der Aufwand zu groß da [...] phh ich muss auch gucken, also das ich jetzt nicht Massen von Geld verdiene ne, also ich gucke dann auch nach dem, was es kostet« (Frau Blau, 237-41, 243-5).

Anstatt also eine spezifische Bewältigungsstrategie auszubilden, geht Frau Blau vielmehr mit jedem aufgezählten Lebensmittelskandal anders um. So verzichtet sie auf Käfigeier und Putenfleisch, weil sie durch ihr Engagement bei Greenpeace auf eine Kampagne zur Putenaufzucht aufmerksam wurde und sie für sich zu dem Schluss kam: »irgendwo ist die Grenze, also

ich kaufe auch keine Käfigeier, ne.« (Frau Blau, 229) In diesem Fall verbietet also ihr ökologisches Gewissen den gedankenlosen Konsum von Putenfleisch und Käfigeiern, was jedoch noch kein Anlass zum Umstieg auf Bioprodukte ist. Bei Meldungen über erhöhte Pestizidwerte in Paprika be ruft sich Frau Blau dagegen auf ein bestimmtes Expertenwissen. Sie hatte nämlich in einem Untersuchungsbericht über Pestizidbelastungen gelesen, dass vor allem die südeuropäischen Paprikasorten die Grenzwerte mehrfach übersteigen und im Gegensatz dazu holländische oder deutsche Paprika nur geringere Belastung aufweisen. Daher achtet sie beim Kauf von Gemüse auf die Herkunft und verzichtet beispielsweise auf ungarische Paprika. Von Vorteil war dabei sicher ihre berufliche Qualifikation als Chemikerin, um Grenzwerte einzuschätzen und abzuwägen. Aus der BSE-Krise hatte dagegen Frau Blau keine Konsequenzen gezogen, da sie aus ihrer Sicht ohnehin kaum Fleisch isst und ihr die Skandalisierung der Rinderkrankheit übertrieben und dramatisiert vorkam. Sie hat also ihr Essverhalten gar nicht erst umgestellt:

»Bei BSE habe ich meine Ernährung nicht umgestellt, nee. Nein, ich (.) ich find das auch mal übertrieben, [...] das ist meistens (.) immer so aufgepustet (.) nö, dass mich das eigentlich, hat mich das, also so, dass ich jetzt irgendwie gesagt habe bei BSE jetzt: »Kein Fleisch mehr.« Wie gesagt ich esse eh nicht sehr viel« (Frau Blau, 214-5, 222-4).

Man kann an dieser Stelle festhalten, dass Skandalmeldungen aus dem Lebensmittelbereich bei Frau Blau zu ganz unterschiedlichen Umgangsweisen führen. Es gibt also kein spezifisches Bewältigungsmuster, sondern unterschiedliche, die auf verschiedene Gründe zurückgehen. Da sind zum einen die unterschiedlichen Ausformungen und Moralisierung der Skandale (Massentierhaltung, Gesundheitsgefährdungen), die verschiedenartige Wissensformen aktivieren und zu bestimmten Praktiken führen. Und zum anderen sind es die verschiedenen sozialen Felder (die Umweltorganisation Greenpeace, der Beruf als Chemielaborantin) mit je eigenen Anforderungen und Wissensformen, die Frau Blaus Praktiken prägen. Damit lässt sich Frau Blau zwar dem Typus *Natürliches als Alternative* zuordnen, weil sie auf ökologische Erzeugnisse vertraut, aber ihre Vertrauensbasis und ihre Sichtweise bringen kein spezifisches Verhalten hervor, das bei verschiedenen Lebensmittelskandalen reproduziert wird. Die angewendeten Praktiken unterscheiden sich – auch wenn sie beispielsweise äußerlich als *Verzicht auf* Putenfleisch, Käfigeier und ungarischen Paprika auftreten – vielmehr aufgrund unterschiedlicher historisch-lokaler Kontingenzen. So deckt sich die Zurückweisung von Putenfleisch und Käfigeiern mit den Erwartungen und Anforderungen der Organisation Greenpeace, deren Mitglied sie ist und die Meidung von ungarischem Paprika beruht auf ihren beruflichen Fähigkeiten als Chemielaborantin und damit verbundenen Wissensformen, Grenzwertangaben im erforderlichen Maße zu verstehen

und einzuschätzen. Ihre wissenschaftliche Qualifikation führt jedoch nicht dazu, dass sie allgemein und in jeder Situation der wissenschaftlichen Expertise vertraut. Keine Rolle spielte diese nämlich bei der BSE-Krise, während der sie nicht auf Rindfleisch verzichtete, obwohl die öffentlichen Gefährdungsszenarien wissenschaftlich aufbereitet waren (z.B. die Theorie der Prionen, Vergleiche mit ähnlichen Krankheitsbildern). Wie im Fall von Frau Blau sind die Bewältigungsweisen daher immer im Kontext der spezifischen Situationen zu betrachten.

Zusammenfassung

Die Ergebnisse bestätigen teilweise frühere Forschungen zu Lebensmittel-skandalen und dem alltäglichen Umgang mit Risiken. So hatten bereits Untersuchungen von Kafka und Alvensleben (1998), Bergmann (2000), Brunner/Kropp/Sehrer (2007) und Meyer-Hullmann (1998) Zusammenhänge zwischen einzelnen sozialen Merkmalen und einer bestimmten Haltung gegenüber Skandalen im Lebensmittelbereich festgestellt. Dazu gehörte vor allem die Beobachtung, dass Ernährungsbewusste, die oft höhere Bildungsabschlüsse hatten, sich für diese Problematik interessierten und weiterführende Informationen aktiv suchten. Ebenso hatten Personen, die sich durch Umweltbewusstsein und eine skeptische Haltung gegenüber der Technik auszeichneten, ein kritisches Verhältnis zu konventionell erzeugten Lebensmitteln. Diese Merkmale passen schließlich auch auf einige Interviewfälle, die vor allem zu den Bewältigungsmustern *Natürliches als Alternative* und *Expertenwissen beschaffen* gehören. Dazu zählen insbesondere der hohe Bildungsgrad, was weiterführende (wissenschaftliche) Lektüre erleichtert, und das hohe Bewusstsein für das eigene Essverhalten, sei dies krankheitsbedingt oder aufgrund einer ökologischen Sensibilität. Weiterhin erweisen sich die Befragten mit einem besonderen Vertrauen in frische und unbehandelte Lebensmittel gegenüber der konventionellen Landwirtschaft als skeptisch.

Anhand des Interviewmaterials können jedoch diese losen Verknüpfungen zwischen sozialstrukturellen Merkmalen und bestimmten Bewältigungsmustern nicht weiter verfestigt und bestätigt werden. Die Gründe dafür liegen zum einen bei der Typenbildung, die sich an der Art der (Wieder-)Herstellung von Vertrautheit während eines Lebensmittel-skandals orientierte. Damit standen vor allem Situationsauslegungen im Mittelpunkt, die aber keine Hinweise auf eine spezifische Umgangsweise geben, da die Deutungen kein bestimmtes Verhalten determinieren. Zum anderen geben die persönlichen Bewältigungsmuster in ihrer idealtypischen Darstellung nur ein vereinfachtes Bild von den Bedingungen und Praktiken wieder. Gerade die alltäglichen Praktiken zur Bewältigung von Lebensmittelskandalen können sich durch neuartige Unge-

wisshheiten verändern. Es müssen aber nicht unbedingt neue, noch unbekannte Gefährdungen sein. Welche Praktik in welcher Situation angewendet wird, kann sich auch verschieben durch die Aneignung weiterer Fertigkeiten oder durch die Involviertheit in unterschiedlichen sozialen Feldern und Lebensformen, die zu einer Konkurrenz verschiedener Anforderungen führen.

Damit unterstützt das Resultat dieser Untersuchung eher die Kenntnisse der soziokulturellen Risikoforschung. Diese hatten in Studien zu Deutungen, Einschätzungen und Umgangsweisen mit Risiken im Alltag ergeben, dass man eher von einer *private reflexivity* (Lash/Wynne 1992) ausgehen muss, anstatt bei diesem Thema allein die öffentlichen Risikodiskurse in den Medien, der Wissenschaft, der Wirtschaft etc. zu analysieren. Diese gesellschaftlichen, von Institutionen getragenen Diskurse verstellen vielmehr den Blick auf die vielschichtigen Reaktionen und Vorstellungen der Laien, weil diese Einschätzungen und Handlungen von lokalen, privaten, alltäglichen und intimen Umständen und Kontexten abhängig sind (vgl. Lash/Wynne 1992: 7; Lupton 1999a: 108; Otway/Wynne 1993; Tulloch/Lupton 2003: 8).

Schlussbemerkung

Die vorliegende Arbeit beruhte auf der Beobachtung, dass Lebensmittel-skandale regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen im Alltag der Menschen sind. Es vergeht also kaum ein Tag ohne eine negative Meldung über die Bereiche Erzeugung, Verarbeitung oder Vertrieb von Lebensmitteln. Dabei stellt ohne Zweifel die BSE-Krise den größten Skandal der letzten Jahrzehnte dar. Über dieses Ereignis berichteten die Massenmedien mehrere Jahre, ein Teil der Konsumenten verzichtete auf Rindfleisch und auf nationaler als auch auf europäischer Ebene gab es Einfuhrverbote und strengere Richtlinien für die Erzeugung von Lebensmitteln. Gegenüber früheren Lebensmittel-skandalen hat der Rinderwahnsinn dabei vor allem in den Sozialwissenschaften eine intensive und breite Rezeption erfahren.

Dazu gehören vor allem Studien zum Verbraucherverhalten, die den Einfluss von Verunsicherungen, Einkommen, Preisentwicklungen, die Anzahl negativer Meldungen in den Printmedien oder wie intensiv die Befragten Informationen nutzen, untersuchten. Die quantitativen Untersuchungen weisen zwar nach, dass diese Größen teilweise das Verbraucherverhalten prägen, aber sie können es nicht erschöpfend erklären. Die Wissenschaftler vermuten daher als einen weiteren Einflussfaktor kulturelle Unterschiede (Weltansicht, Wertvorstellungen, Normen), wobei sie diesen Aspekt in ihre Forschung nicht einbeziehen. Um den alltäglichen Umgang mit Lebensmittel-skandalen im Allgemeinen vertiefend zu verstehen, müsste also eine Analyse dort ansetzen, um den Kenntnisstand zu erweitern. In anderen Worten: Welche Rolle spielen soziokulturelle Unterschiede zwischen den Verbrauchern in diesen Krisensituationen? Wie gehen die Laien im Alltag mit Lebensmittel-skandalen um und welche Zusammenhänge gibt es zwischen Handlungsstrategien, Deutungen der Skandale und soziokulturellen Kontexten?

Ein weiterer Blick in die wissenschaftliche Literatur zeigt, dass Skandale nur einen Teil der Bevölkerung tangieren, denn die implizite moralische Verfehlung muss sich mit sozial geteilten moralischen Erwartungen

und Vorstellungen decken – erst dann stößt ein Skandal innerhalb einer Gruppe von Menschen auf Resonanz. Beispielsweise gibt es bei Lebensmittelskandalen einen Zusammenhang zwischen den Merkmalen höhere Bildung, Technikfeindlichkeit, Ernährungs- und Umweltbewusstsein und einer aktiven Informationsbeschaffung. Menschen, die diese Eigenschaften teilen, scheinen der industriellen Landwirtschaft eher zu misstrauen, was sie für Skandalthemen im Lebensmittelbereich sensibilisiert. Teilweise verbinden die Verbraucher damit aber auch Stilisierungen des Lebens durch besondere Verzichtleistungen (Vegetarier) oder durch bewussten Konsum von biologisch erzeugten Lebensmitteln. Die weitaus größte Gruppe der Konsumenten beschränkt sich jedoch auf die Kenntnisnahme der Berichterstattung in den Massenmedien und hält an habituellen Ernährungsmustern fest.

In der vorliegenden Untersuchung ging es daher um eine vertiefende Analyse alltäglicher Deutungen und Bewältigungen von Lebensmittelskandalen. Was bedeutet aber Alltag in diesem Zusammenhang? Welche Konsequenzen hat Alltäglichkeit für das Verständnis von Handlungen der Laien? Ein leitendes Konzept für diese Arbeit war daher das Verständnis von Alfred Schütz (1982, 1990). Für ihn ist Alltag eine ausgezeichnete Wirklichkeit, die für Jedermann selbstverständlich, fraglos und auf Weiteres unproblematisch ist. Die Alltagswelt bildet die grundlegende Sphäre, in der die Menschen intersubjektiv mit anderen leben und agieren. Aus dieser Alltagswelt können sie in andere Sinnsphären (Phantasie, Traum, Philosophie, Wissenschaft etc.) wechseln, um aber letztlich stets zu ihr zurückzukehren. Als Wirkwelt ist sie die Welt der Routinetätigkeiten, wo die Chance besteht, erprobte Handlungsrezepte und vertraute Auslegungen aus früheren Erfahrungen auf kommende Situationen anzuwenden. Erst wenn die Erwartungen bei der routinierten Durchschreitung des Alltags durch etwas Unvertrautes zusammenbrechen, wird dem Individuum ein Aufmerksamkeitswechsel auferlegt. Es muss sich dem Problem zuwenden, um sich Gewissheit im Sinne von Vertrautheit zu verschaffen. Wie und in welchem Ausmaß das Problem aber relevant wird, hängt von dem biographisch geprägten und abgelegten Wissens- und Erfahrungsvorrat ab.

Der Umgang mit einer solchen Situation ist indessen nicht nur eine Frage der individuellen Relevanzsetzungen und Fähigkeiten, sondern ebenso eine der sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen, die ein Individuum stets als Teil einer Gruppe, eines bestimmten Milieus und einer Gesellschaft prägen. Um diese möglichen Einflüsse einzubeziehen, ging ich ebenfalls umfassend auf die kulturtheoretischen Überlegungen von Mary Douglas (1985, 1992) ein, da sie in ihrem Ansatz eine Beziehung zwischen Weltansicht, Risikoeinschätzung und bestimmten sozial strukturierenden Merkmalen herstellt. Demnach sind die individuellen Vorstellungen, Haltungen und Absichten vom Grad der Gruppeneinbindung und dem Einfluss von Regel- und Kontrollstrukturen abhängig.

Das Hauptanliegen dieser Arbeit bestand also in der Untersuchung alltäglicher Bewältigungsformen von Lebensmittelskandalen und deren möglichen Einbettungen in bestimmte soziale Kontexte. Vor allem wollte ich dabei jene Aspekte näher betrachten, die Auskunft über die Art der Vertrautheit geben bzw. darüber, wie sie wieder hergestellt wird, wenn eine problematische Situation vorliegt. Es ging folglich um Orientierungsrahmen, Rechtfertigungen, Ressourcen und Grenzen im Zusammenhang mit alltäglichen Umgangsweisen. Im Ansatz sollten zudem Verknüpfungen dieser Alltagspraktiken mit dem sozialen Hintergrund der Menschen Berücksichtigung finden, da bereits Douglas (1992c) von der Annahme ausging, dass die Benennung von Risiken bzw. riskanten Anderen eine bestimmte Funktion hat: Sie dient nämlich dazu, Schuldige für Fehler und Missstände zu finden. Die Autorin betont jedoch zugleich, dass kulturell divergierende Gruppierungen verschiedene Auffassungen von so genannten riskanten Gegenständen, Individuen und Institutionen haben. Damit bestimmen nicht nur die mächtigen Gruppen in den administrativen und staatlichen Institutionen, was ein Risiko ist, sondern auch Menschen ohne gesellschaftliche Einflussmittel und mit geringen Chancen. Im Rahmen meiner Fragestellung beobachtete ich also, ob sich verschiedene Einschätzungen und Handlungskonsequenzen bei Lebensmittelskandalen entsprechend unterschiedlich verteilter Ressourcen und Chancen finden lassen.

Methodisch habe ich dazu qualitative Interviews in verschiedenen sozialen Kontexten durchgeführt. Die von Douglas postulierten vier Kulturtypen mit unterschiedlichen Weltansichten aufgrund verschiedener Organisationsformen grenzen aber nicht nur mögliche Rationalitäten und Denkstile der Verbraucher ein, sondern sie konnten in der weiterführenden Forschung auch nicht empirisch bestätigt werden. Daher gab dieser Ansatz eher die Richtung vor, anstatt konkrete Maßstäbe für das Forschungsvorhaben zu liefern. Im methodischen Vorgehen sind somit die vier konkreten Kulturtypen unberücksichtigt geblieben, aber nicht die Beobachtung, dass es einen Zusammenhang zwischen Verhaltensmuster, Weltansicht und sozialem Kontext gibt. Für das Untersuchungsgebiet, die Bundesrepublik Deutschland, wurden darum die empirisch bestätigten sozialen Milieus als Ausgangspunkt gewählt (vgl. Vester et al. 2001). Milieus sind dabei Gruppen mit ähnlichem Habitus, die gemeinsame Gesellungsorte haben und eine ähnliche Alltagskultur entwickeln. Entsprechend sozialer Differenzierungen teilen die Milieus dabei ähnliche Orte im sozialen Raum. Aufgrund der Kulturtypenthese, die besagt, dass kontrastierende Typen in den gegenüberliegenden Ecken eines sozialen Raumes auftreten, wurden schließlich für die vorliegende Untersuchung bestimmte Milieus ausgesucht. Dadurch sollten besonders günstige Voraussetzungen geschaffen werden, um sinnlogische Beziehungen zwischen Handlungsstrategien, Weltansichten und soziokulturellen Kontexten der Verbraucher bei Le-

bensmittelskandalen zu untersuchen. Ebenso machen sich Gegensätze im Denken und Handeln deutlicher bemerkbar, wenn man sie zwischen weit entfernten anstatt benachbarten Milieus untersucht.

Mit den Interviewpersonen selbst wurden Leitfadengespräche geführt, damit sie ihre inneren Logiken und Muster frei entwickeln konnten. Diese qualitativen Interviews bieten sich vor allem für solche Forschungsfragen an, die subjektive Vorstellungen und Haltungen jenseits lebensgeschichtlicher Befragungen ansprechen wollen. Der Interviewende nimmt zwar durch seine Themenvorgabe Einfluss auf die Strukturierung der geäußerten subjektiven Deutungen und Relevanzen, aber der Leitfaden ermöglicht, dass einerseits bestimmte Themen angesprochen werden und andererseits der Aufwand für Transkription und Auswertung durch eine gewisse Vorstrukturierung aufgrund des Leitfadens vergleichsweise gering bleibt.

Während der Gespräche wurden schließlich folgende Themengebiete angesprochen: Fragen nach der jeweiligen eigenen Ernährung, den Essgewohnheiten und deren Bedeutung, Fragen nach den Erinnerungen an und Erfahrungen mit Lebensmittelskandalen, Fragen nach der Nutzung und Einschätzung der Medien und Fragen nach der eigenen und der politischen Handlungsfähigkeit in bezug auf Lebensmittelskandale. Ein Kurzfragebogen zu soziodemographischen Daten und Beobachtungen schloss die Gespräche ab.

Insgesamt wurden fünfzig Interviews in acht verschiedenen sozialen Milieus in Ost- und Westdeutschland geführt und protokolliert. In einem ersten Schritt habe ich die Sichtweisen und Ausführungen der Interviewpersonen in verschiedene Kategorien eingeteilt und beschrieben, um in einem zweiten Schritt 29 anschauliche und exemplarische Einzelgespräche zu transkribieren und vertiefend auszuwerten. Mit dieser Auswertung sollten typische Bewältigungsmuster von Lebensmittelskandalen anhand des inneren Sinnzusammenhangs rekonstruiert werden. Zur Typenbildung selbst konzentrierte ich mich auf die Unterteilung und Zuordnung der Einzelfälle entsprechend *zentraler* Gründe für den Umgang mit Lebensmittelskandalen, also wie und welche Art der Vertrautheit es den Befragten erlaubte, bestimmte Lebensmittelskandale zu bewältigen. Konkret fragte ich mich, welche Bedingungsmuster und Zusammenhänge sich wie ein roter Faden durch die einzelnen Fälle ziehen. Was hat letztlich den Ausschlag für die Einschätzung und Bewältigung solcher Skandale gegeben? Welche Gründe lassen sich in den Einzelfällen immer wieder finden? Mit welchen Einschränkungen und Kontextbedingungen hatten die Interviewten dabei zu ringen?

Zu den Ergebnissen zählt die Feststellung, dass es unter den Befragten verschiedene Auffassungen über die Ursachen von Lebensmittelskandalen gibt. Auf der einen Seite nennen sie die offenen Grenzen oder die Ungleichgewichte natürlicher Kreisläufe, die zu Problemen und Gefährdungen im Lebensmittelbereich führen, und auf der anderen Seite die Er-

zeuger, Produzenten und Medienmacher, die sie als Verursacher von Lebensmittelskandalen identifizieren. Zugleich ziehen sie in der Rede über Ursachen Beispiele und Vorstellungen heran, die Hinweise darauf geben, wie man aus ihrer Sicht solchen Krisen entgehen kann. Diese Gegenbilder beruhen entweder auf dem Vertrauen in Expertenwissen, sichere Orte, in Kontrollinstitutionen oder in Antithesen zur modernen, industrialisierten Landwirtschaft (Natürlichkeit, Selbstversorgung). Zusammen mit den Empfehlungen und Rezepten an Verwandte und Bekannte, wie man Lebensmittelskandale bewältigen sollte, bieten die Gegenbilder und Ratschläge einen Orientierungsrahmen für den eigenen Umgang mit solchen Skandalen. Auf eine Unterscheidung zwischen Ost- und Westdeutschland bei diesen Kategorien und Ausprägungen habe ich verzichtet, da Unterschiede nur im Zusammenhang mit den offenen Grenzen als Ursachenerklärungen für die Entstehung von Lebensmittelskandalen deutlich wurde. So führten verschiedene ostdeutsche Gesprächspartner unabhängig voneinander die »Seuchenmatten« in den Stallanlagen der ehemaligen DDR ins Feld. Diese seien ein Ausdruck für die Sicherheit und Ordnung gewesen, die heute fehlt und somit den Gefahren von außen »Tür und Tor öffnet«.

Vergleichbar mit den identifizierten Umgangsweisen in den Studien von Barlösius/Philipps (2006), Brunner/Kropp/Sehrer (2007) und Caplan (2000) zur BSE-Krise konnte ich ebenfalls anhand des Interviewmaterials eine Reihe von Wissensformen und Handlungsstrategien herausarbeiten, welche die Gesprächspartner zur Bewältigung von Lebensmittelskandalen heranziehen bzw. bilden:

- Zuversicht in die Region und deren regionale Produkte und Erzeuger
- Systemvertrauen in die Kontrollmechanismen zur Einhaltung gesetzlicher Richtlinien in Erzeugungs- und Herstellungsprozessen
- Räumlicher Abstand zur Gefahr
- Wahrscheinlichkeitsabwägungen einer Gefahr
- Orientierung an der massenmedialen Berichterstattung
- Skepsis gegenüber der massenmedialen Berichterstattung
- Konsum alternativer Produkte (hochwertig bzw. ökologisch erzeugt)
- Beschaffung »sachgerechter« Informationen
- Vertrauen in soziale Kontexte/Zuständigkeiten (Kantinen, Familien)

Aus der Verknüpfung vertrauter Umgangsweisen mit bestimmten Bedingungsgefügen ergeben sich schließlich fünf Bewältigungstypen. Die Bewältigungsmuster selbst geben einen Einblick in alltägliche Mechanismen und Strategien, um Vertrautheit bei Lebensmittelskandalen wieder herzustellen, unter Berücksichtigung der jeweiligen Sichtweisen und Kontextbedingungen.

So orientieren jene Befragten ihre Handlungen und Beurteilungen der Situation am Maßstab des Natürlichen, die zum Typus *Natürliches als Al-*

ternative gehören. Sie unterscheiden dabei zwischen einer konventionell produzierenden Landwirtschaft und Ernährungsindustrie, die durch ihre intensive und industrielle Erzeugung und Verarbeitung von Lebensmitteln systematisch Probleme auslöst und einer Produktionsweise, die sich an den natürlichen Verhältnissen orientiert und damit aus ihrer Sicht gesunde und unproblematische Lebensmittel erzeugt. Diese Sichtweise prägt auch die eigenen Handlungen des Typus: Sie konsumieren bewusst »natürliche« (frische, unbehandelte) Waren.

Aus Sicht des Typus' *Zutrauen in die Region* kommt die Gefahr der Lebensmittelskandale von außen. Sicherheit verbinden sie mit Lebensmitteln aus dem eigenen Land oder der unmittelbaren Nachbarschaft, da sie ihre Region und die Menschen darin für loyal und rechtschaffen halten. Die Glorifizierung der Region ist jedoch zugleich mit einer Dämonisierung des Auslands und der Fremde verbunden, wobei sich die negative Beurteilung des anderen nicht auf konkrete menschliche Gruppen beziehen muss, sondern teilweise diffus und unspezifisch auf chaotische, undurchsichtige Zustände in räumlich entfernten Gebieten, Zeiten oder Konsummöglichkeiten (Supermarkt, Discounter) zielt. Hinzu kommt, dass solche Skandale die Befragten aufrütteln, jedoch führt dies nicht dazu, dass sie sich weitergehend über die Zusammenhänge informieren, was vermutlich durch ihr bis jetzt ungebrochenes Zutrauen in die Produkte und Waren der Region bedingt ist. Sie waren somit während der zurückliegenden Lebensmittelskandale insbesondere für regionale Erzeugnisse offen und orientierten sich an entsprechenden Angeboten (z. B. Fleisch aus Deutschland, aus der Region, von bestimmten Bauern in der Nachbarschaft).

Der Typus *Vertrauen in institutionelle Kontrollen* baut auf die Kontrollmaßnahmen und -einrichtungen der Politik und der Hersteller und darauf, dass sie gegebenenfalls Lebensmittelskandale bewältigen und beherrschen. Nach Ansicht dieser Befragtengruppe mögen zwar die Erzeuger und Händler durch ihre Gewinnorientierung Fehlverhalten und Abweichungen verursachen, die relevanten Institutionen, Einrichtungen oder Behörden zur Kontrolle erweisen aber gerade dadurch ihre Handlungsfähigkeit, dass sie solche Missstände aufzeigen und an die Öffentlichkeit bringen. So vermitteln hohe gesetzliche Auflagen und durchgeführte Kontrollen für sie die Gewissheit, dass mit den Skandalen im Lebensmittelbereich eine Ursachenbekämpfung einsetzt und es kaum einen Grund zur Besorgnis für den Verbraucher gibt. Solange also dieses Vertrauen in die staatliche, wissenschaftliche oder technische Beherrschbarkeit des Problems besteht, werden Lebensmittelskandale kaum wahrgenommen und haben keinen Einfluss auf die Handlungen und Ernährungsgewohnheiten der Befragten, was sich schließlich auch mit der geringen Informiertheit der Befragten dieses Typus deckt.

Expertenwissen beschaffen spielt für eine weitere Gruppe die Rolle eines zentralen Orientierungsrahmens. Man vertraut demnach in Experten

und nutzt ihre wissenschaftliche Expertise, um die eigenen Handlungen in öffentlichen Bedrohungsszenarien durch bereitgestellte Risikoeinschätzungen fundieren zu können. Spezialisten sind dabei für diesen Typus unabhängige Autoritäten, die als Wissenschaftler und Sachkundige mögliche Zusammenhänge erklären können. Zu dieser Kategorie von Experten zählen vor allem Ärzte und Naturwissenschaftler, die aus Sicht dieses Typus sachgerechte Informationen bereitstellen können, die es ermöglichen, die potentielle Gefahr aus Lebensmittelskandalen für sich und andere einzuschätzen und sich daran auszurichten. Zugleich ist es typisch, dass die Ausrichtung an Expertenwissen eng mit Spezialisten im eigenen sozialen Umfeld verbunden ist. Mit anderen Worten: Das Vertrauen der befragten beruht auf persönlichem Kontakt zu Experten in ihrem Umfeld. So geht aus den Interviews hervor, dass die Befragten dieses Typus Experten konsultierten, wenn sie einen Arzt oder Naturwissenschaftler in der Familie, im Bekanntenkreis oder am Arbeitsplatz haben. Dies deutet bereits an, dass die Befragten dieses Typus eine höhere Bildung haben und in der Lage sind, ihre Lebensmittel preisintensiver im Einzel- und Fachhandel zu beziehen. Zudem ist auffällig, dass diese Gruppe der Interviewten gesundheitliche Probleme hat. Diese beeinflussten wiederum ihr Verhältnis zum Essen und so spielt eine gesunde und bewusste Ernährungsweise eine bedeutende Rolle in ihrem Leben.

Der Typus *Selektiver Verzicht als Reaktion auf mediale Berichterstattung* ist durch die Nachrichten und Bilder über Lebensmittelskandale sensibilisiert und beunruhigt. Die Verunsicherung führt jedoch nicht dazu, dass man sich mit möglichen Zusammenhängen eingehender beschäftigt oder die eigenen Ernährungsgewohnheiten nachhaltig ändert. Vielmehr stellt der Verzicht auf ein skandalisiertes Lebensmittel für die Befragten keine große Beschränkung dar, weil die Essensaufnahme nur zum Erhalt der Arbeits- und Lebenskraft dient. Es werden also keine bestimmten Präferenzen oder Vorstellungen (Z.B. gesundes, unbehandeltes oder lokal verankertes Essen) durchkreuzt, wenn dieser Typus den möglichen Konsequenzen aus einem Lebensmittelskandal durch Ausweichen auf andere Lebensmittel begegnet. Letztlich verblassen die Beunruhigung und die damit verbundene Verzichtleistung, sobald der Skandal aus den Massenmedien verschwindet, weil es kein weiterführendes Interesse an dem Thema gibt.

Neben der Ausarbeitung von typisch alltäglichen Bewältigungsmustern wollte ich in Ansätzen auch untersuchen, in welchen sozialen Kontexten diese auftreten und ob sich mögliche Zusammenhänge zeigen. Dazu hatte ich Interviews in verschiedenen sozialen Milieus geführt und später anhand ausgewählter sozialstruktureller Merkmale und Orientierungen die Interviewpersonen in einem sozialen Raum positioniert. Jedoch zeigt die Verortung der identifizierten Bewältigungsweisen im sozialen Raum an, dass es nur lose Verknüpfungen zwischen bestimmten sozialen Lagen und

alltäglichen Umgangsweisen gibt. Weiterführende Aussagen lassen sich jedoch aus den Ergebnissen nicht ableiten, da zum einen die Typenbildung der Bewältigungsformen, also wie Vertrautheit während eines Lebensmittelkandals hergestellt wird, auf den jeweiligen Deutungen der Befragten beruht und sich somit keine Hinweise auf eine bestimmte Umgangsweise geben lassen, weil eine Situationsauslegung kein spezifisches Verhalten determiniert. Zum anderen geben die persönlichen Bewältigungsmuster in ihrer idealtypischen Darstellung nur ein vereinfachtes Bild von den Umgangsweisen wieder. Die Realfälle erweisen sich dagegen in ihren Praktiken bei Lebensmittelkandalen teilweise als vielschichtiger und differenzierter. Ihre konkreten Praktiken in den Situationen waren dabei nicht nur von der Vertrautheit und den sozialen Kontextmerkmalen abhängig, sondern wurden ebenso durch historisch-lokale Zufälligkeiten geprägt. Zudem konnte Verhalten, das nach außen gleich wirkte, auf verschiedene Wissensformen zurückgehen oder unterschiedliche Praktiken waren mit einem Vertrauensfundament vereinbar. Dieser Sachverhalt wird schließlich noch dadurch gestützt, dass Untersuchungen im englischsprachigen Raum zum alltäglichen Umgang mit Risiken andere Einflussfaktoren (private, intime, lokale etc.) benennen bzw. den Umweltrisiken nur eine geringe Bedeutung für die Alltagsbewältigung zuschreiben. Persönliche Veränderungen durch Migration, Flucht oder Alterung haben demnach eine größere Bedeutung für den Alltag als BSE, Tschernobyl oder generell die Umwelt (vgl. Tulloch/Lupton 2003). Wie und in welchem Umfang diese Faktoren und Einschätzungen in der Bevölkerung aber eine Rolle spielen, bleibt weiteren hypothesenüberprüfenden Untersuchungen überlassen. Erst eine quantitative Forschung erlaubt es, Zusammenhänge empirisch bestätigen zu lassen, was dann auch die weitere Ausrichtung und den Fortgang der Forschung bestimmen wird.

Die Forschung zum Verbraucherverhalten im Rahmen von Lebensmittelkandalen sollte sich dabei jedoch nicht auf den *politischen Verbraucher* (Stolle/Micheletti 2005) beschränken, da es sich um eine verhältnismäßig kleine Gruppe in der Gesellschaft handelt, die aufgrund politischer, ethischer oder ökologischer Motive reflektiert und selektiv einkauft. Zwar bestätigen Untersuchungen zu Lebensmittelkandalen Zusammenhänge zwischen hohen Bildungsabschlüssen, einer Skepsis gegenüber der Technik, bestimmten Ernährungs- und Umwelthaltungen und einer aktiven Informationsbeschaffung (vgl. Kafka/Alvensleben 1998; Meyer-Hullmann 1999). Zudem neigen diese Menschen dazu, einerseits der industriellen Landwirtschaft zu misstrauen und andererseits bewusst biologisch erzeugte Lebensmittel zu konsumieren. Für die größte Gruppe der Konsumenten spielen Lebensmittelkandale aber eine untergeordnete Rolle, so dass sie sich auf die Kenntnisnahme der Berichterstattung in den Massenmedien beschränken und an habituellen Ernährungsmustern festhalten. Es ist daher zu vermuten, dass diese Gruppe in ihrem Alltag eher durch einen

pragmatischen Wechsel zu anderen Produkten oder durch die Ausblendung und Zurückweisung der Bedrohungsszenarien reagiert. Aus der Forschung gibt es bislang hierzu nur wenige Erkenntnisse. Zwar haben Untersuchungen eine Abwanderung zu Substitutionsgütern oder eine erhöhte Beachtung von Herstellungsnachweisen festgestellt. Die Auswertungen des Materials begnügen sich aber damit, die dahinter stehenden Konsumenten im Vergleich zum *politischen Verbraucher* zu analysieren. Damit entsteht allerdings eine Defizitbeschreibung der *unpolitischen Verbraucher*: beschafft sich *kaum* Informationen, bildet *kein* besonderes Ernährungsbewusstsein aus oder zieht *keine* langfristigen Konsequenzen aus einem Skandal (vgl. Bergmann 2000; Halk 1993; Kafka/Alvensleben 1998; Meyer-Hullmann 1999). Schließlich wird durch diese Orientierung am Idealbild eines bewusst und kritisch handelnden Konsumenten eine aufmerksame und offene Analyse der Besonderheiten anderer Bewältigungsformen von Lebensmittelskandalen vernachlässigt. Anstatt eine Polarisierung zwischen aktiven (politischen) und passiven (unpolitischen) Verbrauchern vorzunehmen, habe ich beispielsweise die Bewältigungsmuster gleichwertig behandelt. Die Analyse konzentrierte sich daher nicht auf eine mehr oder weniger bestimmte Handlung, sondern fragte nach den jeweiligen Eigenarten sinnlogischer Zusammenhänge und Kontextbedingungen.

Literatur

- Adam, B. (2000): »Mediating Environmental Hazards: the Role of Newspapers in Informing and Educating the Public«. In: H. Heid/E.-H. Hoff/K. Rodax (Hg.), Jahrbuch Bildung und Arbeit '98, Opladen: Leske+Budrich, S. 146-162.
- Adorno, T./Horkheimer, M. (1984): »Dialektik der Aufklärung«. In: T. W. Adorno, Gesammelte Schriften, Bd. 3, 2. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Alvensleben, R. von (1994): »Der Imageverfall bei Fleisch – Ursachen und Konsequenzen«. Vorträge zur Hochschultagung 1994. Schriftenreihe der agrarwissenschaftlichen Fakultät der Universität Kiel 77, S. 147-155.
- Alvensleben, R. von (1998): »Risikowahrnehmung des Verbrauchers: Woraus resultiert die Verunsicherung?«. In: BLL-Schriftenreihe 127, S. 28-43.
- Balistier, T. (1996): Straßenkampf. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Barlösius, E. (1988): »Soziale und historische Aspekte der deutschen Küche«. In: S. Mennell, Die Kultivierung des Appetits, Frankfurt/M.: Athenäum, S. 423-444.
- Barlösius, E. (1999): Soziologie des Essens. Weinheim/München: Juventa.
- Barlösius, E./Bruse, M. (2005): »BSE-Diskurs als Beispiel politischer Ernährungskommunikation«. Diskussionspapier Nr. 9 des KATALYSE Instituts für angewandte Umweltforschung, Köln.
- Barlösius, E./Philipps, A. (2006): »»Eine Zeit lang haben wir kein Rindfleisch gegessen.« BSE zwischen Alltagsbewältigung, politischer Krise und medialer Skandalisierung«. Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 54, S. 23-35.
- Barthes, R. (1964): Mythen des Alltags. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Barthes, R. (1982): »Für eine Psycho-Soziologie der zeitgenössischen Ernährung«. Freiburger Universitätsblätter 21, S. 65-73.

- Bartlett, D. (1999): »Mad cows and democratic governance: BSE and the construction of a ›free market‹ in the UK«. *Crime, Law & Social Change* 30, S. 237-257.
- Bass, H.-H. (1994): »Hungerkrisen in Posen und im Rheinland 1816/17 und 1847«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), *Der Kampf um das tägliche Brot*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 151-175.
- Baumann, Z. (1992): *Moderne und Ambivalenz*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1988): *Gegengifte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1993): *Die Erfindung des Politischen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Becker, K. (2001): »Wo waren die ›Gratulanten‹ zum 100.? Das Thema BSE in den Fernseh-Nachrichtensendungen und in Umfragen 1997 und 2001«. *Medien Tenor* 112.
- Berger, P.A. (1994): »Soziale Ungleichheiten und sozio-kulturelle Milieus. Die neuere Sozialstrukturforschung ›zwischen Bewußtsein und Sein‹. Rezensionssessay«. *Berliner Journal für Soziologie* 4, S. 249-264.
- Berger, P.L./Luckmann, T. (1973): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. 3. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer.
- Bergmann, K. (1997): »Verbraucherverunsicherung heute – ein Überblick«. In: B. Kaiser (Hg.), *Ernährungsverhalten heute: Die Verbraucher sind verunsichert*, Wien: Österreichischer Agrarverlag, S. 24-29.
- Bergmann, K. (2000): *Der verunsicherte Verbraucher*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Bernstein, B. (1964): »Social Class and Psycho-therapy«. *British Journal of Sociology* 15, S. 54-64.
- Bernstein, B. (1970): »A Social-Linguistic Approach to Socialisation«. In: J. Gumperz/D. Hymes (Hg.), *Directions in Socio-Linguistics*, New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Beule, J./Hondrich, K. O. (1990): »Skandale als Kristallisationspunkte politischen Streits«. In: U. Sarcinelli (Hg.), *Demokratische Streitkultur: theoretische Grundpositionen und Handlungsalternativen in Politikfeldern*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 144-156.
- Bird, E. (1997): »What a Story! Understanding the Audience for Scandal«. In: J. Lull/S. Hinerman (Hg.), *Media Scandals*, Cambridge: Polity Press, S. 99-121.
- Böcker, A./Albrecht, S. (2001): »Risikowahrnehmung und Verbrauchervertrauen nach einem Lebensmittelskandal«. *Agrarwirtschaft* 50, S. 374-382.
- Böcker, A./Mahlau, G. (1999): »BSE-Medienberichterstattung auf regionaler Ebene: Bestandteile, Entwicklung und Auswirkungen auf das Konsumverhalten«. *Schriften der Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften des Landbaues e.V.* 35, S. 241-248.

- Boës, U. (1997): »Sind die Verbraucher verunsichert? – Ergebnisse einer aktuellen Meinungsumfrage«. In: B. Kaiser (Hg.), Ernährungverhalten heute: Die Verbraucher sind verunsichert, Wien: Österreichischer Agrarverlag, S. 18-23.
- Bohnstedt, J. (1994): »Moralische Ökonomie und historischer Kontext«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), Der Kampf um das tägliche Brot. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 27-51.
- Bonß, W. (1995): Vom Risiko: Unsicherheit und Ungewissheit in der Moderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bösch, S./Viehöver, W./Zinn, J. (2003): »Rinderwahnsinn. Können Gesellschaften aus Krisen lernen?« Berliner Journal für Soziologie 13, S. 35-58.
- Bohnsack, R. (2000): Rekonstruktive Sozialforschung. 4. Aufl., Opladen: Leske+Budrich.
- Bourdieu, P. (1983): »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«. In: R. Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Raum und »Klassen«. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1999): Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Boyle, R./Coughlin, R. (1994): »Conceptualizing and Operationalizing Cultural Theory«. In: R. Ellis/D. Coyle (Hg.), Politics, Policy and Culture, Boulder: Westview Press, S. 191-218.
- Brand, K.-W./Fischer, C./Hofmann, M. (2003): Lebensstile, Umweltmentalitäten und Umweltverhalten in Ostdeutschland. Leipzig: UFZ-Bericht 11.
- Brenot, J./Bonnefous, S./Marris, C. (1998): »Testing the Cultural Theory of Risk in France«. Risk Analysis 18, S. 729-739.
- Brunner, K.-M. (2000): »Soziologie der Ernährung und des Essens - die Formierung eines Forschungsfeldes?« Soziologische Revue 23, S. 173-184.
- Brunner, K.-M. (2006): »Risiko Lebensmittel?« Diskussionpaper Nr. 15 des BMBF-Forschungsprojektes »Von der Agrarwende zur Konsumwende?«.
- Brunner, K.-M./Kropp, C./Sehrer, W. (2007): »Wege zu nachhaltigen Ernährungsmustern. Zur Bedeutung von biographischen Umbruchsituationen und Lebensmittelskandalen für den Bio-Konsum«. In: K.-W. Brand (Hg.), Die neue Dynamik des Bio-Marktes, München: oekom, S. 145-196.
- Campbell, C. (1987): The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism. Oxford/New York: Basil Blackwell.
- Caplan, P. (2000): »Eating British Beef with Confidence: A Consideration of Consumers' Responses to BSE in Britain«. In: P. Caplan (Hg.), Risk Revisited. London, Sterling: Pluto Press.

- Carson, M. (2004): From common market to social Europe? Stockholm: Almqvist & Wiksell.
- Carson, R. (1962): Silent Spring. Greenwich: Fawcett Books.
- Castel, R. (1991): »From dangerousness to risk«. In: G. Burchell/C. Gordon/P. Miller (Hg.), The Foucault Effect, London: Harvester Wheatsheaf, S. 281-298.
- Caulkins, D. (1999): »Is Mary Douglas's Grid/Group Analysis Useful for Cross-Cultural Research?« Cross-Cultural Research 33, S. 108-128.
- Certeau, M. de (1988): Die Kunst des Handelns. Berlin: Merve-Verlag.
- Charles, N./Kerr, M. (1988): Woman, food and families. Manchester: Manchester University Press.
- Christmann, G. (1992): »Wissenschaftlichkeit und Religion«. Zeitschrift für Soziologie 21, S. 200-211.
- Coyle, D. (1994): »The Theory That Would Be King«. In: R. Ellis/D. Coyle (Hg.), Politics, Policy and Culture, Boulder: Westview Press, S. 219-239.
- Dake, K. (1991): »Orienting Dispositions in the Perception of Risk«. Journal of Cross-Cultural Psychology 22, S. 61-82.
- Dangschat, J. (1996): »Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung?« In: O. G. Schwenk (Hg.), Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske+Budrich, S. 99-135.
- Deising, F. (2003): »Der Nitrofen-Skandal – Zur Notwendigkeit genossenschaftlicher Kommunikationsstrategien.« IfG-Arbeitspapier 31, Münster.
- Diekmann, A./Voss, T. (2004): »Die Theorie rationalen Handelns«. In: A. Diekmann/T. Voss (Hg.), Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften, München: R. Oldenbourg Verlag, S. 13-29.
- Diewald, M. (1994): »Strukturierung sozialer Ungleichheiten und Lebensstil-Forschung«. In: R. Richter (Hg.), Sinnbasteln: Beiträge zur Soziologie der Lebensstile, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 12-35.
- Douglas, M. (1966): Purity and danger. London. New York: Routledge.
- Douglas, M. (1979): »Deciphering a Meal«. In: M. Douglas (Hg.), Implicit Meanings, London/Boston/Henley: Routledge & Kegan Paul, S. 249-275.
- Douglas, M. (1982a) (Hg.): Essays in the Sociology of Perception. London/Boston/Henley: Routledge & Kegan Paul.
- Douglas, M. (1982b): »Cultural bias«. In: M. Douglas/P. Kegan (Hg.), In the Active Voice, London: Routledge, S. 183-254.
- Douglas, M. (1982c): »Good taste: review of Pierre Bourdieu La Distinction«. In: M. Douglas/P. Kegan (Hg.), In the Active Voice, London: Routledge, S. 124-134.
- Douglas, M. (1985): Risk Acceptability According to the Social Sciences. London: Routledge & Kegan Paul.

- Douglas, M. (1986): *Ritual, Tabu und Körpersymbolik*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Douglas, M. (1989): »A Typology of Cultures«. In: M. Haller/H.-J. Hoffmann-Nowotny/W. Zapf (Hg.), *Kultur und Gesellschaft*, Frankfurt/M./New York: Campus, S. 85-97.
- Douglas, M. (1990): »Risk as a Forensic Resource«. *Daedalus* 119, S. 1-16.
- Douglas, M. (1992): *Risk and Blame. Essays in Cultural Theory*. London/New York: Routledge.
- Douglas, M. (1992a): »Risk and Blame«. In: M. Douglas, *Risk and Blame*, London/New York: Routledge, S. 3-21.
- Douglas, M. (1992b): »Risk and Justice«. In: M. Douglas, *Risk and Blame*, London/New York: Routledge, S. 22-37.
- Douglas, M. (1992c): »The Self as Risk Taker«. In: M. Douglas, *Risk and Blame*, London/New York: Routledge, S. 102-121.
- Douglas, M. (1996): *Thought Styles*. London: Sage.
- Douglas, M./Isherwood, B. (1996): *The world of goods*. London/New York: Routledge.
- Douglas, M./Wildavsky, A. (1983): *Risk and culture*. Berkeley/London/Los Angeles: University of California Press.
- Dressel, K. (2002): *BSE – the new dimension of uncertainty: the cultural politics of science and decision making*. Berlin: Ed. Stigma.
- Dunwoody, S./Peters, H. (1993): »Massenmedien und Risikowahrnehmung«. In: Bayerische Rück (Hg.), *Risiko ist ein Konstrukt*, München: Knesebeck, S. 317-341.
- Ebbighausen, R. (1989): »Skandale und Krise«. In: R. Ebbighausen/S. Neckel (Hg.), *Anatomie des politischen Skandals*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 171-200.
- Ebbighausen, R./Neckel, S. (1989) (Hg.): *Anatomie des politischen Skandals*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ebrecht, J./Hillebrandt, F. (2004) (Hg.): *Bourdieu's Theorie der Praxis: Erklärungskraft, Anwendung, Perspektiven*. 2., durchges. Aufl., Wiesbaden: VS-Verlag.
- Eckert, S. (1998): *Ökonomische Effekte von Lebensmittelskandalen. Das Beispiel BSE*. Gießen: Forschungsbericht.
- Eder, K. (1988): *Die Vergesellschaftung der Natur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eder, K. (2000): »Zur Transformation nationalstaatlicher Öffentlichkeit in Europa«. *Berliner Journal für Soziologie* 10, S. 167-184.
- Ehrke, M. (2001): *Frisch auf den Tisch... Die BSE-Krise, die europäische Agrarpolitik und der Verbraucherschutz*. Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.

- Elias, N. (1990): Über den Prozeß der Zivilisation: soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 1, 15. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elias, N. (1988): Über den Prozeß der Zivilisation: soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 2, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ellis, R. (1994): »The Social Construction of Slavery«. In: R. Ellis/D. Coyle (Hg.), *Politics, Policy and Culture*, Boulder: Westview Press, S. 117-136.
- Ellis, R./Coyle, D. (1994) (Hg.): *Politics, Policy and Culture*. Boulder: Westview Press.
- Ellmann, M. (1993): *Die Hungerkünstler*. Stuttgart: Reclam.
- Empacher, C./Götz, K./Schultz, I. (2002): »Haushaltsexploration der Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen nachhaltigen Konsumverhaltens«. In: Umweltbundesamt (Hg.), *Nachhaltige Konsummuster: ein neues umweltpolitisches Handlungsfeld als Herausforderung für die Umweltkommunikation*, Berlin: Erich Schmidt, S. 87-181.
- Empacher, C./Schultz, I. (2002): »Nachhaltige Konsumstile: Neue Erkenntnisse«. In: G. Altner/B. Mettler-von Meibom/U. Simonis (Hg.), *Jahrbuch Ökologie 2002*, München: Beck, S. 199-211.
- Enzensberger, H. (1985): *Politische Brosamen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Erikson, E. (1973): *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Erker, P. (1994): »Hunger und sozialer Konflikt in der Nachkriegszeit«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), *Der Kampf um das tägliche Brot, Opladen: Westdeutscher Verlag*, S. 392-409.
- Esser, H. (1991): *Alltagshandeln und Verstehen: zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und »rational choice«*. Tübingen: Mohr.
- Ewald, F. (1991): »Insurance and risk«. In: G. Burchell/C. Gordon/P. Miller (Hg.), *The Foucault Effect*, London: Harvester Wheatsheaf, S. 197-210.
- Feichtinger, E. (1995): »Armut und Ernährung im Wohlstand«. In: E. Barlösius/E. Feichtinger/B. Köhler (Hg.), *Ernährung in der Armut: gesundheitliche, soziale und kulturelle Folgen in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin: Ed. Sigma, S. 291-305.
- Featherstone, M. (1991): *Consumer Culture and Postmodernism*. London/Thousand Oaks/New Dehli: Sage.
- Festinger, L. (1957): *A theory of cognitive dissonance*. Evanston: Row, Peterson.
- Fiske, J. (1989): *Understanding popular culture*. London/New York: Routledge.
- Fiske, J. (2000a): »Popularkultur verstehen«. In: J. Fiske (Hg.), *Lesarten des Populären*, Wien: Turia und Kant, S. 14-25.

- Fiske, J. (2000b): »Lustvoll Shoppen«. In: J. Fiske (Hg.), *Lesarten des Populären*, Wien: Turia und Kant, S. 26-55.
- Flick, U. (1999): *Qualitative Forschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Foucault, M. (2000): »Die Gouvernementalität.« In: U. Bröckling/S. Krasmann/T. Lemke (Hg.), *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 41-67.
- Frewer, L. (2003): »Science, society and public confidence in food risk management«. In: P. Belton/T. Belton (Hg.), *Food, science and society*. Berlin, Heidelberg: Springer, S. 55-70.
- Gailus, M. (1994): »Hungerunruhen in Preußen«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), *Der Kampf um das tägliche Brot*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 176-199.
- Gailus, M. (2004): »Contentious Food Politics: Sozialer Protest, Märkte und Zivilgesellschaft (18.-20. Jahrhundert)«. Discussion Paper Nr. SP IV 2004-504, WZB Berlin.
- Gailus, M./Volkmann, H. (1994): »Einführung: Nahrungsmangel, Hunger und Protest«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), *Der Kampf um das tägliche Brot*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-23.
- Garhammer, M. (2000): »Das Leben: eine Stilfrage – Life-Style-Forschung hundert Jahre nach Simmels ›Stil des Lebens‹«. *Soziologische Revue* 23, S. 296-312.
- Geißler, R. (1996): »Kein Abschied von Klasse und Schicht«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48, S. 319-338.
- Georg, W. (1998): *Soziale Lage und Lebensstil*. Opladen: Leske+Budrich.
- Gerhards, J./Rössel, J. (2002): »Lebensstile und ihr Einfluss auf das Ernährungsverhalten von Jugendlichen«. *Soziale Welt* 53, S. 323-346.
- Gerhardt, U. (1991): »Typenbildung«. In: U. Flick/E. von Kardorff/H. Keupp/L. von Rosenstiel/S. Wolff (Hg.), *Handbuch Qualitativer Sozialforschung*. München: Psychologie Verlags Union, S. 435-439.
- Geyer, M. (1994): »Teuerungsprotest und Teuerungsunruhen 1914-1923«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), *Der Kampf um das tägliche Brot*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 319-345.
- Giddens, A. (1991): *Modernity and Self-Identity*. Stanford: Stanford University Press.
- Giddens, A. (1995): *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt/M./ New York: Campus.
- Giddens, A. (1996): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gluckman, M. (1989): »Klatsch und Skandal«. In: R. Ebbighausen/S. Neckel (Hg.), *Anatomie des politischen Skandals*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 17-35.
- Goblot, E. (1994): *Klasse und Differenz*. Konstanz: UVK.
- Goffman, E. (1980): *Rahmen-Analyse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Goode, E./Ben-Yehuda, N. (1994): »Moral Panics: Culture, Politics, and Social Construction«. *Annual Reviews in Sociology* 20, S. 149-171.
- Grignon, Ch./Grignon, C. (1980): »Styles d'alimentation et goûts populaires«. *Revue française de sociologie* 21, S. 531-569.
- Gronow, J. (1997): *Sociology of Taste*. London: Routledge.
- Gross, J. (1965): »Notiz zu einer Theorie des Skandals«. In: J. Gross, Lauter Nachworte, Stuttgart-Degerloch: Seewald, S. 161-166.
- Gross, J./Rayner, S. (1985): *Measuring Culture*. New York: Columbia University Press.
- Hagenhoff, V. (2003): *Analyse der Printmedien-Berichterstattung und deren Einfluss auf die Bevölkerungsmeynung: Eine Fallstudie über die Rinderkrankheit BSE 1990-2001*. Hamburg: Kovac.
- Halk, K. (1993): *Bestimmungsgründe des Konsumentenmißtrauens gegenüber Lebensmitteln: Ergebnisse von empirischen Untersuchungen an ausgewählten Verbrauchergruppen*. München: ifo.
- Halk, K./Koch, S. (1990): »Negative Schlagzeilen bleiben als Skandale im Gedächtnis der Verbraucher«. *Rationelle Hauswirtschaft* 27, S. 12-13.
- Hampton, J. (1982): »Giving the Grid/Group Dimensions an Operational Definition«. In: M. Douglas (Hg.), *Essays in the Sociology of Perception*, London/Boston/Henley: Routledge & Kegan Paul, S. 64-82.
- Harrison, P. (1986): *Das Imperium Nestlé*. Noerdlingen: Greno.
- Heimes, K./Grünewald, S. (2000): *Verbraucher sehen keine persönliche Gefährdung durch BSE*. Pressemitteilung des Instituts für qualitative Markt- und Medienanalyse rheingold, Köln vom 18. Dezember 2000.
- Heinze, T. (2001): *Qualitative Sozialforschung. Einführung, Methodologie und Forschungspraxis*. München/Wien: Oldenbourg.
- Hermanns, H. (1991): »Narratives Interview«. In: U. Flick/E. von Kardorff/H. Keupp/L. von Rosenstiel/S. Wolff (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Psychologie-Verlag Union, S. 182-185.
- Herrmann, R./Warland, R./Sterngold, A. (1997): »Who reacts to food safety scares? Examine the Alar Crisis«. *Agribusiness* 13, S. 511-520.
- Herzig, A. (1994): »Die norddeutschen Subsistenzproteste der 1790er Jahre«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), *Der Kampf um das tägliche Brot*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 135-150.
- Hildebrand, B. (1991): »Fallkonstruktive Forschung«. In: U. Flick/E. von Kardorff/H. Keupp/L. von Rosenstiel/S. Wolff (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Psychologie-Verlag Union, S. 256-260.
- Hirschman, A. (1974): *Abwanderung und Widerspruch*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Hirschman, A. (1992): »Abwanderung, Widerspruch und das Schicksal der Deutschen Demokratischen Republik«. *Leviathan* 3, S. 330-358.

- Hölscher, B. (1998): *Lebensstil durch Werbung?* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hörning, K. H. (2001): *Experten des Alltags : die Wiederentdeckung des praktischen Wissens.* Weilerswist: Velbrück.
- Hörning, K. H. (2004): »Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung«. In: K. H. Hörning/J. Reuter (Hg.), *Doing culture: neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld: Transcript, S. 19-39.
- Hörning, K. H./Reuter, J. (2004): *Doing culture: neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis.* Bielefeld: Transcript.
- Hoevels, F.E. (1996): »BSE – Merkwürdigkeiten oder: Propaganda und Wirklichkeit des Rinderwahnsinns«. *Ketzerbriefe* 67, S. 5-17.
- Hoff, K./Claes, R. (1997): »Der Einfluß von Skandalen und Gemeinschaftswerbung auf die Nachfrage nach Rindfleisch«. *Agrarwirtschaft* 46, S. 332-343.
- Hondrich, K. (1984): »Die Lust am Skandal«. *Der Spiegel* 6, S. 24-25.
- Hondrich, K. (1989): »Skandalmärkte und Skandalkultur«. In: M. Haller/H.-J. Hoffmann-Nowotny/W. Zapf (Hg.), *Kultur und Gesellschaft*, Frankfurt/M./New York: Campus, S. 575-586.
- Hopf, C. (1991): »Qualitative Interviews«. In: U. Flick/E. von Kardorff/H. Keupp/L. von Rosenstiel/S. Wolff (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Psychologie-Verlag Union, S. 177-182.
- Hradil, S. (1992): »Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung«. In: S. Hradil (Hg.), *Zwischen Bewußtsein und Sein*, Opladen: Leske+Budrich, S. 15-55.
- Hradil, S. (2001): »Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz »Das Konzept ...««. *Soziale Welt* 52, S. 273-282.
- IFAV e.V. (2001): *Verbraucherverhalten beim Lebensmittelkauf. Recherchen für den Bundesverband der Verbraucherzentralen und Verbraucherverbände (BVZV).* Zugang über: www.vzbv.de.
- Imhof, K. (2002a): »Medienskandale als Indikatoren sozialen Wandels. Skandalisierungen in den Printmedien im 20. Jahrhundert«. In: K. Hahn (Hg.), *Öffentlichkeit und Offenbarung: Eine interdisziplinäre Mediendiskussion*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 73-98.
- Imhof, K. (2002b): »Der hohe Preis der Moral«. *Neue Züricher Zeitung* Nr. 129 vom 07.06.2002.
- Imhof, K. (2002c): *Die Rache der Moral: Die moralische Regulation löst die Deregulation ab.* Unveröffentlichtes Manuskript, Zürich.
- Imhof, K. (2003): *Vertrauen und Wirtschaft.* Vortrag beim Swiss Economic Forum, Zürich.
- Jacob, R. (1996): »BSE: Die Krise war zu erwarten«. *Soziale Probleme* 7, S. 112-129.
- Japp, K. (2000): *Risiko.* Bielefeld: Transcript Verlag.

- Jenkins-Smith, H./Smith, W. (1994): »Ideology, Culture and Risk Perception«. In: R. Ellis/D. Coyle (Hg.), *Politics, Policy and Culture*, Boulder: Westview Press, S. 17-32.
- Käsler, D. (1991): »Der Skandal als Politisches Theater«. In: D. Käsler (Hg.), *Der politische Skandal*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-68.
- Kafka, C./Alvensleben, R. von (1998): *Consumer Perception of Food-Related Hazards and the Problem of Risk Communication*. Institut für Agrarökonomie, Universität Kiel.
- Karrer, D. (2000): *Die Last des Unterschieds*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kaufmann, F. (1973): *Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem*. 2. Aufl., Stuttgart: Enke.
- Kelle, R./Kluge, S. (1999): *Vom Einzelfall zum Typus*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kepplinger, H. (2001): *Die Kunst der Skandalisierung und die Illusion der Wahrheit*. München: Olzog Verlag.
- Kitzinger, J. (2000): »Media templates: patterns of association and the (re)construction of meaning over time«. *Media, Culture & Society* 22, S. 61-84.
- Kjaernes, U. (1999): »Food risks and trust relations«. *Sociologisk Tidsskrift* 7, S. 265-284.
- Kleinwellfonder, B. (1996): *Der Risikodiskurs: zur gesellschaftlichen Inszenierung von Risiko*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Klose, W. (1971): *Skandal und Politik*. Tübingen: Katzmann Verlag.
- Köhler, B. (1991): *Gibt es eine soziale Differenzierung des Ernährungsverhaltens? WZB-Paper der Forschungsgruppe Gesundheitsrisiken und Präventionspolitik*, Berlin.
- Köhler, B. (1993): »The division of issues«. In: U. Kjaernes (Hg.), *Regulating markets – regulating people*, Oslo: Novus Forl, S. 77-90.
- König, W. (2000): *Geschichte der Konsumgesellschaft*. Stuttgart: Steiner Verlag.
- Konietzka, D. (1994): »Individualisierung, Entstrukturierung und Lebensstile«. In: J. Blasius/J. Dangschat (Hg.), *Lebensstile in den Städten*, Opladen: Leske+Budrich, S. 150-168.
- Krasberg, U. (1997): »Nahrung und Ernährung als Ausdruck des kulturellen Geschlechterverhältnisses im ländlichen Griechenland«. In: H.-J. Teuteberg/G. Neumann/A. Wierlacher (Hg.), *Essen und kulturelle Identität*, Berlin: Akademie Verlag, S. 428-437.
- Krimsky, S. (1992): »The Role of Theory in Risk Studies«. In: S. Krimsky/D. Golding (Hg.), *Social Theories of Risk*, Westport/London: Praeger, S. 3-22.

- Krohn, W./Krücken, G. (1993): »Risiko als Konstruktion und Wirklichkeit«. In: W. Krohn/G. Krücken (Hg.), *Risikante Technologien: Reflexion und Regulation*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 9-44.
- Kropp, C. (2002): *Natur*. Opladen: Leske+Budrich.
- Kuckartz, U. (2000): *Umweltbewusstsein in Deutschland 2000*. Hrsg. vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Bonn.
- Kutsch, T. (1992): »Ernährungssoziologie«. In: T. Kutsch (Hg.), *Ernährungsforschung – Interdisziplinär*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 98-135.
- Kutsch, T. (2000): »Konturen einer Ernährungssoziologie«. In: D. Rosenkranz/N. Schneider (Hg.), *Konsum*, Opladen: Leske+Budrich, S. 149-168.
- Laermann, K. (1984): »Die gräßliche Bescherung«. *Kursbuch 77*, S. 159 - 172.
- Lamont, M. (1996): »Das Wesen der Tugend«. *Berliner Journal für Soziologie*, 6, S. 15-31.
- Lash, S. (1993): »Reflexive Modernization: The Aesthetic Dimension«. *Theory, Culture & Society* 10, S. 1-23.
- Lash, S. (2000): »Risk culture«. In: B. Adam/U. Beck/J. van Loon (Hg.), *Risk Society and Beyond*, London: Sage, S. 47-62.
- Lash, S./Wynne, B. (1992): »Introduction«. In: U. Beck, *Risk Society: Towards a New Modernity*, London: Sage, S. 1-8.
- Levenstein, H. (1988): *Revolution at the table: The transformation of the American diet*. Berkeley/London/Los Angeles: University of California Press.
- Linnerooth-Bayer, J. (2001): »Introduction«. In: J. Linnerooth-Bayer/R. Löfstedt/G. Sjöstedt (Hg.), *Transboundary Risk Management*, London: Earthscan, S. 1-31.
- Lochhard, C./Coughlin, R. (1992): »Building Better Comparative Social Theory Through Alternative Conceptions of Rationality«. *Western Political Quarterly* 45, S. 793-809.
- Löfstedt, R./Sjöstedt, G. (2001): »Transboundary Environmental Risk Management in the New Millennium: Lessons for Theory and Practice«. In: J. Linnerooth-Bayer/R. Löfstedt/G. Sjöstedt (Hg.), *Transboundary Risk Management*, London: Earthscan, S. 305-323.
- Loos, P./Schäffer, B. (2001): *Das Gruppendiskussionsverfahren*. Opladen: Leske+Budrich.
- Looser, H./Kolbe, C./Schaller, R. et al. (1995) (Hg.): *Die Schweiz und ihre Skandale*. Zürich: Limmat Verlag.
- Luhmann, N. (1991): *Soziologie des Risikos*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Luhmann, N. (1995a): *Die Realität der Massenmedien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Luhmann, N. (1995b): »Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?«. In: H. Gumbrecht/K. Pfeiffer (Hg.), *Materialität der Kommunikation*, 2. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 884-905.
- Luhmann, H.-J. (2001a): *Die Blindheit der Gesellschaft – Filter der Risikowahrnehmung*. München: Gerling Akademie Verlag.
- Luhmann, H.-J. (2001b): »10 Jahre ›Verhinderung eines amtlichen BSE-Nachweises durch staatliche Stellen«. *GAIA* 10, S. 168-173.
- Lull, J./Hinerman, S. (1997): »The Search for Scandals«. In: J. Lull/S. Hinerman (Hg.), *Media Scandals*, Cambridge: Polity Press, S. 1-33.
- Lupton, D. (1999a): *Risk*. London/New York: Routledge.
- Lupton, D. (1999b): »Introduction: Risk and sociocultural theory«. In: D. Lupton (Hg.), *Risk and sociocultural theory: new directions and perspectives*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 1-11.
- Macintyre, S./Reilly, J./Miller, D./Eldridge, J. (1998): »Food choice, food scares, and health: The role of the media«. In: A. Murcott (Hg.), *The Nation's Diet: The social science of food choice*, London: Addison Wesley Longman, S. 228-249.
- Malecha, G. (1994): »A Cultural Analysis of Populism in Late-Nineteenth-Century America«. In: R. Ellis/D. Coyle (Hg.), *Politics, Policy and Culture*, Boulder: Westview Press, S. 93-116.
- Marotzki, W. (2003): »Leitfadeninterviews«. In: R. Bohnsack/W. Marotzki/M. Meuser (Hg.), *Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung*, Opladen: Leske+Budrich, S. 114.
- Matten, D. (1998): *Management ökologischer Unternehmensrisiken: Zur Umsetzung von sustainable development in der reflexiven Moderne*. Stuttgart: M und P.
- Mennell, S. (1988): *Die Kultivierung des Appetits: die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt/M.: Athenäum.
- Merton, R./Kendall P. (1946): »The Focused Interview«. *American Journal of Sociology* 51, S. 541-557.
- Merton, R./Kendall, P. (1979): »Das fokussierte Interview«. In: C. Hopf/E. Weingarten (Hg.), *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 171-204.
- Meyer, T. (2001): »Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz«. *Soziale Welt* 52, S. 255-271.
- Meyer-Hullmann, K. (1999): *Lebensmittelskandale und Konsumentenreaktionen*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Micheletti, M. (2003): *Political Virtue and Shopping*. New York: Palgrave.
- Moser, H. (1989): »Politische Skandale: Un-, Zu- und Sündenfälle«. In: H. Moser (Hg.), *L'Eclat c'est moi*, Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 18-30.
- Moser, H. (1990): »Skandalogie – Beiträge zu einem neuen Forschungsbereich der Politischen Psychologie.« *PP-Aktuell* 9, 1+2, S. 3-13.

- Müller, H.-P. (1989): »Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung«. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 41, S. 53-70.
- Müller, H.-P. (1993): Sozialstruktur und Lebensstile. 2. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Müller, H.-P. (1995): »Differenz und Distinktion. Über Kultur und Lebensstile«. Merkur 49, S. 927-934.
- Murcott, A. (1982): »On the social significance of the ›cooked dinner‹ in South Wales«. Social Science Information 21, S. 677-695.
- Murcott, A. (2003): »Food and Culture«. In: P. Belton/T. Belton (Hg.), Food, science and society, Berlin/Heidelberg: Springer, S. 21-53.
- Neckel, S. (1989): »Das Stellhölzchen der Macht«. In: R. Ebbighausen/S. Neckel (Hg.), Anatomie des politischen Skandals, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 55-80.
- Noelle-Neumann, E./Köcher, R. (2002): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1998-2002. München: K.G. Saur.
- O'Malley, P. (1996): »Risk and responsibility«. In: A. Barry (Hg.), Foucault and political reason, London: UCL Press, S. 189-207.
- O'Rourke, A. D. (1990): »Anatomy of a Disaster«. Agribusiness 6, S. 417-424.
- Ostrander, D. (1982): »One- and Two-Dimensional Models of The Distribution«. In: M. Douglas (Hg.), Essays in the Sociology of Perception, London/Boston/Henley: Routledge & Kegan Paul, S. 14-30.
- Otte, G. (2005): »Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft? Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Bilanzierungsversuchen«. KZfSS 57, 1, S. 1-31.
- Otway, H./Wynne, B. (1993): »Risiko-Kommunikation: Paradigma und Paradox«. In: W. Krohn/G. Krücken (Hg.), Riskante Technologien: Reflexion und Regulation, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 101-112.
- Philipps, A. (2007): »Der unpolitische Verbraucher: Eine Spurensuche«. Mitteilungen 14 (Dr. Rainer-Wild-Stiftung), S. 37-41.
- Pill, R. (1983): »An apple a day ... some reflections on working class mothers' view on food and health«. In: A. Murcott (Hg.), The sociology of food and eating, Aldershot: Gower, S. 117-127.
- Pill, R./Stott, N. (1985): »Preventive procedures and practices among working class women: New data and fresh insights«. Social Science & Medicine 21, S. 975-983.
- Plasser, G. (1994): »Essen und Lebensstil«. In: R. Richter (Hg.), Sinnbasteln: Beiträge zur Soziologie der Lebensstile, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 88-98.
- Poferl, A./Keller, R. (1998): »Vergesellschaftete Natur - Öffentliche Diskurse und soziale Strukturierung«. In: K.-W. Brand (Hg.), Soziologie und Natur, Opladen: Leske+Budrich, S. 117-142.

- Poferl, A./Schilling, K./Brand, K.-W. (1997): Umweltbewußtsein und Alltagshandeln. Opladen: Leske+Budrich.
- Prahl, H.-W./Setzwein, M. (1999): Soziologie der Ernährung. Opladen: Leske+Budrich.
- Preiser, S. (1989): »Ganz normale menschliche Reaktionen. Skandalverarbeitung im Spannungsfeld politischer Erfahrungen, Werte und Einstellungen«. In: H. Moser (Hg.), *L'Eclat c'est moi*, Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 98-117.
- Preiser, S. (1990): »Massenmedien, Menschenbilder, Machtverächter: Skandalverarbeitung im Spannungsfeld politischer Erfahrungen, Werte und Einstellungen«. *PP-Aktuell* 9, S. 15-22.
- Probst, F. W. (1997): »Vorausschau auf den Rindermarkt«. *Agrarwirtschaft* 46, S. 314-319.
- Raschke, J. (2001): »»So kann man nicht regieren« Die Grünen und das rot-grüne Regierungsexperiment«. *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 14, S. 10-25.
- Rayner, S. (1992): »Cultural Theory and Risk Analysis«. In: S. Krimsky/D. Golding (Hg.), *Social Theories of Risk*, Westport/London: Praeger, S. 83-115.
- Rayner, S. (1993): »Risikowahrnehmung, Technologieakzeptanz und institutionelle Kultur: Fallstudie für einige neue Definitionen«. In: Bayerische Rück (Hg.), *Risiko ist ein Konstrukt*, München: Knesebeck, S. 213-243.
- Reckwitz, A. (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive«. *Zeitschrift für Soziologie* 32, S. 282-301.
- Reckwitz, A. (2004): »Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken«. In: K. H. Hörning/J. Reuter (Hg.), *Doing culture: neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld: Transcript Verlag, S. 40-54.
- Rehaag, R./Waskow, F. (2005): »Der BSE-Diskurs als Beispiel politischer Ernährungskommunikation«. *Diskussionspapier Nr. 10 des KATALYSE Instituts für angewandte Umweltforschung*, Köln.
- Reilly, J. (2003): »Food risks, public policy and the mass media«. In: P. Belton/T. Belton (Hg.), *Food, science and society*, Berlin/Heidelberg: Springer, S. 71-90.
- Renn, O. (1992): »Concepts of Risk: A Classification«. In: S. Krimsky/D. Golding (Hg.), *Social Theories of Risk*, Westport, London: Praeger, S. 53-79.
- Reusswig, F. (2002): »Lebensstile und Naturorientierungen«. In: D. Rink (Hg.), *Lebensstile und Nachhaltigkeit*, Opladen: Leske+Budrich, S. 156-180.

- Riemann, G. (2003): »Narratives Interview«. In: R. Bohnsack/W. Marotzki/M. Meuser (Hg.), Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung, Opladen: Leske+Budrich, S. 120-122.
- Ruhrmann, G. (1996): Öffentlichkeit, Medien und Wissenschaft. Bonn: ZV Zeitungs-Verlag Service.
- Schmitz, M. (1981): Theorie und Praxis des politischen Skandals. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Schroth, Y. (1999): Dominante Kriterien der Sozialstruktur. Münster: LIT Verlag.
- Schulze, G. (1996): Die Erlebnisgesellschaft. 6. Aufl., Frankfurt/M.: Campus.
- Schulze, G. (2001): »Scheinkonflikte. Zu Thomas Meyers Kritik der Lebensstilforschung«. Soziale Welt 52, S. 283-296.
- Schütz, A. (1960): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. 2. Aufl., Wien: Springer.
- Schütz, A. (1964): »The well-informed citizen«. In: A. Schütz, Collected Papers, Vol. 2, Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 120-134.
- Schütz, A. (1972): »Der Fremde«. In: A. Schütz, Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 53-69.
- Schütz, A. (1982): Das Problem der Relevanz. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schütz, A. (1990): »On Multiple Realities«. In: A. Schütz, Collected Papers, Vol. 1, Dordrecht/Boston/London: Kluwer Academic Publishers, S. 207-356.
- Schütz, A./Luckmann, T. (1991): Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1, 4. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schütze, C. (1967): Die Kunst des Skandals. München/Bern/Wien: Scherz Verlag.
- Schütze, C. (1985): Skandal. Eine Psychologie des Unerhörten. Bern/München: Scherz Verlag.
- Schütze, F. (1983): »Biografieforschung und narratives Interview«. Neue Praxis 3, S. 283-293.
- Schütze, F. (1984): »Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens«. In: M. Kohli/G. Robert (Hg.), Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart: Metzler Verlag, S. 78-117.
- Schwarz, M./Thompson, M. (1990): Divided We Stand. Philadelphia: UPP.
- Silbermann, A. (1992): »Vom Skandal und dem Mythos der öffentlichen Meinung«. Communications 17, S. 215-223.
- SINUS (2002): Kurzbeschreibung der Sinus-Milieus 2002. Heidelberg: Sinus Sociovision.
- Simmel, G. (1957): »Soziologie der Mahlzeit«. In: G. Simmel, Brücke und Tür: Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart: K. F. Köhler Verlag, S. 243-250.

- Sjöberg, L. (1997): »Explaining risk perception: An empirical evaluation of cultural theory«. *Risk Decision and Policy* 2, S. 113-130.
- Smith, N./Cebulla, A./Cox, L./Davies, A. (2006): »Risk Perception and the Presentation of Self: Reflections from Fieldwork on Risk«. *Forum Qualitative Sozialforschung* 7, 1, Art. 9. Zugang über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-06/06-1-9-e.htm>.
- Soper, K. (1995): *What is Nature?* Oxford: Blackwell.
- Spickard, J. (1989): »A Guide to Mary Douglas's Three Versions of Grid/Group Theory«. *Sociological Analysis* 50, S. 151-170.
- Spiekermann, U. (1998): »Was ist Lebensmittelqualität?« *Ernährungs-Umschau* 45, S. 198-205.
- Steg, L./Sievers, I. (2000): »Cultural Theory and Individual Perceptions of Environmental Risks«. *Environment and Behavior* 32, S. 250-269.
- Stolle, D./Micheletti, M. (2005): »Warum werden Käufer zu ›politischen Verbrauchern‹?« *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 18, S. 41-52.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.
- Swidler, A. (1986): »Culture in Action: Symbols and Strategies«. *American Sociological Review* 51, S. 273-286.
- Swidler, A. (2003): *Talk of Love*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Tacke, V. (1999): »Organisatorische Risikokonstruktionen unter Bedingungen der Globalisierung von Nicht-Wissen: Der Fall der Rinderkrankheit BSE«. In: G. Schmidt/R. Trinczek (Hg.), *Globalisierung*, Baden-Baden: Nomos, S. 213-241.
- Tacke, V. (2000): »Das Risiko der Unsicherheitsabsorption«. *Zeitschrift für Soziologie* 29, S. 83-102.
- Teuteberg, H.-J. (1971): »Der Fleischverzehr in Deutschland und seine strukturellen Veränderungen«. In: H.-J. Teuteberg/G. Wiegelmann (1988) (Hg.), *Unsere tägliche Kost*, Münster: Copenrath, S. 63-73.
- Teuteberg, H.-J. (1972): »Studien zur Volksernährung unter sozial- und wirtschaftlichen Aspekten«. In: H.-J. Teuteberg/G. Wiegelmann (Hg.), *Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Teuteberg, H.-J. (1979): »Die Ernährung als psychosoziales Phänomen: Überlegungen zu einem verhaltenstheoretischen Bezugsrahmen«. In: H.-J. Teuteberg/G. Wiegelmann (1988) (Hg.), *Unsere tägliche Kost*, Münster: Copenrath, S. 1-19.
- Teuteberg, H.-J. (1986a): »Die Begründung der Ernährungsindustrie«. In: H.-J. Teuteberg/G. Wiegelmann (1988) (Hg.), *Unsere tägliche Kost*, Münster: Copenrath, S. 291-302.

- Teuteberg, H.-J. (1986b): »Stadien der Ernährungsgeschichte«. In: H.-J. Teuteberg/G. Wiegelmann (1988) (Hg.), *Unsere tägliche Kost*, Münster: Coppenrath, S. 303-310.
- Teuteberg, H.-J. (1986c): »Der Kampf gegen die Lebensmittelverfälschungen«. Aus: H.-J. Teuteberg/G. Wiegelmann (1988) (Hg.), *Unsere tägliche Kost*, Münster: Coppenrath, S. 371-377.
- Teuteberg, H.-J. (1987): »Zum Problemfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert«. In: H.-J. Teuteberg (Hg.), *Durchbruch zum modernen Massenkonsum*, Münster: Coppenrath, S. 1-36.
- Teuteberg, H.-J./Wiegelmann, G. (1972): *Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thiel, C./Thai, D. M. (1995): »Armut und Ernährung in den neuen Bundesländern«. In: E. Barlösius/E. Feichtinger/B. Köhler (Hg.), *Ernährung in der Armut: gesundheitliche, soziale und kulturelle Folgen in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin: Ed. Sigma, S. 141-160.
- Thompson, E. P. (1980): »Plebeische Kultur und moralische Ökonomie«. In: E. P. Thompson, *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie*, Frankfurt/M./Berlin/Wien: Ullstein, S. 67-130.
- Thompson, J. (1997): »Scandals and Social Theory«. In: J. Lull/S. Hinerman (Hg.), *Media Scandals*, Cambridge: Polity Press, S. 34-64.
- Thompson, M. (1982): »The Problem of the Centre: An Autonomous Cosmology«. In: M. Douglas (Hg.), *Essays in the Sociology of Perception*, London/Boston/Henley: Routledge & Kegan Paul, S. 302-327.
- Thompson, M./Ellis, R./Wildavsky, A. (1990): *Cultural Theory*. Boulder/San Francisco/Oxford: Westview Press.
- Tränhardt, D. (1988): »Scandals, changing norms and agenda setting in West Germany's political system«. *Beiträge zur Politikwissenschaft und Verwaltungswissenschaft des Instituts für Politikwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster*, Münster.
- Trittel, G. (1994): »Hungerkrise und kollektiver Protest in Westdeutschland (1945-1949)«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), *Der Kampf um das tägliche Brot*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 377-391.
- Tulloch, J./Lupton, D. (2003): *Risk and Everyday Life*. London/Thousand Oaks/New Dehli: Sage.
- Van Loon, J. (2000): »Virtual Risks in an Age of Cybernetic Reproduction«. In: B. Adam/U. Beck/J. van Loon (Hg.), *The Risk Society and Beyond*, London: Sage, S. 165-182.
- Veblen, T. (1958): *Theorie der feinen Leute*. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Vester, M./Oertzen, P.v./Geiling, H./Hermann, T./Müller, D. (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Vester, M./Hofmann, M./Zierke, I. (1995): Soziale Milieus in Ostdeutschland: Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung. Köln: Bund.
- Warde, A. (1997): Consumption, Food and Taste. London/Thousand Oaks/New Dehli: Sage.
- Wierlacher, A. (1993): »Einleitung: Zur Begründung einer interdisziplinären Kulturwissenschaft des Essens«. In: A. Wierlacher/G. Neumann/H.-J. Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen, Berlin: Akademie-Verlag, S. 1-21.
- Wildavsky, A. (1993): »Vergleichende Untersuchung zur Risikowahrnehmung: Ein Anfang«. In: Bayerische Rück (Hg.), Risiko ist ein Konstrukt, München: Knesebeck, S. 191-211.
- Wildavsky, A./Dake, K. (1990): »Theories of Risk Perception: Who Fears What and Why?«. Daedalus 119, S. 41-60.
- Wildner, S. (2002): »Der Einfluss der BSE-Berichterstattung auf die Nachfrage von Fleisch und Fisch«. Berichte über Landwirtschaft 80, S. 40-52.
- Wilkinson, I. (2001): »Social Theories of Risk Perception: At Once Indispensable and Insufficient«. Current Sociology 49, S. 1-22.
- Willhöft, C. (2001): Verbraucherverunsicherung - eine ausweglose Situation? Karlsruhe.
- Wilson, G. (1989): »Family Food Systems, Preventive Health and Dietary Change: A Policy to Increase the Health Divide«. Journal of Social Policy 18, S. 167-185.
- Wirz, A. (1997): »Schwach zwingt Starres: Ernährungsreform und Geschlechterordnung«. In: H.-J. Teuteberg/G. Neumann/A. Wierlacher (Hg.), Essen und kulturelle Identität, Berlin: Akademie Verlag, S. 438-464.
- Wohlrab-Sahr, M. (1994): »Vom Fall zum Typus«. In: A. Dietzinger et al. (Hg.), Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, Freiburg i.B.: Kore, S. 269-299.
- Wolters, C. (1998): Die BSE-Krise: Agrarpolitik im Spannungsfeld zwischen Handelsfreiheit und Konsumentenschutz. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Wynne, B./Dressel, K. (2001): »Cultures of Uncertainty – Transboundary Risks and BSE in Europe«. In: J. Linnerooth-Bayer/R. Löfstedt/G. Sjöstedt (Hg.), Transboundary Risk Management, London: Earthscan, S. 121-154.
- Zimmermann, C. (1994): »Obrigkeithliche Krisenregulierung und kommunale Interessen: Das Beispiel Württemberg 1770/71«. In: M. Gailus/H. Volkmann (Hg.), Der Kampf um das tägliche Brot, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 107-131.

-
- Zinn, J. (2006): »Recent Developments in Sociology of Risk and Uncertainty«. Forum Qualitative Sozialforschung 7, 1, Art. 30. Zugang über: www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-06/06-1-30-e.htm.
- Zintz, K./Roennefahrt, S. (1990): »Der politische Skandal im Spannungsfeld zwischen Inszenierung und Kontrolle«. Zeitschrift für Parlamentsfragen 21, S. 600-609.
- Zwick, M. (2002): »Umweltgefährdung, Umweltwahrnehmung, Umweltverhalten – Was erklären Wertorientierungen?« In: D. Rink (Hg.), Lebensstile und Nachhaltigkeit, Opladen: Leske+Budrich, S. 95-116.
- Zwiener, G. (1981): Chemie in Lebensmitteln. Köln: Katalyse-Umweltgruppe.

Anhang Leitfaden

Einstieg

- Befragung zum Umgang mit Lebensmittelskandalen
- wissenschaftliche Zwecke (Anonymität, keine Namen, Tonbandaufnahme)
- wie das Interview ablaufen wird (Aufforderung zum Erzählen)
- Gegenfragen bzw. Wünsche des/r InterviewpartnerIn

Ernährungsgewohnheiten

- Ganz allgemein: Was haben Sie heute gegessen?
- Was essen Sie normalerweise? Beschreibung eines typischen Tages: was, wann, wo, mit wem usw.
- Unterschiede typisch-untypisch (Woche-Wochenende, besondere Tage, Feierlichkeiten)
- Zum Thema Ernährung in Deutschland, was fällt Ihnen da als erstes ein?
- Was ist Ihre Lieblingsspeise? Was sind deren Bestandteile?
- Was ist ein »richtige Mahlzeit«? Was unterscheidet eine »richtige Mahlzeit« von anderen?
- Welche Speisen gehören nicht zu einer »richtige Mahlzeit«? Weshalb?
- Gibt es Situationen, in denen Sie keine »richtige Mahlzeit« einnehmen können (Beispiele)? Wie empfinden Sie das?
- Wer bestimmt, was auf den Tisch kommt? Wer kauft ein?

Erfahrungen und Umgang mit Lebensmittelskandalen

- Unser Thema sind Lebensmittelskandale, welche fallen Ihnen dabei spontan ein? Welche Erinnerungen haben Sie an [Erstgenannten]?
- Was war der letzte Lebensmittelskandal von dem Sie gehört haben? Was ist Ihnen lebhaft in Erinnerung geblieben?

- Haben Sie mal Ihre Ernährungsgewohnheiten umgestellt? Kurzfristig oder dauerhaft? Was hat die Entscheidung mitbestimmt?
- Was glauben Sie, sind die Ursachen solcher Lebensmittelskandale (Beispiele)?
- Fühlen Sie sich selbst als Betroffenen? Wie? Kennen Sie Menschen in ihrem Umfeld (Verwandte, Freunde), die direkt von Lebensmittelskandalen betroffen sind?
- Sind Sie durch solche Ereignisse besorgt? Fühlen Sie sich bedroht? Warum (nicht)? (Beispiele)
- Wie kann man sich vor gesundheitsgefährdenden Stoffen in Lebensmitteln schützen? Gibt es Sicherheiten bzw. Maßnahmen zum Schutz (Beispiele)?
- Im Falle eines neuen Lebensmittelskandals, was würden Sie ihren Nächsten (Verwandte, Freunde) zur Bewältigung empfehlen?
- Was halten Sie von ... [(Verzicht oder Weiterverzehr) Gegenstrategie nennen]?

Informationsverhalten

- Sind Lebensmittelskandale Gegenstand der Unterhaltung? Mit wem reden Sie über das Thema »Lebensmittelskandale« oder haben sich in der Vergangenheit unterhalten?
- Ganz kurz: Wie erfahren Sie von aktuellen Lebensmittelskandalen? Wie informieren Sie sich bei weiterführenden Fragen? (Internet, Zeitschriften, Bekannte/Freunde, Medien, Verbraucherberatung)
- Welchen Eindruck haben Sie von der Berichterstattung in den Medien zu Lebensmittelskandalen?

Werthaltung

- Kommen wir zu Lebensmittelskandalen im Allgemeinen. Sehen Sie eine Möglichkeit, die Verantwortlichen für solche Skandale auszumachen?
- Wer kann aus Ihrer Sicht für die Lösung von Lebensmittelskandalen etwas beitragen? Welche Hoffnungen und Erwartungen haben Sie? Fallen Ihnen dazu Organisationen, Initiativen oder Behörden ein?
- Kann ein ökologischer Landbau die Gefahr minimieren? Weshalb (nicht)?
- Was würden Sie mir raten, wie sollte ich mich beim nächsten Lebensmittelskandal verhalten (Beispiel: gesundheitsgefährdende Zusatzstoffe in Lebensmitteln)?

Allgemeine Gefahrenwahrnehmung

- Abgesehen von Lebensmittelskandalen, was empfinden Sie als wirklich besorgniserregend? Weshalb? (Beispiele) Was sollte getan werden?
- Rekapitulation: Verschiedene Begriffe im Zusammenhang mit Lebensmittelskandalen (Gesundheit, Sicherheit, Qualität)
- Welche Rolle spielt »Gesunde Ernährung« in Ihrem Alltag? Inwiefern haben Sie mit Hindernissen zu kämpfen?
- Sind Lebensmittel im Allgemeinen »sicher«? Wann, glauben Sie, kann man gewiss sein, dass Lebensmittel »sicher« sind?
- Wann haben Sie das Gefühl, ein hochwertiges Lebensmittel gekauft zu haben?
- Was macht die Qualität von Lebensmitteln aus? Wie kann die Qualität kontrolliert werden?

Vorstellungen von »gutem Leben«, Wertorientierungen

- Jetzt noch eine allgemeine Frage: Was macht für Sie ein »gutes Leben« aus?
- [Optional, wenn nicht in der Wohnung des IP: Können Sie mir Ihre Wohnung beschreiben. Welche Ansprüche haben Sie an Ihre Wohnung? Was darf nicht fehlen? Was könnte noch hinzukommen?]
- Generelle Lebensorientierungen, Lebensziele
- Was ist Wohlstand?
- Welche Rolle spielt dabei die Umwelt?

Vielen Dank!

Anhang Transkriptionsregeln

- ... = Nicht beendete Fragen, Sätze am Ende eines Absatzes
- / = Abbruch eines Wortes
- (.) = Pause
- (()) = Klammern für Geräusche (räuspern, husten, klingeln)
- () = Klammern mit drei Leerzeichen für jedes unverständliche Wort
- (Haus)= Vermutliche Bedeutung des Wortes
- [...] = Weggelassene oder eingefügte Textstellen
- NEIN = Großbuchstaben für laute, besonders betonte Worte

Die Interviewpassagen wurden teilweise geglättet, d.h. Doppelungen, Wiederholungen oder starke Verkürzungen wurden entfernt. Damit soll das Lesen gesprochener Sprache erleichtert werden.

Anhang Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abb. 1 Nullpunkt im grid/group-Modell	72
Abb. 2 Soziale Milieus in Westdeutschland	108
Abb. 3 Soziale Milieus in Ostdeutschland	109
Abb. 4 Verteilung der ausgewerteten Fälle	123
Abb. 5 Häufigkeiten der genannten Skandale	131
Abb. 6 Ratschläge im Verhältnis zum Aufwand	139
Abb. 7 Genutzte Informationsquellen	144
Abb. 8 Bewältigungsmuster im sozialen Raum (n=29 Fälle)	178
Tab. 1 Interviews in ostdeutschen Milieus	117
Tab. 2 Interviews in westdeutschen Milieus	117
Tab. 3 Ausgewählte Merkmale	122
Tab. 4 Ausgewählte Interviews in ostdeutschen Milieus	124
Tab. 5 Ausgewählte Interviews in westdeutschen Milieus	124

Science Studies

Tristan Thielmann,
Erhard Schüttpelz,
Peter Gendolla (Hg.)

Akteur-Medien-Theorie

Dezember 2008, ca. 400 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 32,80 €,
ISBN: 978-3-8376-1020-8

Philippe Weber

Der Trieb zum Erzählen

Sexualpathologie und
Homosexualität, 1852-1914
November 2008, ca. 356 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 978-3-8376-1019-2

Falk Schützenmeister

Zwischen Problemorien- tierung und Disziplin

Ein koevolutionäres Modell
der Wissenschaftsentwicklung
November 2008, ca. 320 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 978-3-8376-1008-6

Sabine Maasen

Wissenssoziologie

Oktober 2008, ca. 120 Seiten,
kart., ca. 12,80 €,
ISBN: 978-3-89942-421-8

Katja Patzwaldt

Die sanfte Macht

Die Rolle der wissenschaft-
lichen Politikberatung
bei den rot-grünen
Arbeitsmarktrefor-
men
Juni 2008, 300 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-935-0

Axel Philipps

BSE, Vogelgrippe & Co.

»Lebensmittelskandale«
und Konsumentenverhalten.
Eine empirische Studie
Juni 2008, 210 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-953-4

Renate Mayntz,

Friedhelm Neidhardt,

Peter Weingart,

Ulrich Wengenroth (Hg.)

Wissensproduktion und Wissenstransfer

Wissen im Spannungsfeld
von Wissenschaft, Politik
und Öffentlichkeit
Mai 2008, 350 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-834-6

Gerlind Rüge

Scheintod

Zur kulturellen Bedeutung
der Schwelle zwischen Leben
und Tod um 1800
März 2008, 338 Seiten,
kart., 31,80 €,
ISBN: 978-3-89942-856-8

Sandro Gaycken,

Constanze Kurz (Hg.)

1984.exe

Gesellschaftliche, politische
und juristische Aspekte
moderner Überwachungs-
technologien
Januar 2008, 310 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-766-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Science Studies

Jürgen Enders,
Ben Jongbloed (eds.)
**Public-Private Dynamics
in Higher Education**
Expectations,
Developments
and Outcomes
2007, 526 Seiten,
kart., 36,80 €,
ISBN: 978-3-89942-752-3

Katja Sabisch
**Das Weib als
Versuchsperson**
Medizinische Menschen-
experimente im 19. Jahr-
hundert am Beispiel
der Syphilisforschung
2007, 248 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-836-0

Anja Laukötter
**Von der »Kultur«
zur »Rasse« –
vom Objekt zum Körper?**
Völkerkundemuseen und
ihre Wissenschaften
zu Beginn des
20. Jahrhunderts
2007, 388 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 34,80 €,
ISBN: 978-3-89942-792-9

Marion Mangelsdorf
**Wolfsprojektionen:
Wer säugt wen?**
Von der Ankunft der Wölfe
in der Technoscience
2007, 312 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-735-6

Martin Carrier,
Johannes Roggenhofer (Hg.)
Wandel oder Niedergang?
Die Rolle der Intellektuellen
in der Wissensgesellschaft
2007, 182 Seiten,
kart., 19,80 €,
ISBN: 978-3-89942-584-0

Thomas Gondermann
Evolution und Rasse
Theoretischer und
institutioneller Wandel
in der viktorianischen
Anthropologie
2007, 324 Seiten,
kart., 32,80 €,
ISBN: 978-3-89942-663-2

Carsten von Wissel
**Hochschule als
Organisationsproblem**
Neue Modi universitärer
Selbstbeschreibung
in Deutschland
2007, 352 Seiten,
kart., 32,80 €,
ISBN: 978-3-89942-650-2

Tatjana Zimenkova
**Die Praxis der Soziologie:
Ausbildung, Wissenschaft,
Beratung**
Eine professionstheo-
retische Untersuchung
2007, 324 Seiten,
kart., 31,80 €,
ISBN: 978-3-89942-519-2

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Science Studies

Reinhard Heil,
Andreas Kaminski,
Marcus Stippak,
Alexander Unger,
Marc Ziegler (Hg.)

Tensions and Convergences
Technological and Aesthetic
Transformations of Society

2007, 366 Seiten,
kart., 33,80 €,
ISBN: 978-3-89942-518-5

Christine Hanke
**Zwischen Auflösung
und Fixierung**

Zur Konstitution von ›Rasse‹
und ›Geschlecht‹ in der phy-
sischen Anthropologie um 1900

2007, 298 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-626-7

Jörg Potthast
**Die Bodenhaftung der
Netzwerkgesellschaft**
Eine Ethnografie von Pannen
an Großflughäfen

2007, 230 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-649-6

Sebastian Linke
Darwins Erben in den Medien
Eine wissenschafts- und
mediensoziologische
Fallstudie zur Renaissance
der Soziobiologie

2007, 262 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-542-0

Heide Volkening
Am Rand der Autobiographie
Ghostwriting – Signatur –
Geschlecht

2006, 262 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-375-4

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de